Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/wovhornsgesammel31horn

# Aus dem Leben eines Vogelsbergers.

Bist du denn bei den Mädchen auch so blöde

# W. O. v. Horn's

# Gesammelte Erzählungen.

---

## Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

---

## Dritter Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Druck von J. D. Sauerländer.

RBR
Jantz
#1425
Bd. 3

# Inhalt.

Seite

Soneck. Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert . . . . . 1

Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden . . . . . 77

Das Original. Ein Stücklein . . . . . 123

Das Mühlchen in der Morgenbach. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1716 . . . . . 137

Der Apostelhof. Eine Geschichte aus der Vorzeit Bacharachs.

1. Die Willkommsnacht . . . . . 165
2. Der Morgen . . . . . 188
3. . . . . 194
4. Rückblicke . . . . . 216
5. Ein Blick in's häusliche Leben . . . . . 226
6. Die Gesellschaft . . . . . 238
7. Ein Verhör und seine Folgen . . . . . 250
8. Mädchenrache . . . . . 266
9. Anderer Wind . . . . . 276
10. Wolken am Himmel . . . . . 285
11. Der Eistanz . . . . . 293
12. Schluß . . . . . 311

Die Elser. Eine Geschichte aus dem Nassauer Land . . 321

# Inhalt.

# Soneck.

Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Wer auf dem schnaubenden Dampfboote die Rheinreise von Bingen bis Coblenz machte, erinnert sich wohl noch, wie stolz und keck die Burgruine, deren Namen diese Erzählung an der Stirne trägt, auf ihrem Felsen zwischen den Dörfern Heimbach und Drechtingshausen liegt, als bewährte Vorhut des gewaltigen Waldes, der den Namen Soon trägt und von dieser Ruine bis weit hinauf gen Soonscheidt, an die Grenze des mächtigen Hochwaldes, sich zieht. Die Berge treten bei Soneck etwas vom Rheine zurück und bilden einen kleinen Bogen, indem sie im Tiefgrunde dem Rheine gestatteten, fruchtbares Land anzuhäufen.

Will man die Ruine Soneck besteigen, so muß man eine kleine Strecke von der Rheinstraße über bebautes Land wandern und tritt alsdann am Fuße des Berges in die Region der Hecken und des Gestrüppes ein, das aus grauen Schieferfelstrümmern hervorwächst. Ein Blick nach der Ruine zeigt, daß man nur von einer Seite sie erreichen kann; das ist die südliche, wo ein schmaler Thaleinschnitt, den felsiges Gerölle fast ganz bedeckt, von einem frischen, klaren

Quellbächlein durchrieselt wird. Dies Bächlein machte in früheren Zeiten die Grenze des Trach- und Nahegaues. Von diesem Thal aus ermißt erst das Auge ganz die schwindelmachende Höhe, auf der die Ruine ruht, und läßt ahnen, wie schwer es sein mochte, sie, zur Zeit ihres Glanzes, zu erobern.

Der Felsen ist imposant, der ihr zum Fundamente dient. Epheu umrankt ihn, und Flechten und Moose geben ihm eine höchst malerische Bekleidung.

Arbeitet man sich, dem murmelnden Bächlein folgend, durch die Hecken und über das Steingerölle glücklich weg, so erreicht man nach mühsamem Klettern endlich die Burg, deren Thor auf dieser Seite lag. Trümmer haben den Graben gefüllt, der hier in den Felsen gehauen war. Das Fallthor und sein Thurm ist gebrochen. Vom Burghaus am Burgthore sind nur noch wenige Reste übrig. Sie lehnte sich an die hohe Warte, die auch bis zur Erde hin weggetilgt ist. Ein zweiter Hochthurm lehnte sich an das noch stehende Hauptburghaus. Vom Thor aus liefen in Windungen die Mauern hin und bildeten einen Eingangsweg, geschützt durch hohe Thürme. Ist man auf diesem Wege fortgewandelt, so tritt man endlich in den Kreis des Burghofes, und hier erhebt sich in mächtiger Höhe das Burghaus im Viereck, dessen Ecken oben vier kleine Lugthürme zieren, von denen die beiden vorderen, gegen Osten nämlich, noch stehen. Alles Eingebäude hat das gierige Element des Feuers und die zerstörende Menschenhand ganz vertilgt. Oede ist Alles und schauerlich stille; nur unter dem Boden hallt es dumpf; denn da ziehen sich die Felsenkeller und Verließe hin, wo neben der goldenen Quelle bacchantischer Lust der Kummer des Eingekerkerten wohnte und die Qualen lichtlosen Alleinseins trug. Hat aber der Wanderer diese Höhe erklettert, so wird alle Mühe reich belohnt.

Tritt man nämlich an den Rand der äußeren Mauer, so entfaltet sich eines der reizendsten Landschaftsbilder, welche der Rhein nur zu bieten vermag. Ringsum, wohin auch der Blick sich wendet,

schließen hohe Berge den Gesichtskreis ab, hier bewaldet vom Fuße, den der Fluß bespült, bis zum Gipfel, der sich im Aether badet, dort von der Reben frischem Grüne, wie vom Sammt bekleidet, und oben mit Fruchtbäumen und Ackerland gekrönt, das sich an friedliche Dörfchen und Weiler reihet. Ueberall aber tritt der rauhe und nackte Grauschieferfels in pittoresken Zacken zu Tage und bietet so dem Auge einen Wechsel, der eben so malerisch, als unterhaltend ist.

Tief im Süden, wo die grünliche Fluth des Rheines aus den bewaldeten Bergen hereintritt in den schönen Thalkessel, erblickt das Auge den weißen Punkt des freundlichen Schlößchens auf dem Niederwalde. Dunkelgrün ist der Berge Gewand, und der Fleiß der Menschenhand wird nur hin und wieder sichtbar.

Folgt der Blick dem nassauischen Ufer, so begrüßt er erst recht im Bodenthale die Spuren menschlichen Fleißes; und war er so klug, der Wanderer, sich mit einer Flasche des köstlichen Bodenthalers zu versehen, ehe er heraufstieg, so trinkt er jetzt die goldene Fluth mit doppelter Begeisterung und bringt dem Fleckchen ein Hoch, wo sie gewachsen. Weiter abwärts reihen sich Reben an Reben, bis der Blick auf Lorch weilt, dessen Häuser sich am Rheinufer hinziehen und in's Wisperthal hinauf und amphitheatralisch sich um die hochgelegene Pfarrkirche reihen. Seltsam nimmt sich das alte von Sohler'sche Ritterhaus am Ufer gegen die modernen Gebäude seiner Nachbarschaft aus. Es repräsentirt Lorchs großartige Vergangenheit. Von Burgen beschützt, deren eine nur noch in kärglichen Ruinen sichtbar ist, war es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, und selbst noch bis zur Reformation hin, einer der ansehnlichsten Orte des unteren Rheingaues, an dessen Grenze es lag. Ein zahlreicher Adel wohnte hier und in der burgreichen Nachbarschaft des Sauerthales und Wisperthales; das Stift seiner Kirche besaß eine zahlreiche Priesterschaft. Seine Präsenz war reicher, als irgend eine andere, und seine Schuljunkerschaft bot Bildung dem

Adel in einer Zeit, wo diese so selten gefunden wurde. So nahe dem Rheinweinstapelorte, blühte sein Weinbau, besonders seit man hier die Rebe aus Frankreich baute, die den rothen oder fränkischen Wein brachte. Das lustigste Leben am Rheine hatte hier seine Stätte. Weiter abwärts scheint sich das Dörfchen Lorchhausen, einst eine vorgeschobene Colonie des reichbevölkerten Lorch, verbergen zu wollen. Reben umranken seine Mauern gegen den Rhein, und hoch an seine Felsenwände pflanzte es seine Weinberge. Mauern und Thürme machten es seiner Zeit wehrhaft. Die Gegenwart hat sie großentheils niedergebrochen.

Es ist ein mächtiger Bergstock, der hier vortritt, der Berg der Wirbellai, an dessen Fuß ungeheure Tiefe gähnt und in Wirbeln aufbrodelt.

Der Fluß ist hier zum See abgeschlossen. Die Heilesseninsel, wo einst Gustav Adolph über den Rhein ging, schießt ihn mit ihrem Felsenwehr und ihrem blendenden Sommerhäuschen ab; auf diesem Felsenwehr stand und steht noch, jetzt in die Tiefe gesenkt, durch das Erheben des Rheinspiegels, der Altar des Bacchus, wo einst die Ubier und Römer ihre Libationen darbrachten.

Auf dem linken Ufer streben die Felsenwände der Vogtswiese zu namhafter Höhe, in deren Klüften der Schuhu noch wohnt. Bacharachs spitzer Thurm steht ihnen nahe. Er ist der nördliche Grenzthurm der hochbethürmten Mauern dieser einst so berühmten Stadt, von dem, einen spitzen Winkel bildend, die Mauern zum Rheine und zum Steeger-Thale sich hinabziehen zu den gewaltigen Thorthürmen hin, deren einer leider gefallen ist.

Am Rheinufer liegt die alte Stadt, deren Häuser sich um die byzantinische Kirche reihen, über deren Thurm am Felsen die schönen Ruinen der gothischen Wernerskirche trauern. Hoch oben liegt weitherrschend Stahleck, die Wiege des Pfälzergeschlechtes, die hohe, mächtige Burg, in Trümmern. Hermann von Stahleck's Geist wandelt hier, seit der Kummer über das Hundtragen des Körpers

Hülle brach. Die Schatten der Wittelsbacher und Staufen umschweben diese weiten Trümmer.

Und dort unten sammelten die Weinmärkte und Gabelungen einst die zahlreichen Käufer und Verkäufer, und das regste Handelsleben füllte den Hafen der Stadt, die im Mauerkranze so sicher ruhte. Aber auch der Krieg wüthete oft hier, bis Louvois das Vernichtungswort sprach und der bluttriefende Montal es ausführte.

Weiter aufwärts versteckt sich das in Ruinen liegende Klösterlein Fürstenthal in die Berge und Baumesgrün; und während Rheindiebachs Häuser verdeckt sind, sieht die Warte von Fürstenberg über die Höhen weg. Hier war es, wo einst ein Stein einen Kaiser zum Tribute zwang.

Auf dem Dorfe Heimbach weilt der Blick. Die Ruinen von Heimburg, erbaut auf den Trümmern des römischen Castrums, das die hier ausmündende Römerstraße deckte, sind fast verschwunden. Ueber Weinberge schweift der Blick, um endlich auf dem Dorfe Drechtingshausen auszuruhen.

Wie herrlich ist dies Panorama! Wie ruht der Rhein zu den Füßen des Beschauers in stiller Majestät, hier ganz eingeschlossen wie ein See! Wie reich ist der Stoff, der sich dem Denker aufdrängt, der hier auf den verwitterten Ruinen einer reichen Vergangenheit steht und unten den stolzen Repräsentanten der Gegenwart vorüberbrausen sieht: das rauchende Boot mit seinen Touristen.

Nun wir heimisch geworden sind auf Sonecks Ruinen, fragen wir wohl nach den Geschicken der Burg, aus denen uns die Sage eine reiche Episode mittheilen will. Wir lauschen noch einen Augenblick dem erzählenden Munde der Geschichte, ehe wir uns ganz dem Eindrucke jener wechselnden Begebenheiten hingeben.

Es liegt auf der Zeit, in welcher die Burg erbaut worden sein mag, leider ein tiefes Dunkel, wie auch auf dem, der zuerst den Gedanken in sich trug, hier auf dem steilen Felsen, an der Brust des hohen Berges eine Burg zu erbauen. Nur so viel läßt

sich mit einiger Gewißheit annehmen, daß einer der ritterlichen Erzbischöfe von Mainz im Laufe des zwölften Jahrhunderts die Burg gründete zum Schutze des Gebietes, welches Kurmainz und die Stifter des Doms und der Kirche Sanctae Mariae virginis ad gradus hier besaßen. Vielleicht aber auch, daß die reiche Abtei Corneli-Münster im Kölner Erzstift sie erbaute. Auch für diese Meinung sind Gründe genug vorhanden, denn schon vor der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist diese Abtei im Besitze der Burg, und Werner von Bolanden ist ihr Burgmann in ihr. Nach seinem Tod erbte sie dessen Bruder Philipp von Bolanden, genannt von Hohenfels, sammt der Schirmvogtei über die Güter der Abtei Corneli-Münster. Von dieser Zeit an vergaßen die Burgmannen ihres Zweckes, denn sie wurden Räuber im weitesten Sinne des Worts. Es sind Glieder des weitästigen Stammes der Ritter von Waldeck, deren Stammhaus im Wisperthale, deren Burghaus in Lorch lag, welche in dieser Zeit hier Burgmänner sind, vielleicht Afterlehnsträger Bolanden's, der sich mehr auf dem nahen Reichenstein aufhielt. Niemandem wurde dieser Räuber Treiben nachtheiliger, als den Kaufherren von Mainz, Trier und Köln und den Klöstern, die reich begütert umherlagen. Schamlos war das Treiben der Ritter. Es gereichte gewissermaßen ihnen zur Ehre, wenn sie so recht frech raubten und sich des Raubs im üppigsten Leben freuten. Die Unsicherheit war so groß am Rheinufer, daß fast Niemand mehr wagte, die Straße zu ziehen, und die Kaufleute ihre Schiffe mit Reisigen besetzten, um Angriffe abtreiben zu können.

Die Noth gebar den Städtebund, Arnold Salmann, der Walpode von Mainz, wurde sein Stifter. Schnell wuchs und kräftigte er sich, und schon 1254 rückte das Heer des Bundes vor Soneck und Reichenstein, und beide Burgen wurden erobert und zerstört. Philipp von Bolanden-Hohenfels wüthete und schwur glühende Rache im Bunde mit den Waldecken, deren Familie mächtig

und groß war; doch kam es zum Frieden und Wiederaufbau der Burgen, die wahrscheinlich nicht völlig zerstört worden waren, und es schien, als sei der böse Geist von ihnen gewichen; allein nicht lange währte dies, so brach er wieder hervor in seinem ganzen Ungestüm, in seiner maßlosen Zügellosigkeit. Der Wehruf der Unterdrückten und Mißhandelten drang zum Ohre Rudolphs von Habsburg. Er zog heran wie ein dräuend Wetter, und in Würzburg traf ihn der Kurfürst von Mainz, der ihn zum Rächen des Frevels rief. Soneck wurde belagert. Auf dem Vautsberg wohnte der Kaiser. Nach hartem Kampfe fiel die Burg, und Alle, die sie vertheidigten, wurden gehängt, sie selbst weggetilgt von der Erde. Erst im vierzehnten Jahrhundert erscheint sie urkundlich wieder; doch erst um die Hälfte dieses Jahrhunderts wurde die Burg von den Waldecken, Marschällen von Soneck, wie sie sich nannten und auch schon früher vorkommen, wieder erbaut. Sie wurde erweitert. Späterhin kamen durch Anheirath auch die Breidbach in die Ganerbschaft oder Erbgemeinschaft von Soneck und erbten es ganz, als die Waldecke von Soneck in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts ausstarben. Wahrscheinlich zerstörten im Verheerungskriege der Pfalz 1688 die Franzosen die Burg. Sie blieb im Besitze der Familie von Breidbach-Bürresheim, welche jedoch keinen Werth auf die Ruine legte, keine Steuern zahlte, so daß sie durch Verjährung an die Gemeinde Drechtingshausen überging, welche sie an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, damaligen Kronprinzen, und die übrigen Prinzen, Söhne Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III., verkaufte, in deren Besitz sie noch ist.

Nach diesem kurzen Ueberblicke der Geschichte der Burg kehren wir zu den Begebenheiten zurück, welche wir erzählen wollten, und welche unmittelbar in die Jahre 1282 und 1283 fallen, in jene verhängnißvolle Zeit, wo Soneck ein weitberüchtigtes Raubnest war und Rudolph von Habsburg das schwere Gericht hielt.

# 1.

Der Weg, welcher von Rüdesheim nach Assemannshusen, wie man es damals nannte, führte, war Anno 1281 bei weitem nicht so breit, nicht so geebnet und durch Dämme gegen die Fluth geschützt, wie er das heute ist; vielmehr bestand er lediglich in einem Pfade, welchen die Saumrosse der Halfer (Helfer) getreten hatten; der bald an die plätschernde Welle reichte, bald aber sich in eine ansehnliche Höhe hinaufzog, absonderlich, wenn Felsen am Ufer sich erhoben. Wer nicht in einem Kahn auf dem Rheine herab von Rüdesheim fuhr, mußte diesen Weg gehen oder, wie das junge waghalsige Ritter thaten, reiten. Am schlimmsten war er unterhalb der Burg Ehrenfels und dem Mausthurme, da, wo eben das Bingerloch ist. Bei weitem so fleißig, wie heute, war damals der Berg nicht angebaut. Nur zwischen Ehrenfels und Rüdesheim zogen sich die edlen Weinberge hin. Abwärts von erstgenannter Burg reichten Hecken und Gestrüppe bis unmittelbar an die Fluth des Rheines, und im Geklüfte hausten Füchse genug, um den Winzern lästig zu werden.

Die Herbstlese des Jahres 1281 war eine der günstigsten des Jahrhunderts. Alle Chroniken stimmen darin überein, daß nicht bloß in Hinsicht der Fülle (die Reben bogen sich unter ihrer Traubenlast), sondern auch in Rücksicht der Güte des Mostes kein Jahr des ganzen Säculums ihm glich; denn der Sommer war glühend heiß gewesen, und zu gehöriger Zeit hatte warmer Regen die Erde erquickt und ihre Ausdünstungen die Trauben ungemein edel gemacht. Ueberdies hatte auch der Erzpriester Bodo zu Lorch, ein Mann von tiefem Wissen und kundig des Laufes und der Erscheinungen der Gestirne, längst einen außerordentlichen Wein geweissagt, denn es hatte sich im Januar und Februar des mehrgedachten Jahres ein gar seltsam Gestirn gezeigt, das einen Schweif hatte gleich einem feurigen Kehrbesen und schauerlich in die Welt hereinleuchtete zum

Entsetzen der Leute. Plötzlich war es gekommen, und plötzlich verschwand es. Bodo hatte Recht. Der Wein wurde köstlich, denn der feurige Besen hatte die Luft wunderbar rein gekehrt.

Die Lese war denn auf den 12. October des Jahres 1281 festgesetzt worden.

In Lorch war dazumal ein groß Gejubel. Die Ritterschaft strömte da zusammen, und der Vicedom des Rheingaues war Willens, ein gewaltig Banket zu halten in Lust und Kurzweil, mit Tanz und Spiel, in seinem Burghause, dazu denn alle Welt geladen war.

Am Tage vor der Herbstlese zu Lorch schaukelte sich ein schöner Kahn auf den Wellen des Rheines von Rüdesheim herab. Er war überdeckt mit einem großen Zelttuche, gleich einem Gemach eingerichtet, und drinnen saßen drei Personen. Die eine war der hochwürdige Domscholaster von Mainz, der Bruder des Erzpriesters Bodo in Lorch, der eben einmal den Bruder heimsuchen, den Zehnten seines Herrn überwachen, die Schuljunkerschaft prüfen, die Präsenz reformiren — und sich des Lebens freuen wollte in der lieben Vaterstadt. Der Domscholaster war ein gewaltig dicker Herr, der die rothe Nase nicht vom Winde und Wasser und den Schmeerbauch nicht vom vielen Fasten hatte. Aus seinen Augen lachte die Freude und die gutmüthigste Heiterkeit. Die zweite Person im Schifflein war ein großer stattlicher Mann in schwarzem Kleide, der eine Pelzmütze auf dem weißen Haupte trug. Das Antlitz war gefurcht, ernst und fest. Hinter den Falten der Stirne wohnte Strenge, und im Auge blitzte, trotz des schneeigen Haares, ein Feuer, das, traf es den Rechten, ihn erbleichen machte. Man sah es auf ein Haar der Gestalt an, daß sie sich nicht viel zu beugen gelernt, wohl aber gewohnt war, daß Andere sich vor ihm beugten. Er trug eine güldene Kette um den stolzen Nacken, mit einem güldenen Schaustück dran, und ein kurzes, aber sehr breites Schwert an seiner Seite. Das war der Stifter des Städtebundes, Arnold Salmann, der reiche Kaufherr und Patrizier, aber auch Walpode

von Mainz, des Domscholasters anderer Bruder, den der Erzbischof ihm zugegeben hatte, um seine Geschäfte in Lorch vollziehen zu helfen. Und die dritte Person im Nächlein war ein Mädchen, so schön wie die Nixe, die drunten an der Lurelei jedes Auge und Herz bezaubert, so schön, wie je ein Mainzer Kind war im Frühlingsschmucke der Jugend. Das war Hedwig, die Tochter des Walpoden und die Nichte des dicken Domscholasters und des Erzpriesters Bodo in Lorch.

Während sie unter traulichen Gesprächen dahinfuhren und das Mägdlein so recht achtzehnjährig und sehnsüchtig in die grünliche Fluth des Stromes blickte, nahten sie sich dem Mausthurme. Von Ehrenfels schallte die Zollglocke; vom Mausthurm rief der Wächter das Fahrzeug an — allein Beide verstummten, als der Steuermann eine Flagge aushing, in deren Felde das Rad von Mainz erglänzte und den Zollwächtern zu erkennen gab, hier reiseten Bedienstete des Erzbischofs von hohen Würden.

Sie fuhren jetzt ganz nahe am Ufer hin.

„Sind wir nicht bald an dem gefährlichen Loche von Bingen, wo schon so manches Schifflein seinen Untergang fand?“ fragte das Fräulein.

Der Walpode verzog zum höhnischen Lächeln den stolzen Mund.

„Laß Dir nicht bange sein, Kind,“ versetzte er; „hier ist weit Schlimmeres als dies Felsenwehr im Rheine. Bald wirst Du die Zinnen von Burgen erblicken, wo die schändlichen Räuber hausen, die schon so manches Schiff geplündert.“

Er hatte noch nicht ausgeredet und seinen Grimm noch nicht zur Hälfte ergossen, als plötzlich Hedwig einen entsetzlichen Schrei ausstieß, der den Vater erschreckte, den Oheim abhielt, einen Becher Rüdesheimer zum Munde zu führen, den er eben den vielen anderen nachsenden wollte, die während der Morgenfahrt seine Gurgel passirt hatten. Es war ohnehin echter Partriotismus, daß der hochwürdige

Domscholaster sich einige Krüge von jeder guten Stelle mitgenommen hatte, an der er vorüberschiffte.

Der Walpode sah erschrocken Hedwig an, die angstvoll nach dem Ufer hinwies.

Eben nämlich, als sie um die scharfe Ecke schifften, welche dort der vorspringende Berg bildet, erblickte das Fräulein einen Reiter, der mit unsäglicher Keckheit den schmalen Fußweg von Lorch daherkam. Seine schmucke hellfarbige Kleidung, der Sammthut mit den wallenden Federn, das lange Schwert an der Seite und das wunderherrliche Roß, welches er ritt, kündigten ihn als einen Edlen des Landes, die schlanke edle Gestalt als einen jungen Mann an. Obwohl Hedwig seine Züge noch nicht unterscheiden konnte, so pochte doch ihr Herz stärker als vorher; und die Einbildungskraft arbeitete mächtiger, weil eine Erinnerung früherer Tage mit ihrem ganzen Einflusse sich geltend machte.

Das raschere Ziehen des Stromes und das Spornen des Rosses brachte Beide schnell einander näher. Eben als sie sich nicht ohne Erröthen gestand, der junge Mann sehe dem Bilde, das ihre Einbildungskraft so lebhaft beschäftigt, so ähnlich als Junker Gisbald vom Burgthore von Soneck sich selbst, bäumte sich das Roß gerade an einer Stelle, wo die Hufe der Halferpferde und die leckende Fluth den Schieferfels spiegelglatt geschliffen. Der Reiter faßte kräftiger die Zügel, setzte sich fester im Sattel, bohrte den spitzen Stachel, der seine Ferse bewaffnete, tiefer in die Weichen des jungen Thieres, um es mehr in seiner Gewalt zu haben und es über die Felsen hinaufzutreiben, allein die wehende Flagge mit dem Rade von Mainz machte das Thier scheuer; es bäumte sich höher auf und sprühte Feuer aus seinen Augen, während es mit aufgeworfenen Nüstern wild und heftig schnob. Als es nun der Reiter mächtiger heraufwarf, glitt sein Hinterhuf aus. Umsonst schlug es den Vorderhuf in den Felsen. Mit einer mächtigen Wucht stürzten Reiter und Roß in die aufschäumende Fluth, daß

das Aufschlagen der Wellen fast den Kahn umwarf und ihn weit in den Rhein hinausschleuderte.

Dies ganze Ereigniß war das Werk weniger Minuten. Hedwig rang die Hände unter den Lauten der schmerzlichsten Angst und Bangigkeit.

Arnold Walpode wandte sich gleichgültig ab. „Warum so schreien?" fragte er strafend. „Erntet der Bube nicht, was er gesäet? Verloren ist ohnehin nichts an ihm; denn es ist Einer von dem Diebsgesindel, das diese Gegend zu einem Schlupfwinkel seiner Verworfenheit macht."

„Pfui, Arnold," rief jetzt der dicke Scholaster recht eifrig aus. „Ist das christlich gedacht? Siehst Du nicht, wie der junge Mensch mit den Wellen ringt? Wie das Roß gerne das Ufer erreichen möchte und nicht kann? — Ich kann nicht schwimmen, kann nicht helfen, weil ich untergehen würde, und ohnedies nasse Kälte fürchten muß, wie den Tod; aber Du bist ein Schwimmer wie einer in Mainz."

Der Walpode sah ihn spöttisch an und wandte nun den Blick dem Jünglinge zu, während Hedwig in starrer Angst auf ihren Knieen lag und betete, und ihr stierer Blick jede Bewegung des Ringenden verfolgte.

Lange schon hatte dieser versucht, das Pferd zu einer Stelle zu leiten, wo es Grund gewinnen könnte; allein das wollte nicht gelingen, und die überspannte Kraft des Thieres begann nachzulassen. Mit jeder Minute wuchs seine Gefahr.

„Laßt das Thier los," rief der Steuermann dem jungen Ritter zu. „Ihr ertrinket sonst mit ihm in der Tiefe!"

Der Ritter vernahm den Ruf, sah seine Richtigkeit ein und machte sich aus den Bügeln los; allein der Schreck und die Kälte des Elements hatten schon in dem Grad erstarrend auf ihn gewirkt, daß er nicht im Stande war, lange schwimmend anzukämpfen gegen die Wuth des Wassers, die sich im Bingerloche brach, zu dem

ihn die reißende Macht hingezogen hatte. Eine rasche Wendung des Kahnes brachte jetzt denselben dem Jünglinge nahe, der nur noch schwachen Widerstand leistete. Da hing sich Hedwig weit hinaus über das niedere Bord des Kahnes, streckte den weißen Arm dem Schwimmenden zu, und dieser ergriff ihn und drohte, die Liebliche hinab zu sich zu ziehen.

„Halt, halt, um aller Heiligen willen!" schrie der Scholaster seinem Bruder zu. „Wir sind Alle verloren — rette! rette!" Er hing seine ganze Last an Hedwigs schlanke Gestalt, und jetzt erst faßte Arnold mit Riesenkraft den Jüngling und hob ihn in den wankenden Kahn, auf dessen Boden er sich jetzt niedersinken lassen mußte. Nur noch einen Blick warf der Jüngling auf Hedwig und sein Auge schloß sich in einer tiefen Ohnmacht.

Der Scholaster schrie in wilder Todesfurcht nur immer dem Schiffer zu, daß er den Kahn umwende, weil sie eben jetzt die gefährliche Stelle erreichten.

Dieser war aber ein erfahrener Schiffer, aus Rüdesheim gebürtig und des Fahrwassers kundig. Er brachte durch einen mächtigen Ruderschlag den Kahn wieder in den Strom, und pfeilschnell warf ihn das Wasser durch das Loch.

„Brav, Anton Forschner!" rief der Domscholaster, das Paternoster unterbrechend, das er in der Angst seines Herzens halblaut gebetet hatte. „Du erweisest Dich als echtes Rüdesheimer Blut. Das war ein Meisterstück. In Lorch sollst Du aber auch dafür mehr als eine Kanne Zehntwein zur Erfrischung haben. Jetzt setz' aber auch ein. Wir müssen schnell Lorch erreichen."

„Wenn Ihr warten wollt, bis wir Lorch erreichen, geistlicher Herr Bruder," sprach Arnold mit der Ehrerbietung, die stets der Laie dem geweiheten Bruder zu zollen pflegt, „so ist der da über Eure Hülfe erhoben, das heißt, er hat das Zeitliche gesegnet, um in Eurer Weise zu reden, oder ihm geflucht."

„Todt, sagst Du?" rief der geistliche Herr halb mit dem Tone

des Mitleids, halb mit dem des Entsetzens, das er von jeher vor Leichnamen hatte. „Nein, dann schnell bei Assemannshusen angelegt."

Hedwig lag derweile über dem Ohnmächtigen. Sie hielt seine Hand in der ihrigen gepreßt, um ihr Wärme mitzutheilen, und neigte ihr Ohr an die bleiche Lippe, um dem schwachen Ziehen des Athems zu lauschen.

Bald landete der Kahn vor dem Orte.

„Anton Forschner," rief der Domscholaster, „hilf mir heraus, denn mir wird schwach vor dem Jammer, und meine Krüge sind leer. Der letzte lief mir aus, als der Kahn schwankte, indem er umfiel, ohne daß ich's merkte."

Der Schiffer reichte ehrerbietig dem Würdenträger die harte Hand, hob dann Hedwig heraus und ergriff mit einigen Burschen den Ohnmächtigen, um ihn in das Pfarrhaus zu tragen, wohin der dicke Herr seine Schritte gelenkt hatte.

Die Ankunft der hohen Herren rief das Volk des Dörfleins zusammen. Alle erstaunten, als sie den Ohnmächtigen sahen, denn sie hatten ihn für todt gehalten, da sie sein triefendes, zurückeilendes Roß gefangen hatten. Dem edlen Thiere war es gelungen, mit Anstrengung seiner letzten Kraft eine sandige Stelle zu finden, wo es sich glücklich den Wellen entriß.

Arnold folgte den Trägern des Jünglings.

---

## 2.

Der dicke Domscholaster hatte sich bereits bis zu der bescheidenen Wohnung des Pfarrers von Aßmannshausen fortgeschoben. Wenn ihm auch sonst ein solcher Weg viele Mühe und eine weit längere Zeit gekostet hätte, so war es diesmal der Wunsch, dem

Jünglinge Hülfe und sich selbst eine erquickende Labung zu verschaffen, welcher ihn die Schwierigkeiten seines Umfangs und Gewichts und das unerfreuliche Zwicken kaum überstandenen Zipperleins muthig überwinden machte.

Kaum war er an dem Haus angelangt, als seine Stentorstimme erschallte: „Aufgemacht, geistlicher Herr, aufgemacht! Es kommt ein lechzender, müder Mann, der sich nach einem Krüglein Eures franzischen Weines sehnet, wie der Säugling nach der Mutterbrust!“

Ueberrascht von dem seltenen und hohen Besuche, stürzte der Pfarrer herbei und verbeugte sich unzählige Male vor dem hochwürdigsten Herrn, der abwehrend ihn am Arm ergriff und sein bedeutendes Gewicht mit solcher Vehemenz daran hing, daß der schmächtige Priester des Dörfleins zur Erde gezogen worden wäre, hätte er nicht schnell hinwiederum den Arm seiner eben so corpulenten als stammhaften Köchin erhascht, wodurch er einen Haltpunkt, und mühsam zwar, doch sicher, das Gleichgewicht wieder gewann. Den gemeinsamen dienstwilligen Anstrengungen des Dorfpriesters und seiner Köchin gelang es denn auch sofort, den Herrn Domscholaster in das Gemach zu bringen. Hier stand eben ein frisches Krüglein edlen Gewächses dieser gesegneten Berge, welches zur Labung des Priesters dienen sollte. Ohne Weiteres setzte es der Würdenträger an die wulstige Lippe, und schneller, als der Gedanke, floß sein geistiger Inhalt durch die weite Gurgel des Lechzenden. Als er es hohlklingend niedersetzte, schien erst das Leben und mit ihm die Erinnerung zurückzukehren.

„Höret an,“ sprach der Domscholaster, „es wird alsbald mein Bruder, der gestrenge Walpode, hier eintreffen bei Euch und einen Halbertrunkenen bringen oder vielmehr Anton Forschner, der Schiffer, rüstet einen Warmwein zu, Jungfer Köchin, aber vergesset mich nicht dabei; denn das Schlücklein hier war nur ein Tropfen auf einen glühheißen Stein.“

Die durch die Herablassung des hohen Herrn geschmeichelte Köchin, die bis jetzt ihren Schürzenzipfel in ihres Herzens preßhaftem Zustande weiblich zerknittert hatte, flog nun hinaus in die Küche. Bald loderte die Flamme hoch in den Busen des Rauchfangs und im Kessel brodelte der Wein schon, als Forschner den Jüngling hereintrug. Langsam folgten der Walpode und sein Töchterlein, das, weiß wie Schnee, am Arme des Vaters daherwankte.

Der Domscholaster, welcher bereits hinter einer großen zinnernen Ehrenkanne saß und in mächtigen Zügen den herrlichen Rothen genoß, hatte dem Priester die Weisung ertheilt, den Scheintodten in ein anderes Zimmer zu bringen und ihn, der die Sorge für diesen übernahm, von allen Rücksichten des Wirthes entbunden. Der gutmüthige Mann eilte nun auch schnell zu dem, der seiner Hülfe so sehr bedurfte, indeß er seiner Dienerin befahl, Alles aufzutragen, was Küche und Keller Leckeres in sich schlössen. Mit dem ehrlichen Forschner begann er nun die geschickte Behandlung des Unglücklichen.

In der festen Zuversicht, daß es den Bemühungen des menschenfreundlichen Priesters gelingen würde, den schwachen Funken des Lebens wieder in dem Jüngling anzufachen, überblickte lächelnd der Domscholaster die herrlichen Trauben, die leckeren Zwiebelküchlein, den lockenden Käs und die geräucherte Zunge, welche derweile die sorgliche Magd des geistlichen Herrn auftischte, verbunden mit kräftigem Brod und frischer Butter und Honig. Für das Fräulein kredenzte sie Milch.

Ohne sich zu besinnen, griff der geistliche Herr nach dem, was ihm am meisten zusagte: der saftigen Zunge, und that so wacker Bescheid, als er früher der Weinkanne gethan.

Arnold maß schweigend das Gemach mit großen Schritten. Ihn wandelte die Lust nicht an, zuzulangen, so wenig, als die bleiche Hedwig, in deren Herzen die Angst noch wohnte.

Arnolds Herz schien einen Kampf zu bestehen. Das bessere Gefühl und der Haß gegen die Raubritter, deren Nester er zertrümmert, die sie aber wieder aufgebaut, rangen um die Herrschaft. Sollte er hinübergehen und nach dem Verunglückten sehen, oder ruhig die gewähren lassen, die die Christenpflicht übten? Ein Blick auf seinen, auf beiden Backen kauenden geistlichen Bruder endete diesen Kampf und löste ihn in ein ironisches Lächeln auf, das seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Wirklich konnte man kein vollendeteres Bild des mit Leib und Seele Essenden sehen, als das, welches eben der dicke Domscholaster dem Beschauer bot. Mit beiden Händen arbeitete er, die Stücke nach dem breiten Munde zu fördern, während seine Zähne mit einer ruhmwürdigen Gelenkigkeit das zermalmten, was sich ihnen nahte. Das Auge war stier auf den Teller gerichtet, und auf der Stirne standen helle, dicke Schweißtropfen. Der ganze Ausdruck des Gesichts aber gab das Behagen kund, welches er in hohem Grad empfand. Die Außenwelt trat immer mehr für ihn in den Hintergrund, während die Rinderzunge den ganzen Vordergrund einnahm. Trotz dieser anstrengenden Arbeit vergaß er nicht, die Kanne nach dem Munde zu führen, um dem Werke der Zähne die Bahn zu ebnen.

Arnold betrachtete mit der Ironie, welche einen sprechenden Zug seines Antlitzes bildete, die auf Lebenserhaltung und Genuß gleichmäßig abzielende Thätigkeit seines Bruders, ohne daß dieser zu ahnen schien, daß ihn Jemand beobachten könnte. Ganz anders sah es im Herzen des Fräuleins aus. Eine Angst, wie sie niemals empfunden, preßte ihre Brust, die fast keine Luft finden konnte und die, verbunden mit der größten Wehmuth, jeden Augenblick drohte, die Thränen aus ihren schönen Augen hervorbrechen zu lassen. Reden hätte sie nicht gekonnt, und wenn auch der strenge Vater tausend Fragen an sie gerichtet hätte. Dieser ahnte auch Nichts von ihrem Seelenzustande. Nur die freundliche Köchin des Priesters schien

den Zusammenhang zu begreifen. Sie eilte hinaus und kehrte zurück mit dem Worte, das sie Hedwig zuflüsterte: „Der Junker Gisbald lebt!“

Mit diesem Worte kehrte Leben in ihre Brust zurück. Sie drückte die Hand der mitleidigen Bötin der Freude und wagte es nun erst, aufzublicken.

Alsbald trat nun auch der Priester herein und verkündigte die Botschaft, daß Gisbald lebe.

„Gisbald?“ fragten der Domscholaster und Walpode zugleich. „Ist das nicht der Sonecker?“

„So ist es!“ gegenredete der Priester. „Eben der, den Euer hochwürdiger Bruder erzog und der —“

„Richtig!“ fiel Arnold in die Rede, „nun erst erkenne ich ihn wieder in meinen Gedanken. Der Knabe ist mir aus den Augen gewachsen. Seit er sein Erbe auf Soneck angetreten, hab' ich ihn nicht wieder gesehen. Also er lebt?! Nun, ich wußte, daß eher hundert ehrliche Bürger sterben würden, als Einer von diesen Tagedieben — sintemal Unkraut nicht vergeht.“

„Du bist sehr hart, Arnold,“ sprach der Domscholaster verweisend. „Bist Du denn gewiß, daß er in jene Zunft gehört, die —“

„Wozu die Vertheidigung, Herr Bruder?“ fiel zornig Arnold in des Domscholasters Rede. „Ich kenne das Volk, und Euer Kapitel sollte es, scheint's mir, auch kennen, seit der Hohenfels es so wacker gehänselt hat. Meint Ihr vielleicht, die geistlichen Lehren Bodo's hätten Wurzel gefaßt? So wenig als ein Baum Wurzel in der Luft schlägt. Art läßt nicht von Art, und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen! Holt einen Habicht aus seinem Nest und zieht ihn in der Stube auf. Ich wette, er stößt, sobald er zum ersten Male seine Schwingen frei bewegt, auf das Täublein, das Ihr mit ihm großzoget.“

„Erlaubt, gestrenger Herr,“ hob nun bescheiden der Dorfpriester

an, „daß ich Euch bemerke, das Ihr doch jetzt wenigstens etwas milder urtheilen müßtet.“

„Richtig,“ fiel Arnold, der jetzt erregt war, ihm in die Rede — „er hat mir die Elle in die Hand gegeben, womit er gemessen sein will. War das nicht ein Beweis unsinniger Tollkühnheit, wie ein Verrückter den Leinpfad der Halfer mit einem wilden Rosse hinaufzujagen? Läßt sich daraus nicht schon genugsam abnehmen, zu was der Strolch fähig ist?“

„Gerade dieser Ritt zeigt von seinem guten Herzen,“ sagte der Priester.

„Den Beweis möchte ich hören!“ höhnte der Walpode.

„Er ist leichter zu führen, als Ihr glaubt; denn er machte den tollkühnen Ritt, der an Hilchen Lorch erinnert, bloß Euretwegen.“

Der Walpode lachte laut auf in herzzerschneidendem Hohne.

„Lachet nicht, gestrenger Herr,“ fuhr gereizt der Priester fort. „Euer hochwürdiger Herr Bruder Bodo in Lorch ist sehr krank. Er wußte, daß Ihr in Rüdesheim seiet, und verlangte daß nach Euch. Da ritt Gisbald diesen gefährlichen Weg, um Euch an das Krankenbett seines getreuen Pflegevaters zu rufen. Doch laßt Euch das vom Junker selbst erzählen.“

Dieser trat in diesem Augenblicke, gestützt auf den ehrlichen Forschner, in das Gemach. Sein Aussehen war bleich. Blaue Ringel umgaben noch das sonst so lebenvolle, jetzt so matte Auge. Er war kaum im Stand, aufrecht zu stehen. Der Priester schob ihm schnell einen Sessel hin, in welchen er sich niederließ. „Ich komme,“ hob er an, „um Euch, Herr Walpode, meinen Dank für die Rettung meines Lebens abzustatten.“ Diese Worte brachte er nur mit Mühe heraus. Aller Augen ruhten mitleidig auf ihm; aber auch nur dies Mitleid war im Stande, das Komische seines Aufzugs des allmächtigen Reizes auf die Lachmuskeln der Beschauer zu berauben; denn der kräftig gebaute Jüngling war in die Kleider des Priesters eingepfercht, der nicht nur um Vieles kleiner, sondern

auch an Umfang sehr bedeutend dünner war als er. Ueberdies stand das wallende Haar gar seltsam zu dem dunklen Priesterrocke.

„Ich erlasse Euch Euren Dank gern," entgegnete kalt und schneidend der Walpode. „Nehmt Euch nur die Lehre zu Herzen, die Ihr bekommen, und hütet Euch vor tollkühnen Streichen, die nicht immer so gut ausgehen wie dieser."

Ueber das todtbleiche Gesicht des Junkers flog eine tiefe Röthe. Heiß wallte es von der Brust hinan. Er richtete sich auf und sah mit einem durchbohrenden Blicke den Mann an, den sein Stand glühender haßte, als je ein Mensch gehaßt wurde; den er selbst nie geliebt hatte, so oft er ihn auch in seiner Kindheit gesehen.

„Die Lehren des reiferen Alters," sprach er, „nimmt die Jugend gern an, wenn sie mit Liebe ertheilt werden. Sie gleichen dann dem lieblich mundenden Honig; mischt aber Galle darunter, so erregt er Abscheu und Ekel."

„Knabe!" donnerte der jähzornige Walpode.

„Es ist nicht ehrenhaft," fuhr Gisbald fort, „gegen den Ohnmächtigen sich also zu benehmen. Wäret Ihr von ritterlichem Stamme, Ihr fühltet das, ohne daß man es Euch sagen müßte."

Der Walpode erbleichte in maßlosem Zorne. Seine Lippe bebte, sein Auge rollte und schoß Blitze. Die Ader seiner Stirne war dick angelaufen, und die buschigen Augenbraunen senkten sich tief herab über das wilde Auge.

„Genug des unnützen Haders," rief jetzt der Domscholaster und erhob sich mühsam hinter dem Tische. „Wozu und woher dieser ungleiche Streit? Zähme Deinen Zornmuth, Arnold, der nimmer thut, was vor Gott recht ist; und Du, Gisbald, Pflegesohn meines guten Bruders, sprich, wie steht es um ihn, der Dich sandte?"

„Nicht sandte, hochwürdiger Herr," antwortete Gisbald, „denn er weiß leider nichts mehr von sich. Ich eilte, Euch zu holen, weil ich sein Ende fürchtete."

„Gott lohn's, Gott lohn's, Du treuer Sohn," fiel ihm der Domscholaster in die Rede und wandte sich dann schnell an den Schiffer: „Gehe hin, Anton Forschner, und löse Deinen Kahn, auf daß wir schnell hinabrudern gen Lorch. Nimm Dir noch Ruderknechte, so viel Du willst, ich will Dir's getreulich lohnen. Du aber, Gisbald, rüste Dich, daß Du uns begleitest."

„Mit nichten," sprach dieser. „Mein Roß ist geborgen. Ich werde mich seiner bedienen und Euch nicht beschwerlich fallen, am wenigsten Eurem Herrn Bruder, dessen Groll wieder losbrechen müßte. Gott begleite Euch! Mich wird er auch heimführen, wenn meine Kleider getrocknet sind."

Arnold schwieg, aber es war mehr die Scham, als irgend ein anderes Gefühl, das ihm den Mund schloß. Umsonst verlor der alte Domscholaster viele Worte an den Jüngling. Dieser bestand auf seinem Entschlusse, trotz der bittenden Blicke, welche ihm verstohlen die Tochter des harten Mannes zuwarf.

Hedwig litt bei dem Auftritte mehr als alle Anderen, obwohl der Unwille Alle erfüllte gegen den stolzen und unbeugsamen Walpoden. Sie fühlte ihr Herz getheilt. Hier der Vater, dort der Geliebte. — Doch das fordert, daß der Erzähler einige Jahre, ja fast zwei Jahrzehnte zurückgeht, um die Zustände dieser geschilderten Augenblicke durch die Vergangenheit zu beleuchten.

Wie überall in jener Zeit, so war auch das Geschlecht der Ritter von Waldeck, Marschälle von Soneck, sehr ausgedehnt und dadurch nach dem alten Canon: „Viele Brüder, schmale Güter," das Erbtheil sehr geringe geworden. Sie zogen daher hinaus in die Ferne, um Kampf und — Brod aufzusuchen. Hans von Soneck war als Jüngling von neunzehn Jahren nach dem heiligen Lande gezogen; war fünf Jahre später zurückgekommen und brachte sich eine reiche Erbin aus der Schweiz als Gattin mit, auf die seine männliche Schönheit bezaubernd gewirkt. Im Burgstadel zu Soneck war nicht Raum für drei Familien, selbst wenn keine Nachkommen

dagewesen, an denen die Ritter keinen Mangel litten. Hans sah daher kein anderes Mittel, als sich links vom Burgthore von Soneck ein Burghaus, geschützt durch einen stattlichen Frit, zu erbauen zu seiner Wohnung und seinem Bedarf überhaupt. Das Gebäude stieg schnell empor; denn des Ritters Geld arbeitete mit vielen Händen. Derweilen lebte Frau Ursula, seine Gattin, in Lorch im Burghause der Waldecke, wo Hans noch Ganerbschaft hatte, doch nicht genug, um ständig dort wohnen zu können. Hier genas sie eines blühenden Söhnleins, das den Namen Gisbald in der heiligen Taufe empfing. Die Freude der glücklichen Gatten kannte keine Grenze; allein in den Becher der Wonne floß ein bitterer Tropfen — Frau Ursula kränkelte, seit sie Wöchnerin gewesen. Dieser Zustand wuchs, und sie sah das Wohnhaus nicht mehr, das sie als glückliche Mutter bewohnen sollte; sie starb.

Der Ritter Hans empfand seinen Verlust tief, und es wandelte ihn oft der Gedanke an, als sei doch der Volksglaube nicht ohne allen Grund, daß, wenn der Käfig fertig geworden, der Vogel sterbe.

Niemand widerlegte öfter und mit triftigeren Gründen diese Ansicht, die jedoch auf einer dunklen Ahnung beruhte, als der Erzpriester Bodo, des Ritters treuer Freund. Und als das Haus auf Soneck endlich zum Bewohnen fertig geworden war und Hans von Soneck, der sich nun vom Burgthore zubenamsete, eine kräftige Gesundheit genoß, da lachte Bodo herzlich über des Ritters Wahn; allein er lachte zu frühe; denn Ritter Hans stürzte mit dem Pferd und brach den Hals.

Da war denn der kleine Gisbald eine hülflose Waise und um so beklagenswerther, als die Verwandten der Mutter im fernen Alpenlande wohnten und die Sippe des Vaters eben nicht geeignet war, für das Kind zu sorgen, da sie sich wüstem Räuberleben und Wegelagerung hingegeben hatten.

Bodo wurde sein Vormund. Bei einer armen, aber redlichen Familie in Rüdesheim, bei dem Schiffer Forschner, brachte er ihn

unter, bis er einige Jahre alt war und er ihn dann zu sich nahm, um ihm Vater zu sein. Und er war es dem verwaiseten Knaben in der edelsten Weise und sorgte für seine Bildung und Erziehung mit einer aufopfernden Hingebung.

In dieser Zeit war es, wo sein Bruder, der Walpode Arnold, oft in Lorch weilte im Auftrage seines Herrn, des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz, und zum Genusse der erquickenden Landluft seine Gattin mit seinem Töchterlein, der kleinen, lieblichen Hedwig, lange Zeit in Lorch bei dem Bruder ließ. So kam es denn, daß sich die Kinder eng an einander anschlossen und sich ganz unentbehrlich wurden. Spätere Jahre schieden sie wohl äußerlich, aber was im Innern lebte, das konnten keine Verhältnisse erkalten machen und keine Zeit altern lassen; vielmehr wuchs die Liebe mit der Zeit, und wenn auch oft Jahre vergingen, ohne daß sie sich sahen, ihre Liebe blieb mächtig und innig. Darum ergriff Hedwig das Ereigniß bei dem Bingerloche doppelt; allein eben der Umstand, daß Gisbald längst sein Erbe auf Soneck angetreten, hatte ihn den Anderen ganz unkenntlich werden lassen, weil er nun dort wohnte und sie ihn seltener zu sehen bekamen. Uebrigens war er auch längere Zeit in der Schweiz gewesen bei den Anverwandten seiner Mutter.

Der Auftritt im Pfarrhause zu Aßmannshausen aber schnitt ihr blutige Wunden in die Seele; denn sie sah, wie ein unbesiegbarer Feind für ihre Liebe, gleich einem riesigen Gespenst, aufstieg; sah ihres Vaters alten Groll und Gisbalds Haß gegen den, der seine Burg gebrochen, — und bebte im Innersten ihres Wesens.

Ihre flehenden Blicke hatten indessen so viel über den Jüngling vermocht, daß er schwieg und nicht weiter dem Grolle Nahrung gab. Umsonst aber flehte ihr angstvoller Blick, daß er mit ihr den bergenden Kahn besteige. Alles Selbstgefühl des Jünglings sträubte sich dagegen. So fuhren sie denn ab, und Gisbald bestieg sein Roß, um gen Lorch zu reiten, nachdem er sich vollends erholt hatte.

Erst auf diesem Ritte, wo er so ganz sich seinen Gedanken und Empfindungen überließ, traten die Begebnisse der letzten Stunden lebendig vor seine Seele. Erst jetzt fühlte er tiefer des Walpodens Härte und Schonungslosigkeit, aber auch des Domscholasters Güte, und — Hedwigs Liebe strahlte wie eine erwärmende Sonne in dies abstoßende Bild. Er sah im Geiste voraus, daß es im Hause Bodo's oft die allerunangenehmsten Berührungen zwischen ihm und Arnold geben müsse — und — er wankte einen Augenblick in seinem Entschlusse, nach Lorch zurückzukehren; aber durfte er das? Konnte er, ohne den schnödesten Undank zu beweisen, den treuen Pflegevater verlassen in der Krankheit und ihn lieblosen Miethlingen oder leichtsinnigen Dienern überantworten? — Und — Hedwig war in Lorch! Ein Jahr war hinabgesunken in den Schooß der Zeit und er hatte sie nicht gesehen. Durfte er nicht hoffen, daß die Gunst der Umstände ihn und sie näher zusammenführe? Blühte nicht so eben dem Frieden, den die Pflichterfüllung verhieß, auch das selige Glück der Liebe? — Sein Entschluß war gefaßt. Er setzte den Stachel in des Pferdes Weichen, und das edle Thier flog im Strahle der sinkenden Herbstsonne, die wundervoll des Rheines gekräuselte Wellen vergoldete, dem Städtchen zu.

---

## 3.

Die Krankheit des ehrwürdigen Erzpriesters Bodo hatte, eben als Gisbald wegritt, den höchsten Punkt erreicht, und die noch ungeschwächte Kraft des Greises brach ihre Macht. Er lag in einem sanften Schlaf, als die Brüder ankamen. Sie eilten an sein Lager; allein sie verließen es beruhigter, als sie sich ihm genaht, denn das war der Schlaf der Genesung. Der Domscholaster, so sehr er auch seinen Bruder liebte, fand es denn doch unbehaglich in seinem

Hause und zwar erstens, weil er Ansteckung fürchtete und vor dem Gedanken erbebte, er könne sterben; zweitens, weil, im besten Falle, das Leben in des Bruders Siechhause keine weiteren geselligen Reize bot, die sonst in Lorch eben recht zu Hause waren; und drittens, weil der Kranke Ruhe bedurfte und der edle Domscholaster Anstand genommen haben würde, in der Nähe des Kranken viel zu trinken. Er nahm daher gerne das Anerbieten des Vicedoms an, bei ihm zu wohnen. Arnold dagegen blieb in des Bruders stillem Hause, weil Hedwig erklärte, sie werde in keinem Falle den leidenden Ohm fremder Pflege überlassen, und er überdies den alten Vicedom Hohenfels glühend haßte. Am wirksamsten war jedoch für sein Bleiben die Ankunft Gisbalds, denn der alte Walpode kannte das Menschenherz, obwohl er nicht ahnte, daß bereits die Beiden sich längst gefunden.

Bei aller Vorsicht war es dennoch unthunlich, so scharfe Aufsicht zu führen, daß nicht die Liebenden irgend es ermöglicht hätten, sich zu sehen, sich zu sprechen und den Bund inniger zu knüpfen, den einst eine harmlose Kindheit keimen und gedeihen sah.

Konnte es anders sein, als daß es bei der Pflege des Oheims Stunden gab, wo sie sich ungestört sahen? Da flossen dann die Herzen über; da sank dann das liebende Mädchen, überwältigt von der Macht ihrer Gefühle, an des Jünglings Brust und hörte mit seliger Freude die Schwüre seiner Liebe und Treue.

Arnold war oft abwesend in seinen Geschäften. Der Domscholaster kam wohl oft zu dem Bruder, der sich bei der Pflege seiner Lieblinge zusehends erholte. Auch er lobte dann die Treue Beider und schien selbst Freude daran zu haben, wenn Gisbalds glühender Blick die schwebende Jungfrau auf Schritt und Tritt begleitete. Die Lese war derweile in vollem Gang und der Herbstsegen floß in reichen Strömen den Winzern zu.

Lust und Kurzweil herrschten in den Rebenbergen, wo der edelste Wein das Herz abwechselnd mit der duftenden Traube erfreute.

Alle Ritter der Nachbarschaft strömten mit ihren Frauen und Töchtern in Lorch zusammen, und nicht selten erfreute der Tanz an den Abenden die lustige Sippschaft. Nur Gisbald fehlte. Man lachte und spottete seiner allzu strengen Sorgfalt, und meinte, des verhaßten Walpoden Töchterlein habe mehr Antheil an seiner Zurückgezogenheit, als Bodo's Gebreste. Doch hatten die Ritter gerade an Arnold den Stein des Anstoßes gefunden. Sie haßten ihn aus ihrer Herzen Grund, und wo er sich zeigte, da zeigte sich auch dieser Haß so klar, so bestimmt und so argdrohend, daß es zuletzt dem Walpoden, obwohl er keine Furcht kannte, denn doch unheimlich wurde und er dem Wunsche Raum gab, recht bald aus der Nähe der feindseligen Menschen sich zu entfernen, die zu jedem Frevel gegen den Mann fähig waren, den sie mit Grund ihren erbittertsten Gegner nennen mochten. Diesem Wunsche begegnete ein einlaufendes Schreiben seines Herrn, des Erzbischofs, das ihn innerhalb acht Tage nach Mainz zurückrief, weil wichtige Obliegenheiten seines Amtes seine Anwesenheit erheischten.

Er besuchte auch das Banket nicht, das der Vicedom gab, wo aber Gisbald erschien und fröhlich im Tanze sich ergötzte, obwohl die fehlte, an die seine Liebe ihn band.

So ungehemmt er sich auch der langentbehrten geselligen Lust hingab, zu der die Stadtpfeifer von Bingen so lockend einluden, so bemerkte er doch unter den Jüngern des Ritterstandes ein seltsam heimlich Treiben.

Besonders war es des Vicedoms Sohn, Philipp, der Jüngere von Hohenfels, der auf Reichenstein hauste, Hans und Kurt von Waldeck, von Soneck, seine lustigen und wilden Vettern, Rudolph von Heppenhoest und andere der Jüngeren aus der Gegend des Wisperthals und jenseit des Rheines. Es schien, als hätten sie irgend eine Absicht, die sie vor ihm geheim zu halten suchten.

Ein Argwohn stieg in seiner Seele auf, als könne es dem verhaßten Walpoden gelten. Er wußte keinen Grund für diesen Arg-

wohn, als eben den allerseits tiefgewurzelten Haß gegen einen Mann, der einst die Seele derer gewesen war, welche die Burgen gebrochen, und der in trotzigem Uebermuthe den Rittern seinen glühenden Haß zu jeder Zeit fühlbar zu machen suchte.

Müde vom Tanze, stand er im Grunde des Erkers, der den Saal zierte, wo die lustige Welt sich freute. Der Glanz der Lichter hatte bereits nachzulassen begonnen, und gerade in der Tiefe des Erkers war ein dunkler Schatten, der seine Gestalt barg. Er dachte an Hedwig, die nun daheim am Siechbette des Oheims saß, wo sie heute des Vaters Eigenwille mehr als die Noth des Leidenden fesselte. Sein Herz sehnte sich nach ihr. O wie hätte er es wünschen mögen, mit ihr des Festes Freuden zu theilen! Aber der Seufzer seiner Brust machte die Umstände nicht anders.

In den Nebengemächern klangen die Pokale, und die schweren Zungen gaben Zeugniß von der Fülle des genossenen Weines, den heute der alte, stolze Vicedom in Strömen fließen ließ.

Während Gisbald in seinem dunklen Erker stand und der Reigen die Paare wieder an ihm vorbeirauschen ließ, traten zwei Ritter gerade vor ihn hin. Es war der wilde Hans von Waldeck, von Soneck, sein Vetter, und der noch wildere, zu jedem Streich aufgelegte Rudolph von Heppenhoest. Sie wandten ihm den Rücken zu und flüsterten Anfangs leise; ihr Gespräch wurde aber nachgerade durch das Schallen der Pfeifen lauter, also daß er, ohne es zu wollen, jedes ihrer Worte deutlich vernahm.

„Es muß gelingen," sprach, vom Wein erhitzt, Hans Soneck; „wie könnte uns der Prahlhans entgehen? Will er zu Schiffe hinauf: so ist er unser; will er zu Land hinauf: so wird er den Weg durch den Kammerforst nehmen, und er muß in unseren Hinterhalt fallen, den ich von der Burg Waldeck aus schon so schlau legen will, daß seine Stadtnase nichts wittern soll, bis der Fuchs in der Falle und das Prellen unser ist."

„Den Hinterhalt vertrau' mir an, Hans," bat jetzt der Heppen-

hoeft. „Ich hab' noch ein Bildchen mit ihm von dem Frohnleichnamsfeste her, wo er mich, der ich in Mainz auf der Ritterstube guter Dinge gewesen, in die Martinsburg in Haft bringen ließ, weil ich den Schenken geprügelt, die Tische zerschmissen und einem feisten Domherrn auf der Straße eine Backpfeife gegeben haben sollte; was aber Alles erlogen war, weil ich davon keine Probe weiß. Da möcht' ich ihn auch noch ein wenig liebkosen, ehe er in das Verließ kommt, wo er fasten lernen soll, bis er es so wohl versteht, daß er keine Speise mehr braucht." Heppenhoeft lachte über den letzten Witz herzlich, und der Sonecker stimmte ihm bei in einem Tone, der den Grad des Rausches Gisbalden deutlich zu verstehen gab. Diesen durchrieselte ein kalter Schauer, als er Heppenhoeft's Redeschluß vernahm.

„Das soll Dir werden, Rolf," entgegnete Hans Soneck, „vorausgesetzt, daß Du ihn uns lebend lieferst. Wüßten wir nur, wie der Gisbald denkt! Von dem wär's ein Leichtes, den Tag seiner Abreise gehörig voraus zu erkunden, da er mit ihm unter einem Dache wohnt."

„Wie der denkt? Alle Pest über ihn, wenn er nicht denkt wie wir!" rief Heppenhoeft fast laut. „Hat er nicht so gut Ursache, die Walpode zu hassen, wie wir auch?"

„Freilich; aber er minnt des Walpoden Töchterlein," versetzte der Sonecker.

„Das ist schlimm," sprach ruhiger Rolf von Heppenhoeft; „denn die Minne macht so einen jungen Kerl zum Narren und bringt ihn zu den tollsten Streichen. Indeß glaub' ich, der Gisbald ist klug genug, zu glauben, daß ihm der Ritterfeind niemals das schöne Täubchen gibt. Er soll ohnehin, wie mir der Pfaff von Aßmannshausen gesagt hat, sein schnödes Wesen schon erfahren haben und nicht mit ihm auf einem guten Fuße stehen. — Wie dem sei, überlaß das mir. Ich will's ihm schon herauslocken, wann der Alte wegzieht; aber was macht Ihr dann mit dem dicken alten

Säufer, dem Domscholaster, der bei ihm ist? Den müßt Ihr schon mit in den Kauf nehmen. Wollt Ihr ihn ausbraten? Schmalz gibt's genug für die Riemen."

Das Hinzutreten eines Dritten machte den vertraulichen Aeußerungen der beiden Ritter ein schnelles Ende. Sie folgten dem Rufenden in das Trinkgemach, wo die Würfel rasselten und der Wein floß.

Am Tanz und der Lust überhaupt konnte Gisbald nun keinen Antheil mehr nehmen. Ernste Stimmung hatte sich seiner bemeistert; daher verließ er still und unbemerkt den Saal, und nur die Fräulein sahen sich umsonst nach dem schönen und gelenkigen Tänzer um, den sie jedoch vergeblich suchten und erwarteten. Die schwerer werdenden Köpfe der Ritter ließen ohnehin nicht zu, seine Entfernung zu bemerken.

Eine schlaflose Nacht folgte diesem Abend, der einen schroffen Uebergang von Freude zum trüben Ernste, ja zu stiller Trauer hervorgebracht; das aber stand am anderen Morgen in seiner Seele fest, es gälte jetzt, seine Lebensrettung durch Arnold mit Gleichem zu vergelten.

Er trat darum schon früh in das Gemach desselben. Ein unfreundlicher Empfang, wie er ihn erwartet hatte, wurde ihm, der aber auch Gisbalds edles Selbstbewußtsein aufrief.

„Was bringt Euch so frühe schon zu mir?" fragte mit stolzem und wegwerfendem Tone der Walpode den Jüngling, der mit dem edlen Stolze, der ihn in entscheidenden Momenten stets auszeichnete, leicht grüßend vor ihn trat.

„Ihr könnt Euch wohl denken, Herr Walpode, daß das, was ich bringe, mich nicht angeht; denn ich will nichts von Euch, am wenigsten, wenn Ihr so unfreundlich mir begegnet."

Arnold biß sich in die Lippen. „Soll ich vielleicht Euch freundlich sein, der Ihr mein schuldloses Kind bethört?" donnerte der Walpode, und sah ihn dabei an mit dem durchbohrenden und fast

zermalmenden Blicke, den ihm gegenüber selten Einer ertrug; aber der Jüngling, wenn er auch von diesem unerwarteten Vorwurfe sich betroffen fühlte, richtete sich nur noch stolzer auf. Seine Wangen färbten sich höher, sein Auge strahlte mächtiger und die Hand ballte sich krampfhaft, als habe sie den Schwertgriff und solle die Klinge ziehen und rüstig sie schwingen.

Der gereizte Walpode fuhr fort: „Meint Ihr, mir sei es unbekannt, daß Ihr Euch des Kindes Zuneigung erschleichet und Euch nicht blödet, mit ihm zu minnen? Das ist die Ritterehre, die Ihr und Eures Gleichen so gern im Munde führt, die Ihr ohnehin auch am Raube so wacker bethätigt."

Gisbald hatte mit Ruhe ihm zugehört; aber jetzt brach der wildeste Grimm los. Er stampfte auf den Boden, daß die runden Scheiben der Fenster rasselten, wie wenn der Westwind brüllt.

„Die Pest über Euch!" rief er aus. „Wäre nicht Euer Haupt hier im gastlichen Hause mir geheiligt, ich würde — doch nein," fuhr er, sich wunderbar mäßigend, fort, „Ihr redet im Jähzorne und ohne Besonnenheit, und sollt mich nicht zu gleicher unlöblicher Weise nöthigen. Hört mein Wort und macht und denkt dann, was Ihr wollt; mir kann's und soll's ganz gleich gelten. Ich war mit Eurer Hedwig Kind. Eure selige Hausfrau, Gott gebe der Edlen Frieden! — hielt sich oft lange hier auf, wie Ihr wisset. Da senkte sich der Keim einer gegenseitigen Liebe schon tief in unsere Herzen. Hedwig liebt mich und ich sie. Das ist kein Geheimniß; am wenigsten vor Euch; denn unsere Liebe hat sich nicht nöthig zu verbergen, weil sie lauter und rein ist; allein es ist verruchte Lüge, daß ich sie bethört. Habt Ihr es gehört, Herr Walpode? — Sie zu lieben, könnt Ihr mir nicht wehren, und Niemand kann es; aber ich würde auf der Stelle das Haus verlassen, hätte ich nicht etwas Anderes, was mich zu Euch führt. Wißt, daß Euer Verderben beschlossen ist. Ihr seid des Ritterstandes ärgster Feind. Wenn Ihr als Stifter des unseligen Spießbürgerbundes ihnen

verhaßt seid, so ist das ebenso natürlich, als daß Euer stolzer Uebermuth vollends Alle mit Haß gegen Euch erfüllt. Sie sind verbündet, Euch zu fangen, und — schrecklich! — ergreifen sie Euch, so ist Hungertod Euer Loos. Reiset Ihr auf dem Rheine, so ergreifen sie Euch; kehrt Ihr über das Gebirge heim, so fallet Ihr in Hinterhalt. Ich habe es Euch gesagt; thut, was Ihr wollt!"

Er drehte dem Walpoden den Rücken und ging.

Arnold blieb in einer sehr gemischten Stimmung zurück. Sein Jähzorn war verraucht. Er empfand über die Art und Weise, wie er den Jüngling gewissermaßen angefallen, eine beschämende Reue; denn der Jüngling stand, ihm, dem gereiften Mann, überlegen, ruhig und würdevoll da. Ueberdies war die Mittheilung über des Adels Gesinnung gegen ihn, der den Jüngling wahrhaft mißhandelt hatte, so edel, für ihn aber zugleich so beugend, daß er fast rathlos im Gemach umherrannte und im Widerstreite zahlreicher Entschlüsse es gar nicht wahrnahm, daß die Stiege herauf ein kolossaler Fußtritt sich vernehmen ließ. Die Thüre wurde bald darauf mehr aufgerissen, als aufgemacht, und herein trat, keuchend und heftig pustend und den rinnenden Schweiß wegwischend, der dicke Domscholaster.

Er warf sich, fast außer Athem, in den weichen Lehnstuhl. Nach einigen Minuten rief er, immer noch nicht recht bei Luft: „Weißt Du es schon, Arnold? Weißt Du, daß die Ritter auf Dich fahnden und Dich verderben wollen, Dich, Dein Kind und mich? — Bei Dir haben sie Grund; aber was habe ich, der Mann des Friedens, ihnen gethan? Ich weiß nicht Rath. Seit gestern Abend, wo ich es erfuhr, schmeckt mir kein Tropfen Markebronner mehr. Ich habe Johannesberger versucht, aber auch der mundet nicht, und der köstliche Auerhahn, den der Vicedom aus dem Forst auf dem Windmantel erhielt, war wie Stroh unter meinen Zähnen. Ich brachte ihn nicht klein, und er schmeckte mir wie ein altes Huhn. Auch regt sich aus Schrecken mein Zipperlein wieder. Ich verlassener, unseliger Mann! Was soll aus mir werden? Ausbraten wollen sie

mich, wie der Heppenhoeft gesagt hat, und mit meinem Schmalze ihre Lederriemen anschmieren! Hast Du je so etwas erhört! Meint man nicht, es seien Sarazenen?"

Trotzdem, daß es Arnold unheimlich war, konnte er denn doch das Lachen nicht bergen. Es brach in unverhaltenem Strome hervor.

Zornglühend fuhr der geistliche Herr auf. „Wie, Du lachst? Unsinniger, der Du mich mit in Dein Verhängniß herabziehst? Ist das die Achtung, die Du mir schuldest, kecker Laie? Ist das die Art und Weise, sich zu gehaben, wo der Strick an Deinem Halse schon kitzelt? Und Du stößest noch den Einzigen von Dir, der uns retten kann, den guten Gisbald? — Forschner, der Schiffer, meint, zu Wasser sei es nicht thunlich, hinauszufahren. Und im Kammerforste würden Sie uns schon einen wehrhaften Hinterhalt legen. Einer nur könne uns retten, der sei Gisbald, der alle Schluchten im Forste kenne wie ein Fuchs, weil er seit langen Jahren darin gebürscht habe und völlig kundig sei. Und der begegnet mir unten im Haus und glüht vor Zorn über die Weise, wie Du ihn behandelt!" —

Arnold war wieder zur Besinnung zurückgekehrt. Der Lachreiz, den er bei dem Anblick und der Anhörung seines geistlichen Bruders empfand, war so unwiderstehlich, daß er ihm um kein Gut der Erde hätte gebieten können, so sehr auch in ihm die verschiedensten Empfindungen wogten, die alle gleich weit von der Fröhlichkeit waren, deren Ausgeburt das Lachen zu sein pflegt.

„Verzeiht," sprach er, die letzten Zuckungen in seinen Mundwinkeln beherrschend, „verzeiht, Herr Bruder, daß der Anblick Eurer Angst, das Loos des heiligen Laurentius zu theilen, mich zum Lachen hinriß. Ich erkenne recht wohl an, daß Ihr Grund zur Sorge habt, so gut als ich; allein mit dem Braten hat es einstweilen noch keine Gefahr."

„Wie?" schrie der Priester heftig. „Weißt Du denn nicht,

daß der Heppenhoeft so geschworen hat, seine Stiefel mit meinem Schmalze zu tränken? Kennst Du den Menschen noch nicht, so wisse, daß er und die Sonecker und Reichensteiner gestern, so zu sagen unter unseren Augen, ein Schiff drunten, nahe am Galgen, unterhalb Bacharach, wo der Rheingau mit dem Pfälzer grenzt, überfallen, es ausgeplündert und alsdann versenkt haben? Was aus den Schiffern wurde, weiß man so recht nicht. Wahrscheinlich haben sie sie versenkt mit dem Schiffe."

Bei dieser Nachricht erstarrte der Walpode. Alles Blut schien sich in seine erste Werkstätte, in das Herz, zurückgezogen und ein Starrkrampf ihn ergriffen zu haben. Er regte sich nicht. Nur das Auge rollte wie ein Feuerrad in seiner Höhle und schleuderte Blitze.

„Wie steht's nun?" fragte der Domscholaster. „Als es meine Person galt, lachtest Du; jetzt, wo es sich um die Güter Deiner Krämergilde handelt, erstarrst Du? Erkennst Du bald, wie bei dieser Keckheit der Wegelagerer unsere Sache steht? Ich trage keine Lust, mich braten zu lassen, selbst nicht auf die Gefahr hin, ein Märtyrer zu werden. Für solche Ehre habe ich gar keine vorherrschende Neigung. Ich werde mich dem Gisbald anvertrauen. Siehe Du zu, wie Du wegkommst!"

---

## 4.

Während oben im Hause diese Scenen sich ereigneten, badete sich ein Stockwerk tiefer das schönste Auge in hellen, heißen Thränen. Hedwig hatte die Unterredung mit angehört, die Gisbald mit dem guten Domscholaster geführt. Sie kannte also theilweise die Auftritte, doch von dem, was ihre Liebe betraf, wußte sie nichts. Ach, wie tief beugte sie der Gedanke, daß die Menschen, die ihr die

theuersten auf Erden waren, im wildesten Hasse erglühten! Daß sie keine Mittel kannte, sie zu versöhnen; daß sie, wider Willen, dem eigenen Vater Unrecht geben mußte! Der tiefste Schmerz erfüllte sie. Da sank sie nieder auf ihre Kniee und betete. Alle ihre Gefühle flossen in dem der tiefsten Andacht zusammen. Von Ihm, an den sie sich wandte, konnte sie ja nur Hülfe erwarten. Er konnte ja allein die feindseligen Herzen einigen, sie aus der Gefahr retten und Hülfe senden. So rang sie lange im heißesten Gebet. Und je inniger und gläubiger es wurde, desto mehr Ruhe kehrte zurück, desto lebendiger wurde ihr Vertrauen, desto klarer wurde sie sich dessen bewußt, was sie zu thun habe in diesen wichtigen Augenblicken.

Sie erhob sich und eilte, Gisbald zu suchen. Sie fand ihn bei dem leidenden Oheime.

Diesem hatte Gisbald sein Herz eröffnet, seine Liebe bekannt, sein Zwiegespräch mit Arnold mitgetheilt und die Gefahr nicht verschwiegen, die diesem drohte.

Jetzt trat Hedwig ein, deren rinnende Thränen Zeugniß gaben von ihrer Kenntniß des Standes der Sache.

Bodo nahm ihre Hand. „Weine nicht, meine Tochter," sprach er. „Deine Liebe zu meinem Gisbald ist Gott und Menschen wohlgefällig, nur nicht Deinem störrigen Vater. Bleib' ihm treu, wie er Dir, und vertrauet Beide Gott, der wird Alles wohlmachen. Meinen Segen habt Ihr."

Die Liebenden umarmten sich vor dem edlen Greis, und es strömte Hoffnung und Friede in ihre Brust.

„Du aber, Gisbald, erkenne es als eine heilige Pflicht, die Du gegen mich zu erfüllen hast," fuhr er fort, „daß Du alle Drei morgen auf den Pfaden, die Dir wohlbekannt sind, gen Rüdesheim geleitest, von wo es leichter ist, mit wehrhaftem Geleite der Dienstmannen des hohen Erzstifts gen Mainz sonder Gefährde zu kommen."

Willig legte Gisbald seine Rechte in des edlen Priesters welke Hand.

„Und Du hafteſt mir dafür, daß ſie glücklich nach Rüdesheim gelangen?" fragte er.

„Mit meinem Leben, ſo wahr mir Gott helfe im Sterbeſtündlein!" ſprach feierlich Gisbald.

Da trat der dicke Prälat ein, der Gisbald ebenfalls ſuchte.

„Der da droben," rief er ſeinem Bruder Bodo zu, „hat wieder ſeinen böſen Tag heute. Klag' ich, ſo lacht er; erzähl' ich ihm aber von der Raubritter Frevel, dann wüthet er oder wird ſtarr wie eine Bildſäule. Nein, Bodo, ich bin nicht nach Lorch gekommen, um meine Haut zu Markte zu tragen und mich braten zu laſſen, wie den heiligen Laurentius die Heiden brieten. Ich will's gern in aller Demuth bekennen, daß ich noch lange kein Heiliger bin; auch ſehe ich dabei eben ſo wenig Vortheil für unſere heilige Kirche, als für mich."

Selbſt über Bodo's edle, ernſte Züge zuckte ein Lächeln, das der Ironie ſo ähnlich ſah wie ein Regentropfen dem anderen. Dies mochte jedoch dem Prälaten unbemerkt geblieben ſein; er fuhr fort:

„Ich rechne auf Dich, mein Sohn. Der ehrliche Forſchner, der Dich wohl kennt, hat mir vertraut, wie Du alle Schluchten des Waldgebirges kennteſt, abſonderlich im Kammerforſte. Du führſt mich und Hedwig nach Rüdesheim. Von Arnold habe ich mich losgeſagt. Er mag ſehen, wie er durchkommt."

„Verzeiht, hochwürdiger Oheim," rief jetzt Hedwig aus, „ohne meinen Vater geh' ich nicht."

„Auch gut," verſetzte der Würdenträger, „ſo ſalvire ich mich allein. Gisbald, auf morgen! Bodo's Maulthiere ſind für uns."

Gisbald gerieth in Verlegenheit. Bodo jedoch entriß ihn derſelben, indem er aufmerkſam machte auf das Thörichte, ſich zu vereinzelnen. „Ihr müßt zuſammenreiſen. Ich will mit Arnold ſchon reden."

Gisbald ſtimmte dem bei. „Es möchte leicht ſein," ſagte er, „daß einer dieſer beiden Züge in die Hände der lauernden Feinde

fiele. Der erste könnte gelingen, allein der zweite könnte durch die Spuren schon den Weg verrathen. Uebrigens, Herr Domscholaster, dürfte es nicht überall möglich sein, zu reiten. An vielen Stellen kann nur zu Fuße der Weg gemacht werden. Mögt Ihr Euch einstweilen mit Muth waffnen!"

Der dicke Herr sank in einen Stuhl und ächzte, indem er die Hände über dem fetten Bauche faltete. „Ich Armer!" rief er fast weinend aus. „Seit ich das Zipperlein habe, ist mir das Gehen die schwerste Arbeit, zumal bei meiner Wohlbeleibtheit!"

„Nur Muth!" fuhr Gisbald fort. „Es wird schon gehen. Denkt an den Rost des heiligen Laurentius, und jedes Opfer wird Euch leicht."

„Du hast Recht, mein Sohn; aber bedenke, was das Gehen für mich heißt! Bedenke, daß ich wohl nicht einmal hinlängliche Herzstärkung werde mitnehmen können!" versetzte der Hartbedrohte.

„Das wird sich schon finden," meinte Bodo; „Du hast ja Deinen ehrlichen Anton Forschner, den Du als Sackesel beladen magst."

„Vortrefflich!" rief der Prälat. „Laß nun Deine Vorschläge hören, mein kluger Gisbald."

„Sie sind einfach," erwiederte dieser, „und gründen sich zunächst auf die Morgennebel."

„Gott möge mir helfen!" schrie bei diesem Worte der Domscholaster. „Ich habe nichts mehr zu fürchten als feuchte Nebel und Kühle, — weißt Du keinen besseren Rath?"

„Keinen, Hochwürdigster!" sprach Gisbald. „Warten wir den Aufgang der Sonne ab, so stehe ich für nichts. Wir müssen um diese Zeit schon die Höhe des Gebirgs erklommen haben."

Tiefe Seufzer rangen sich aus der Brust des Domscholasters hervor; allein er schwieg, als er den festen Ton seines klugen Führers vernahm, und berechnete, daß allerdings der Nebel ein unsichtbarmachender Mantel für sie Alle sei.

Gisbald fuhr fort: „Alsdann muß das Gerücht ohne alles

Aufsehen ausgesprengt werden, Ihr reisetet erst einige Tage später ab; und ich muß Euch durch Gründe und Gebirgsschluchten führen, die freilich keineswegs zu den bequemen Wegen werden zu zählen sein, an die Ihr in Mainz und im Rheingau gewöhnt sein möget. Bedenkt indessen, daß es ein großes Lösegeld, harte Mißhandlung, vielleicht selbst den Tod von Euch fernhält!"

Das letzte Argument war zu schlagend, um seine Wirkung zu verfehlen. Er willigte in Alles ein. Jetzt kam auch Arnold. Gisbald verließ sogleich das Gemach. Arnold sah ihm mit einer Regung von Mißvergnügen nach.

„Das ist Deine Schuld," rief der Prälat ihm zu. „Stelle Deinen Uebermuth, Deine Härte ein. Es thut Noth; denn Gisbald allein rettet uns." Sie theilten ihm nun den Plan mit, den er gut fand.

So wurde denn Alles zur Reise bereitet. Bodo war bereits so weit in der Genesung fortgeschritten, daß es keine Gefahr mit ihm hatte. Es stand nichts mehr im Wege.

Gisbalden wurde es leicht, das Gerücht auszusprengen, der Walpode reise erst einige Tage später von Lorch ab, und werde die Reise auf dem Rheine machen. Anton Forschner stellte seinen Kahn her, deckte ein Zelttuch darüber, um Schutz vor der ungünstigen Herbstwitterung zu gewähren, und dingte einen Halfer, daß er sein Roß vorspanne. Die verschworenen Ritter vernahmen die Kunde fröhlichen Herzens; denn er lief ihnen so recht eigentlich in die Falle. Auf Soneck besonders wurde nun Alles vorbereitet. In der kleinen Bucht, welche die Mündung des Bächleins bildete, lag stets unter überhängenden Weiden ein Kahn, der mit Segel und Takelwerk, Hand- und Steuerrudern gehörig versehen war, um mit Blitzeseile die Fluth zu theilen und den Raub zu erhaschen, der sich ihnen darbot. Mit Knechten wurde der Kahn, der wenigstens ihrer fünfzehn bis zwanzig ganz bequem fassen konnte, bemannt, und die Ritter standen als Kämpfer bereit, Jeden, der es wagte,

sich zu widersetzen, niederzuschlagen. Dieser Kahn wurde in der Stille hergerichtet zum Angriff.

Auf der Burg selbst waren Diejenigen vereint, welche zum Bubenstücke die rächerische Hand boten, als ein Kahn von Lorch die breite Fläche des Stromes durchschnitt. Es war Heppenhoeft, der bald darauf in das Gemach zu den Soneckern und Hohenfels trat.

„Was bringst Du Neues?" fragten Alle, wie mit Einem Munde.

„Nichts weiter," antwortete heiteren Antlitzes der Gefragte, „als daß der Walpode und sein fetter Bruder mit dem lieblichen Töchterlein übermorgen abreisen, und zwar zu Wasser. Es ist nun ganz gewiß; denn der alte Bodo ist fast wieder völlig genesen!"

„Woher weißt Du das?" fragte der Ritter Hans von Soneck.

„Aus dem Munde des Schiffers, der ihn fährt," entgegnete der Ritter. „Meinem Knechte hat er's arglos erzählt. Der Walpode ahnet nichts."

„Auch nicht mein Vater?" fragte der wilde Hohenfels.

„Auch nichts; ich sprach ihn soeben noch," versetzte Heppenhoeft. „Er läßt Euch zu einer Jagd einladen, die er im Kammerforste halten will. Nun, denke ich, ist dort der Hinterhalt überflüssig; und Ihr laßt mich Theil nehmen an Eurer Jagd, deren Wild mir besser gefällt."

„Trauet dem Fuchs nicht!" bemerkte Kurt Waldeck von Soneck; „wer leistet uns Bürgschaft, daß der Pfaffenknecht Gisbald, dessen Schlauheit Ihr Alle kennet, nichts von der Sache weiß? Der hat Ohren, wo man sie gar nicht erwartet. Und um sich eine fette Suppe zu verdienen, verräth er uns und führt den Walpoden sichere Wege, die er wohl kennt."

„Wohlan!" sprach Heppenhoeft, „ich will den Hinterhalt im Kammerforst übernehmen, vorausgesetzt, daß ich am Lösegelde meinen Antheil erhalte."

Man ging auf diese Bedingung ein, und das Nöthige wurde

nun besprochen. Heppenhoeft sollte sich an einer der höchsten Stellen des Gebirgs auf dem Wege lagern, der nach Rüdesheim über das Gebirge leitet, während die Anderen bei Reichenstein Wache hielten, daß ihnen der Verhaßte nicht entweiche.

---

## 5.

Die Jahreszeit war in den letzten Tagen übler geworden; sie hatte den nebeligen, naßkalten Charakter angenommen, welcher in der Regel als Mittelglied und Uebergang zwischen dem schönen Herbst und dem eisigen Winter steht, beiden die Hand bietend und doch keinem angehörend. Jeden Morgen lagerte sich ein undurchdringlicher, Alles verhüllender Nebel über Berg und Thal. Er herrschte bis gegen 10 Uhr, auch oft bis gegen Mittag, wo die Strahlen der Sonne ihn zu weichen zwangen. Oft aber wogte er, bald höher sich an den Bergwänden emporziehend, bald wieder in die Tiefe der Thäler sinkend, bis zum Abend und fiel dann, zur Nachtzeit sich aufziehend, am folgenden Tag als dichter Regen nieder.

Es war ungefähr gegen zwei Uhr des Morgens an einem dieser durch Nebel ihrer Helle beraubten, höchst unfreundlichen Tage, als mehrere in Mäntel gehüllte Gestalten nach und nach einzeln aus der Thüre der erzpriesterlichen Wohnung zu Lorch, welche neben der Kirche und den Gebäuden der Schuljunkerschaft lag, heraustraten und so leise als möglich neben der Kirche weg der Wisper zueilten. Es wahren ihrer Viere, von verschiedener Größe und Umfang.

Jenseit des Thores gegen das Wisperthal zu und in einer angemessenen Entfernung von demselben hielten vier Männer, alle mit Morgensternen wohl bewaffnet. Einer derselben führte zwei

Maulthiere, die zum Reiten geschirrt waren, ein Anderer ein drittes, welches Gepäck und einen Flaschenkeller trug, dessen Besitzer entweder auf vielen Durst, oder auf eine weite Reise gerechnet zu haben schien.

Als die vierte der vermummten Gestalten, welche aus dem Pfarrhofe geschlichen waren, diese Gruppe erreichte und sich durch das, wie es schien, wohlverstandene Erkennungszeichen, einen leisen Pfiff, als Zugehörigen zu erkennen gegeben hatte, saßen bereits zwei auf den Maulthieren. Das waren Hedwig und ihr keuchender und die Strauchritter verwünschender feister Oheim. Der Dritte stand mit verschränkten Armen nebenbei und gab kein Zeichen von sich.

„In Gottes Namen denn voran!" sprach leise der Zuletztgekommene und schritt voraus, den Weg in das Thal nehmend.

„Halt, um aller Heiligen willen, halt!" rief der Domscholaster. „Herr Gisbald, meinst Du, mit einem solchen Stoßgebetlein könne man eine solche Reise antreten? — Ich bin erschöpft und meine Kniee wanken. Das Warmbier meines geistlichen Bruders hat bei mir nicht die mindeste Wirkung gehabt. Ich zittere vielmehr wie eine Espe im Winde vor Frost. Anton Forschner, ehrliche Schifferseele, Du hast menschlichere Empfindungen, als der Eisenfresser von Junker, denn ich höre Dich an dem Flaschenkeller nesteln. Gott vergelte Dir's, wie ich Dich segne ob Deiner Menschenfreundlichkeit. Ja, mein Sohn, reiche mir her den festen Steinkrug im vordersten Gefache, das ist ein alter Landsmann von Dir, ein Rüdesheimer; der hat Feuer und wird es auch mir mittheilen für diese Reise, die sich von einer Höllenfahrt nur dadurch unterscheidet, daß sie aufwärts führt. Gib her, Kind der Treue, braver Rheingauer! Den Becher trage ich hier bei mir. So! — Ach, das labt! — Das wärmt! — So! nun stecke den Krug wieder hinein, mein Sohn. Alte Leute, wie ich, bedürfen der Erwärmung. Ihr Jüngeren," setzte er, seine ungastliche Art entschuldigend, hinzu, „Ihr habt noch Jugendfeuer bei Euch!"

„Nun zu denn, in Gottes Namen!"

Unter heimlichem Lachen der Führer, an dem diesmal auch Gisbald Theil nahm, setzte sich der Zug in Bewegung. Der dicke Prälat spornte sein Maulthier, daß er an die Seite Gisbalds kam.

„Aber ich hoffe doch," hob jetzt dieser an, „Ihr werdet nicht für immer glauben, daß unser Jugendfeuer den Labetrunk unnöthig mache, hochwürdiger Herr!"

„Bei Leibe, nein!" versetzte begütigend der dicke Alte. „Ich weiß recht wohl, was einem Menschen Noth ist; nur glaube ich, daß doch meine Voraussetzung ganz richtig. Sieh', Euer Blut ist noch um Vieles wärmer. — Eure — Halt, was war das, was so mächtig im dürren Laube raschelte?"

Gisbald hätte laut aufgelacht, denn ein Eichhorn kletterte eben hörbar den Baum hinauf; doch hielt er aus Vorsicht an sich.

„Waffnet Euch mit Muth! Solcher werden uns viele heute noch aufstoßen," sagte er. „Geb's Gott, daß wir nur solche treffen!"

Sein Blick suchte die Gestalt seiner theuren Hedwig; doch das Dunkel der Nacht, im Bunde mit dem Nebel, machte jeden Versuch vergeblich.

Der Alte nahm wieder das Gespräch auf. „Du scherzest, Gisbald; allein Du bedenkst nicht, daß ich nicht zu jenen Priestern gehöre, die neben dem Schwerte des Geistes auch noch das von Stahl zu führen gewohnt sind, zu denen selbst unser Herr, der Erzbischof, gehört. Ich habe jederzeit den Frieden geliebt und nur die Künste des Friedens geübt, als da sind Weisheit und so weiter."

„Daran thatet Ihr gewiß wohl," entgegnete Gisbald, „denn Krieg, Jagd und Fischerei, das sind weltliche Dinge, die unser Einem passender sind, als dem Priester."

„Freilich, mein Sohn, freilich!" fiel ihm der Domscholaster in die Rede. „Doch bist Du gewiß nicht geneigt, uns auszuschließen,

wenn es sich von den Früchten dieser drei ritterlichen Uebungen handelt. Die Früchte des Kampfes sind zuerst Friede; dann aber auch Beute an Land und Gut. Ihr Ritter aber saget: Frieden ist ein unnütz Ding; selbst dem Pfaffen im Kloster und Stift ist er nicht gut, weil er zu fett wird. Man muß also Krieg mit ihnen führen. Das ist ein hölliſcher Gedanke! Frieden thut uns Noth, damit wir erstlich in Ruhe essen, trinken und schlafen, dann aber auch unsere geistlichen Uebungen halten und des Amtes warten können, für euch Welt- und Sündenkinder zu beten. Die Früchte der Jagd sind Braten, Freund! und was geht über einen Braten? Wir haben einen lustigen Domherrn, der würde mir gleich einfallen und sagen: Zwei; allein ich will jetzt nicht Witzreden treiben, sondern fahre fort: Braten, Freund, das sind die Strebepfeiler der Gesundheit und Kraft. Da spießet ihr Hirsche, Rehe, Säue, Hasen — fanget Rebhühner und Wachteln; erleget Auerhähne und dergleichen. Soll denn da der Priester leer ausgehen, der um Segen betet? — Die Früchte der Fischerei sind Salmen, das sind Könige des Wassers, und ihr rothes Fleisch ist schöner, denn das Roth auf den Wangen einer Jungfrau."

„Mit nichten!" rief Gisbald halblaut.

„Nun, Närrchen," sprach liebreich und gemüthlich der Prälat, „das war nur so ein Gleichniß. Du weißt ja doch aus Deiner Lehre in der Lorcher Schuljunkerschaft, daß alle Gleichnisse hinken. Ich könnte Dir das Sprüchlein lateinisch sagen; aber ich will nicht gelehrt mit Dir reden, sondern Dir nur beweisen, was uns zukommt. Ich will lieber einen anderen Gang wählen und sagen: Salmen, das sind die Prälaten des Wassers; sie trinken, aber sie morden nicht. Ihr Gang ist aufwärts; sie lieben nicht das stürmische Meer, sondern den Frieden eines Bächleins. So sollten alle Prälaten sein, und ich habe sehr oft mir ein Beispiel am Salmen genommen. — Da fanget ihr Hechte; das sind so wahre Ritternaturen; sie morden und rauben, aber ihr Fleisch mundet gut. Da fanget ihr Karpfen,

friedliche Mönchsnaturen, stumm wie Karthäuser, die sich im Teiche so gut befinden, als im Strome, ja dort noch fetter werden, wie Mönche im Kloster."

Die halblauten Töne eines unterdrückten Lachens störten den eifrigen Redner. Er hielt ein wenig ein und brach dann kurz ab: „So wenig ich dafür also bin, daß wir geistliche Herren weltliche Geschäfte treiben sollen, so sehr bin ich dafür, daß wir uns der Früchte aller dieser Geschäfte freuen sollen."

„Dagegen," sprach Gisbald, „habe ich auch gar Nichts einzuwenden; nur meine ich, der Hauptfehler läge darin, daß Ihr Alles wollet und uns Nichts bleiben soll."

„Da irrest Du," gegenredete der Prälat. „Ich will Dir gleich das Gegentheil beweisen. Da habe ich meinen Flaschenkeller zum Beispiel. Du wirst begreifen, daß ich bei seiner Füllung zuerst an mich selber gedacht habe, und allermeist an mich selber; allein Du sollst gleich sehen, wie ich es meine; Forschner, nestle auf und reiche mir den angebrochenen Krug."

„Lasset das um aller Welt willen jetzt!" rief Gisbald. „Wir müssen trachten, so rasch vorwärts zu kommen, als es nur möglich ist. Ueberhaupt thut es Noth, daß wir jetzt ganz stille voranziehen. Habet darum die Güte und gebet Euren Gedanken Raum!"

Während der Unterredung Beider waren die Uebrigen stille gefolgt. Sie konnten sich nur theilweise verstehen; denn der Domscholaster sprach keineswegs so laut, daß man ihn weiter hinten hätte verstehen können. Nur Hedwig vernahm die Rede, denn sie ritt in der Mitte des Zugs. Ihr Maulthier wurde von einem Diener geleitet, indeß Arnold und die beiden Anderen den Rücken deckten.

Gisbald, der noch immer der Thalsohle gefolgt war und auch noch jetzt diesen Weg behielt, wußte es möglich zu machen, daß er die Stelle mit diesem Diener unvermerkt einige Augenblicke tauschte.

Selbst in der dichten nonnenartigen Verhüllung erröthete die Jungfrau, die wohl den Wechsel ihres Führers wahrnahm.

„Wie ist es Dir, Geliebte?“ flüsterte der Jüngling. Sie drückte leise die kräftige Hand des Junkers, der ebenso schnell, wie er gekommen war, wieder von der Seite der Lieblichen wich und mit einem Winke seinem Diener seinen Posten wieder anwies.

Jetzt waren sie bei der Stelle angekommen, wo sie nicht weiter den Krümmungen der Wisper folgen durften, ohne daß sie Gefahr liefen, Leuten von der Burg Waldeck zu begegnen. Gisbald hielt an.

Kaum war dies geschehen, so nestelte schon Forschner, dem es darum zu thun war, die Gunst des geistlichen Herrn zu behalten, den Flaschenkeller auf und reichte diesem den Krug edlen Rüdesheimers.

„O Du treue Seele!“ rief halblaut der geistliche Herr; „wenn ich Dir das jemals vergesse, so will ich keinen Rüdesheimer mehr trinken.“ Indeß Gisbald mit einem seiner Leute, der die genaue Kenntniß der Gegend mit ihm theilte, sich leise besprach, war schon der Becher aus der Tasche geholt, und die goldene Fluth glitt die Gurgel hinab. Erst jetzt dachte der Zufriedene daran, auch den Uebrigen eine Labung zu reichen. Sie tranken. Plötzlich aber rief Gisbald: „Ich höre Pferdegetrappel!“

Schnell ergriffen die Diener die Zügel der Maulthiere und eilten blindlings in das Dickicht des Waldes zur linken Seite des Weges, wo ein Seitenthälchen ausmündete. — Es war ein Glück, daß das scharfe Ohr Gisbalds den Schall von ferne her vernahm, daß der moosbedeckte Boden des Waldes den Tritt der Maulthiere nicht verrieth und noch Zeit übrig war, sie so weit zu entfernen, daß nicht zu befürchten war, es möge der Geruch der Thiere irgend sie veranlassen, einen Laut von sich zu geben. Die Knechte waren so klug, schnell ihre Mäntel über die Köpfe der Thiere zu werfen, als sie in einer angemessenen Entfernung anhielten, um Gisbald abzuwarten, der hinter eine Buche getreten war.

Die Reiter kamen näher. Es waren zwei Reisige von der Burg Waldeck, die offenbar auf Kundschaft in das Thal gesandt waren, aber sich einem traulichen Gespräche hingaben, statt den Weg zu erforschen, ob er nicht frische Spuren zeige. Hätten sie dies gethan, so dürften sie, trotz Dunkelheit und Nebel, dennoch auf die Flüchtlinge aufmerksam geworden sein.

Ihre Rosse gingen im Schritt, und die Stille der Nacht verursachte, daß Gisbald jedes ihrer Worte verstehen konnte.

„Es ist ein Narrenstreich," sagte der Eine dem Anderen, „uns in der Frühe da herauszujagen. Wie gut hätten wir noch schlafen können."

„Freilich," entgegnete der Zweite; „aber ich möchte doch lieber hier reiten und auch wieder zurück, als droben bei der dicken Eiche liegen und wachen wie der Ritter Heppenhoeft. Am Ende ist's doch noch umsonst!"

„Du hast Recht, Hans," versetzte der Erste. „Noch dazu an der Stelle. Es ist nicht just dort, und oft haben mir die Köhler erzählt, wie da der feurig gehe, der dort einst einen Priester erschlagen."

Sie waren jetzt gegen Gisbald gekommen. Die Pferde wurden unruhig und schnaubten, indem sie die Ohren spitzten und nach der Eiche sahen, wo Gisbald stand.

„Hu!" rief der Eine der Reisigen, „wie doch so ein Thier verständig ist! Hier hat sich einst Einer erhenkt, und es soll der Selbstmörder hier umgehen! Laß uns vorübereilen!"

Er gab seinem Pferde den Stachel, und wie von Geistern gejagt, flogen die Reiter dahin.

„Gottlob," sprach Gisbald zu sich selbst, „jetzt ist es mir ein Leichtes, die Stelle zu meiden und weiter unten vorüberzuziehen und so die Geliebte zu retten. Und doch, hätte sich dies nicht gefügt, gerade jene Stelle würde ich als Uebergang über das Gebirge gewählt haben.

Er verließ seine Stelle und eilte in der Richtung davon, in der er seine Schützlinge zu finden hoffte.

Nach kurzer Wanderung fand er sie in großer Angst seinetwegen; besonders unruhig war Hedwig. Der Domscholaster hatte derweilen einen Krug geleert, auch die Uebrigen erquickt.

Arnold allein war stille den ganzen Weg. Es lag etwas in seiner Seele, was ihn mißstimmte, und dies war das Bewußtsein, dem Jünglinge Dank zu schulden. Dennoch erfüllte ihn der Zwischenfall mit Besorgniß. Er traute Gisbald nicht recht. Als die Reiter kamen, regte sich dieser bald auftauchende, bald wieder sich verlierende Argwohn auf's Neue. Darum wollte er nicht auf Gisbald warten, sondern sich selbst, mit Hülfe der Knechte, den Weg suchen; allein er verrechnete sich an seinem dicken Bruder. Dieser schätzte auf dieser Flucht nicht bloß die Treue und Zuverlässigkeit Gisbalds, sondern auch seinen kriegerischen Muth und tapferen Arm, benebst seiner Wegkenntniß, und würde um keinen Preis haben vermocht werden können, auch nur einen Fuß breit weiter zu gehen, bis Gisbald da war.

Mit den Worten: „Gottlob! die Gefahr ist nicht nur für diesen Augenblick, sie ist für immer vorüber," trat Gisbald zu ihnen, „denn ich kenne nun die Stelle, wo Heppenhoest im Hinterhalte liegt, und kann sie also weit genug umgehen; aber wir müssen eiligst weiter. Unsere Feinde sind umsichtiger, als es Anfangs schien."

Der Domscholaster wollte weitläufigen Bericht, wie es ihm ergangen, allein Gisbald trieb zur Weiterreise an, deren Richtung sich jetzt wieder mehr dem Rheine zuneigte. Die dicke Eiche lag oben auf dem Kamme des Gebirgs. Er mußte sich daher in einer angemessenen Entfernung halten. Ununterbrochen ging jetzt die Reise weiter über Stock und Stein, durch Dickicht und Gestrüpp. Der Domscholaster wehklagte und wunderte sich nur, wie das arme Kind, er meinte Hedwig, so stille dies Herzeleid ertrage. Diese trug freudig alles Ungemach; wußte sie ja doch, der Vater werde gerettet,

und — ihr Gisbald war ihr Retter und der seine. Da sproßte eine süße Hoffnung auf.

Der Walpode konnte sich noch immer nicht beruhigen. Obwohl er im Stillen dem Jünglinge schon das Unrecht abgebeten, quälte ihn dennoch das Mißtrauen — und war Gisbald ganz schuldlos, die schuldige Dankbarkeit gegen ihn. So beharrte er in seinem trotzigen Schweigen, und schritt tapfer, keiner Ermüdung unterthan, als Schluß des Zuges, mit seinem Morgensternträger zur Seite, einher; indeß freudigen Muthes Gisbald, immer voraus, die Schwierigkeiten des Wegs überwand.

Die Sonne begann schon hin und wieder die Bahn, welche sie verfolgten, lichter zu machen. Sie war mächtiger, als am Tage vorher. Die Nebel, von ihr gedrückt, begannen die Form eines feinen Regens anzunehmen, der fast Alle zu durchnässen drohte; aber sie senkten sich wirbelnd hinab in die Thäler des Rheines, um mit dem feuchten Elemente sich zu vereinigen.

Alle folgten still dem Führer, der mit Kraft und Muth Bahn brach. Auf Allen lag das drückende Bewußtsein der Gefahr; denn mit jedem Augenblicke wurde der Nebel lichter, und bald strahlte an lichten Waldesstellen die Sonne mild und freundlich auf die durchnäßten Reisenden.

Da hielt mit einem Male Gisbald an. „Gottlob," sprach er, „wir sind am Ziele!"

Wenige Schritte weiter, und sie traten aus dem Walde heraus, und vor ihnen lag, im Golde der Morgensonne, der Rheingau.

Aus jeder Brust löste sich ein Ach, das gleichsam die ganze Centnerlast abwarf, welche sie bis jetzt beengte, drückte und quälte; aber jedes Glied der Reisegenossenschaft gab sich auch dem Anblicke hin, der bezaubernd sich darbot, nur nicht der Domscholaster.

„Die Gefahr ist vorbei," sagte er mit Frohgefühl; „denn da vor mir liegt ja Rüdesheim. Sei mir gegrüßt! Aber das mahnt

mich an den edlen Saft, der dort wächst! Es ist so nahe, daß wir nun den Rest, den ich noch habe, wohl leeren können. Forschner, löse seine Fesseln."

Der Angeredete that seine Pflicht, und der Dicke hob den Becher: „Unserem Retter Gisbald!" rief er freudig aus, und hob den schweren silbernen Pokal, daß kein Tröpfchen drinnen blieb.

Während der Becher kreiste, weidete Hedwig ihre leuchtenden Blicke an dem Anblicke der herrlichen Landschaft, welche sich vor ihren Füßen ausbreitete.

Es war in der That ein wunderbarer Anblick! Die Seiten der diesseitigen und jenseitigen Berge waren frei, und die Orte zeigten sich im Grün der Bäume und Reben, das sich hier in der Nähe des Stromes länger erhalten hatte und nur stellenweise dem herbstlichen Gelb und Roth Raum gab, das nur noch den Anblick verschönerte. Die Sonne verklärte das Kloster auf dem Johannisberg, die Burgen Rüdesheims, die Thürme vom Geisenheim, Winkel und Ellfeld. Mehr im Vordergrunde lag Klopp, und Bingens Thürme tauchten aus dem Nebelmeer auf, welches von Mainz bis zum Mausthurm über dem Strome wogte, bald sich hob, bald sich so tief senkte, daß die Wipfel der Ulmen und Pappeln der Inseln aus ihm hervorsahen. Zur Linken lag Vollrats, die stattliche Burg, und droben tauchten die Thürme von Mainz hervor, während friedlich die hellen Mauern von Eibingen heraufsahen, wo die Nonnen Frieden gefunden, nachdem Ruppertsberg verödet war. Immer mächtiger wurde jetzt die Sonne; immer tiefer legte sich der Nebel auf den Strom, und es war, als nähmen seine Wellen ihn mit sich herab, um ihn in die Berge hinter dem Mausthurme zusammenzupressen; denn dort häufte er sich zu ungeheuren dichten Massen auf. Jetzt lag der Strom mit seinen Inseln frei, die so frisch und grün in seinem Bette schwammen, als wohne hier Wälschlands ewiger Frühling, und falle nie Schnee in dieses saftige Grün.

Selbst Arnold, der in tiefem Sinnen und, wie es schien, in schweren inneren Kämpfen dastand, wurde zeitweise abgezogen von diesem Brüten, das nur Rache schnaubte gegen die Ritter, die ihm nachgestellt und deren Einem er dennoch sein Leben danken mußte. Gisbalds Blicke suchten ein anderes Zauberland, das ihn aus Hedwigs Augen von Zeit zu Zeit anstrahlte.

Endlich erinnerte er sich der Rückkehr.

„Ich muß scheiden," hob er an; „denn Ihr bedürfet meiner nicht mehr. Nehmt die Maulthiere mit und auch die Knechte, meinen Rückweg mache ich mit meinem Knecht allein."

Der Domscholaster legte segnend seine Hand auf des Jünglings Haupt und sprach: „Friede mit Dir, mein Sohn! Gott segne Dich, wie ich Dich segne! Vergesse ich je, was Du an mir gethan, so vergesse mich der Herr!" Er drückte innig seine Hand.

Gisbald trat zu Hedwig. „Lebt wohl, edle Jungfrau," sprach er und bot ihr die Hand, auf die eine Thräne fiel.

Rasch dies unterbrechend, trat Arnold vor den Jüngling hin. „Ich habe Euch nicht getraut," sprach er mit rauhem Tone, „weil Ihr einer Sippe angehört, die nur Verderben für uns Städter brütet; aber ich sehe, Ihr seid besser, als ich dachte; darum nehmt meinen Dank — und —"

„Ich mag ihn nicht," rief auffahrend der Jüngling. „Mit Euch habe ich bloß meine Rechnung abgeschlossen. Ich schulde Euch nun Gottlob! nichts mehr, und solltet Ihr irgend einer Verbindlichkeit gegen mich Euch bewußt sein, so sage ich Euch auch davon los und ledig." Er wies stolz die dargebotene Hand des Walpoden zurück, drehte sich um und schritt dem Walde zu.

Der Walpode stand betroffen da. Er wechselte die Farbe schnell. In seiner Seele sprach eine mächtige Stimme für diesen Jüngling, der ihm trotzte, weil er sich sehr verletzt fühlte; dem er Unrecht angethan durch sein Mißtrauen, so schweres Unrecht, als er je einem Menschen zugefügt. Aber auch sein ungemessener Stolz

erwachte wieder, richtete sich hoch auf in seiner Brust und drückte jene bessere Stimme nieder, daß sie verstummte.

„Fahr' hin, Fant," rief er, „Du verdienst keinen Dank!"

Und der Zug bewegte sich stumm gen Rüdesheim hinab.

Aus dem Dickicht des Waldes aber trat Gisbald wieder hervor. In seiner Seele wogten die Gefühle wild durch einander, wie vor wenigen Minuten der Nebel im Wald; aber wie ihn die Sonne besiegte, so überwand das Gefühl einer stillen Wehmuth jedes andere in seiner Brust. Sein Auge ruhte auf Hedwigs Gestalt. Ahnte sie es, daß er noch da sei, daß er ihr nachsehen würde? Sie sah zurück, und — wie zufällig — wehte ihr schneeweißes Tuch ihm einen Gruß zu. Der Walpode schritt voraus in seinem Grimm und bemerkte nichts, und der alte Domscholaster bereitete sich auf eine derbe Strafpredigt vor, die er dem harten Bruder zu halten beabsichtigte. So dauerte das stille Grüßen fort, bis in Rüdesheims Gassen sich der Zug verlor.

Mit süßem Entzücken verließ nun auch Gisbald die schöne Stelle, auf welche Jahrhunderte später zur Freude Tausender ein sinniger Mann den Tempel des Niederwaldes baute.

Auf sich kreuzenden Wegen erreichte Gisbald wieder das Wisperthal, ohne daß Jemand nur ahnte, was geschehen war. In einem hohlen Baum barg er sein Ueberkleid und kehrte ohne Aufsehen in das Haus Bodo's und am Abend nach Soneck heim.

---

## 6.

Mit der größten Sorgfalt harrten die Ritter des gemeinsamen Feindes, der aber immer nicht kommen wollte. Die Ankunft Gisbalds im Hause am Burgthor auf Soneck setzte sie in nicht geringe Verwunderung, und ihr Mißtrauen gegen ihn schwand um

so mehr, als sie seine feindseligen Aeußerungen gegen den Walpoden so bestimmt und kräftig vernahmen, wie sie der in seinem Herzen gährende Haß gebar. Ihre Absicht aber verbargen sie vor ihm sorgfältig und ebenso eifrig ihren Aerger, als sie endlich durch ihre Kundschafter inne wurden, daß ihnen der Vogel entwischt war. Am schlimmsten befand sich hierbei Rolf von Heppenhoeft, dessen Sorglosigkeit man eben sein Entwischen zur Last legte.

Gisbalds Theilnahme an diesem Mißlingen der heißgenährten Pläne blieb indessen ein undurchdrungenes Geheimniß.

Der Haß gegen den Walpoden von Mainz war aber auf's Neue angefacht; er hatte eine neue Nahrung gewonnen und warf sich nun in seiner Ausdehnung auf die Städter und Kaufleute mehr als zu irgend einer Zeit. Vielleicht hatte die Ahnung Theil daran, daß der kräftig die Zügel der Regierung fassende Rudolf von Habsburg ohnehin bald dem Raubwesen ein Ende machen würde, und es nun galt, die Zeit in dieser Weise recht auszukaufen. Gisbald war diesem Unwesen fremd. Es lag in der Zeit und der Bildung der Ritter. Es schien ihnen einen wichtigen Theil des Berufs ihres Standes auszumachen. Sie erkannten in dem Heranwachsen der Städte ihren Untergang, und so war der Kampf gegen sie Ehren- und Standessache. Der Raub ihrer Handelsgüter war ein um so leichterer Weg, zu diesem Ziele zu gelangen, als sie offenen Kampf als Landfriedensbruch gebrandmarkt sahen.

Gisbald hatte bei Bodo andere Grundsätze sich angeeignet von Pflicht und Recht. Ganz war er freilich weder seinem Stande, noch seiner Zeit entwachsen. Er haßte auch die Macht dieser patzigen Städter. Er sah in ihrem Aufkommen seines Standes Untergang, wenigstens eines bedeutenden Theiles seiner Macht und Gewalt; aber sich zu einem Räuber herabzuwürdigen, dazu konnte es ihre Ueberredung nicht bringen. In offener Fehde ihnen zu schaden, hielt er freilich für kein Unrecht, so wenig wie alle seine Standesgenossen. Ebenso wenig war er im Allgemeinen der Pfaffheit hold.

Bodo machte unter Tausenden eine Ausnahme. Die Uebrigen trachteten ja nur darnach, in Ueppigkeit zu schwelgen und der Laien Güter an sich zu bringen. Ihm so wenig, wie allen Gliedern seines Standes war es ein Geheimniß, daß die Reichthümer der Kirchen und Klöster häufig auf Ueberlistung ihrer Vorfahren ruhten. Galt es also, ihnen einen Vortheil zu entziehen, der nur nicht offener Raub war, so achtete er und Andere es nur als ein wohlbegründetes Zurücknehmen dessen, was man ihren Vorfahren entlockt.

Zu Gisbalds Ehre jedoch sei es also gesagt, daß er nie, fortgerissen von den Soneckern und Hohenfels, an ihren Raubzügen Antheil nahm. Diese erstreckten sich nun auch auf jene Straße, die von Coblenz aus über das Hunsrücker Gebirge und durch den Soonwald führte zur Nahe hinab, und dann, dem Pilgerpfade folgend, sich gen Mainz wandte. Nachdem rheinauf die Schiffe so vielen Gefahren ausgesetzt waren, wandte sich der rheinauf kommende Waarenzug dieser Straße zu. Bald war sie so unsicher wie jede andere, und überall, wo Raub und Frevel geschah, da waren es die Sonecker und Reichensteiner, denen er auf die große Sündenrechnung gesetzt wurde — meist mit Grund und Recht, manchmal jedoch auch unverschuldet; denn es trieben fast Alle, ohne Ausnahme, das wohlfeile Erwerbswerk des Wegelagerns. Von allem Frevel dieser Art hielt sich allein die Burg Bautsberg frei, die Mainzer Lehen war. Auf ihr hauste ein junger Ritter, der sich Kurt von Bautsberg nannte. Er war Dienstmann des Erzstifts und sah nur mit Abscheu das Treiben der Raubritter. An ihn schloß sich Gisbald an. Er wurde sein Freund, und dieser Einfluß war so gut, daß, wie auch seine Vettern spotteten, Bodo's Lehren volles Leben wurde. Kurt war sein Vertrauter, er kannte seine Liebe zu Hedwig. Von ihm, der öfter in Mainz war, vernahm er Kunde von ihr.

So kroch langsam und träge der Winter herum. Die Jagd allein erheiterte seine Einförmigkeit. Das Eis legte seine furchtbaren

Fesseln an die Wellen des Stromes, und der Reif und Schnee seine Lasten auf die ächzenden Aeste der Eichen und Buchen. Es war entsetzlich öde im Rheinthal, so öde, als ob Alles, was Leben hatte, gestorben sei! Als nun aber von dem milden Regen des Eises Decke brach, als an den Bergen das Grün wieder sproßte und der Wald die dürren Blätter abwarf, um der schwellenden Knospe Raum zu geben, und die Vögel wieder jubelten, und die fromme Schwalbe an Gisbalds Fenster ihr Nest baute und den Morgen grüßte mit ihrem Liede, da regte sich in seiner Seele eine so mächtige und unbesiegbare Sehnsucht nach seiner Hedwig, daß er es wagte, zum Osterfeste nach Mainz zu gehen, um sie wiederzusehen.

Dies war ein allerdings sehr gewagter Schritt.

Der Raub der Sonecker war zu offenkundig gewesen, als daß nicht der Städter ganzer Haß sich auf sie hätte werfen sollen. Und wer nährte ihn tiefer, glühender, als der Walpode Arnold Salmann? — Und war Gisbald nicht auch ein Sonecker?

Wie oft tobte er seinen Grimm aus, wenn er heimkehrte vom Rathhause der Stadt, wo er neue Unbild erfahren! Wie strömte da sein Grimm gegen Gisbald aus! Das waren blutende Stiche in Hedwigs Herz. Mehrmals wagte sie es, auf die Versicherung des Bantsbergers und seiner Gattin trauend, die sie in einem befreundeten Hause getroffen, seine Rechte zu vertheidigen; aber der furchtbare Zorn des gereizten Löwen warf sich auf sie. Und sie hatte da nur noch Thränen und den schönen Glauben ihres Herzens.

Der Walpode arbeitete längst daran, einen entscheidenden Schlag gegen seine Erbfeinde zu führen. Mit Sehnsucht sah er Rudolf von Habsburg entgegen. Auf ihn baute er seine Rachepläne so sicher und so fest, daß er an ihrem Erfüllen nicht zweifelte. Als der König, gefolgt von dem Adel der Schweiz und Oberdeutschlands, hinab gen Aachen zog, Carls des Großen heilige Krone aus der Hand des Kurfürsten von Köln zu empfangen, und in Mainz

weilte, wußte er ihn für seine Pläne zu gewinnen, und das Wetter zog sich eng und enger zusammen über den Häuptern der Frevler; aber noch mußte er harren der ersehnten Stunde.

Gisbalds Zug nach Mainz war ein langsamer. In den befreundeten Burgen weilte er längs der Gestade des schönen Stromes. So geschah es, daß während dieser Zeit die Sonecker einen ganzen Zug Waaren aufhoben auf der Straße im Soonwald. Nicht genug an diesem Frevel — auch ein Schiff, das in Lorch übernachtete, raubten sie aus und ersäuften die Schiffer, welche es wagten, sich ihnen zu widersetzen. Die Kunde kam gen Mainz, und ein Schrei der Rache entwand sich jeder Brust. Tausendfacher Fluch traf die Raubmörder, und in jedem Herzen glühte die Rachsucht.

Schnell ließ der Walpode ein Schreiben an den König Rudolf abgehen, klagte die Drangsal und bat um Hülfe in solcher Noth.

In der steten Erwartung dessen, was Rudolf erwiedern würde, flossen mehrere Wochen hin. Da erschien die Zusage, er werde kommen und mit Heeresmacht tilgen die Feinde öffentlicher Sicherheit und des gemeinen Rechts. Diese Kunde war mit der Weisung begleitet, die Städte möchten sich rüsten zur Beihülfe.

Diese Nachricht machte Niemanden glücklicher, als den Walpoden, aber ein Herz bebte in schwerer Sorge und Angst ob des Geliebten.

Hätte es Hedwig geahnt, daß es der Tollkühne wagen könnte, die Stadt zu betreten, wo Haß und Feindschaft, Rache und Wuth ihm überall entgegenschnaubte, sie würde noch mehr gezittert und gezagt haben.

So kam das Osterfest mit seiner Pracht. Der Dom strahlte von tausend Kerzen. Die Glocken riefen wieder zum Preise des Auferstandenen die Gläubigen, und zu der ehernen Pforte des Tempels strömten Menschenwogen ohne Ende. Die Räume waren alle voll. Auch die fromme Hedwig kniete betend in den Reihen.

Jetzt begann das Hochamt. Sie erhob ihren Blick und — siehe, da stand vor ihr der Geliebte, und sein glühend Auge sprach so beredt, daß sie in den Tod erbleichte und sich tief herabbeugen mußte, um sich nicht zu verrathen. Wie pochte das Herz! Ihr Athem stockte fast in der Brust. Und doch, wie machte sie das Bewußtsein seiner Nähe wieder so glücklich. Es währte lange, bis sie Muth gewann, ihn ansehen zu können. Doch er kam, dieser Muth, und auch in ihrem Auge lag die Seele. Es gelang selbst dem nichts scheuenden Liebenden, bis an ihre Seite vorzudringen. Worte können das Glück nicht schildern, welches sie empfanden. Leise flüsterten sie lange, und zu frühe endete der Gottesdienst. Sie mußten scheiden.

Die Glücklichen sahen nur sich. Sie dachten nicht daran, daß auch Andere sie konnten beobachtet haben. Dies war aber wirklich. Auch der Walpode war im Dom an einer Ehrenstelle, unfern des Altares. Sein scharfer Blick fand bald die geliebte Tochter, welche in der Blüthe jungfräulicher Reize stand. Mit Vaterfreude ruhte sein Blick auf ihr. Da dünkte es ihn, er sehe sie erbleichen. Er erschrak. Schärfer sah das Auge der Vaterliebe. Jetzt wieder sah er sie sich aufrichten in tiefer Gluth und — war das nicht Gisbald? fragte er in sich hinein, und seine Faust faßte krampfhaft den Stab, welchen er als Zeichen seines Amtes trug. Er erkannte ihn endlich bestimmt; sah, wie er sich an ihre Seite drängte, wie er mit ihr sprach. Er hätte verzweifeln mögen, daß er nicht, ohne das größte Aufsehen, von seiner Stelle konnte.

Auch ein Dritter war Zeuge jenes Auftrittes, nämlich Anton Forschner, der ehrliche Schiffer, der sich so meisterhaft in des Domscholasters Eigenheiten zu finden gewußt hatte, daß er ihm unentbehrlich wurde und als Leibdiener bei ihm blieb. Er hegte für den Jüngling eine herzliche Zuneigung. Er war Zeuge dessen nicht nur, was bei den Liebenden vorfiel, sondern er beobachtete auch durch einen glücklichen Zufall die Mienen des Walpoden, den er

von seinem Standpunkt aus auch sehen konnte. Was diesen bewegte, das las sein Blick in seinen Zügen. Er erkannte die Gefahr, welche Gisbald drohte, und zupfte ihn leise am Aermel, als er aus dem Stuhle trat.

Nicht ohne Erstaunen betrachtete ihn Gisbald.

„Kennet Ihr mich nicht mehr?" fragte Anton Forschner und nannte dem Verneinenden seinen Namen. „Doch, Junker," fuhr er fort, „folgt mir, so schnell Ihr könnt, denn Euch droht Verderben. Ich habe es in des gestrengen Herrn Walpoden Angesichte gelesen, daß er Euch verhaften wird. Wehe dann Euch! Keine Macht kann Euch retten."

Gisbald erschrak. Er kannte seinen unversöhnlichen Feind zu gut, um nicht die Wahrheit dessen einzusehen, was Forschner sagte. Er folgte ihm also möglichst schnell.

In weitem Umkreise brachte ihn endlich der ehrliche Forschner zur Hinterpforte eines großen und stolzen Gebäudes. „Hier," sagte er, „seid Ihr für's Erste sicher; aber ich bürge Euch nicht eine Minute dafür, daß er Euch nicht auch hier findet." Er drückte ihn in die Pforte und schloß sie hinter sich ab.

„Wo bin ich?" fragte Gisbald besorgt.

„Im Hause Eures besten Freundes, des Domscholasters," versetzte Anton; „doch wollt Ihr ganz sicher sein, zieht diese Kleider an und eilt zum Thore hinaus. Euer Pferd will ich Euch besorgen, nennt mir nur die Herberge, wo es steht."

Ein merkwürdiges und höchst auffallendes Getümmel wurde in diesem Augenblicke hörbar.

Forschner eilte hinaus und kam bleich vor Schrecken zurück. „Er hat Euch ausgewittert und ist mit Mannschaft da, Euch zu fassen!" so rief er aus. „Nun muß das Letzte versucht werden!"

Er öffnete eine Thüre und schob Gisbald hinein.

Der Domscholaster, eben aus dem Dom zurückgekehrt und ärgerlich, seinen Leibdiener nicht zu finden, erstaunte nicht wenig,

seinen Bruder mit Söldnern in sein Haus dringen zu sehen. Als dieser ihm sagte, daß Forschner Gisbald ihm entzogen und im Hause verborgen habe, meinte der gutmüthige Würdenträger, daran habe Anton wohlgethan. Er verwies seinem Bruder strenge diesen Gewaltstreich am ersten heiligen Festtag und war eben daran, diesem den Text auf's Allerbeste zu lesen, als eine Seitenthüre geöffnet und Gisbald gewaltsam hereingedrängt wurde.

Alle Drei starrten sich verblüfft an und standen eine Minute regungslos da.

Arnold gewann zuerst seine Fassung wieder.

„Seht, hier ist er!" rief er seinem geistlichen Bruder zu. „Es ist Pflicht, den Räuber mir auszuliefern."

Der sonst lenksame und schwache Domscholaster aber richtete sich stolz empor. „Meinst Du, auch das Haus eines Dieners der Kirche habe kein Asylrecht mehr? Weiche auf der Stelle!" donnerte er dem Walpoden zu, daß dieser zurückfuhr und fluchend von dannen eilte, um bei dem Kurfürsten sich das Recht zu erwirken, ihn verhaften zu dürfen.

„Mein Sohn," so wandte sich der Alte jetzt zu Gisbald, „Du hast viel gewagt, zumal Du weißt, was Du verüben halfst. Eile, daß Du aus der Stadt kommst. Ich fürchte sehr, daß ich Dich vor der Wuth der Bürger nicht schützen kann."

Gisbald betheuerte und bewies seine Unschuld an den Freveln; allein er erkannte selbst die Noth, zu fliehen. Mit Hülfe Forschner's kleidete er sich um, erreichte seine Herberge und floh, schnell wie der Blitz, zum Thore hinaus, nachdem er dem ehrlichen Menschen noch Grüße an Hedwig aufgetragen hatte.

Kurze Zeit, nachdem Gisbald die Stadt verlassen hatte, wurden die Thore besetzt, und der Walpode erschien, bleich vor Wuth, im Hause seines friedliebenden Bruders mit dem Befehle des Kurfürsten, den Frevler auszuliefern.

„Arnold, Arnold!" rief der Domscholaster, „hast Du vergessen,

daß dieser Jüngling Dich und Dein Kind rettete, als Dir das Schwert der Verfolger schon an der Kehle saß? Ist keine Dankbarkeit in Deiner Seele übrig, so sollte die Achtung vor Deinem Bruder Dich abgehalten haben, öffentlich dies Aergerniß zu geben."

„Habt Ihr bedacht," gegenredete heftig der Walpode, „daß das Gebot der Pflicht über jedes andere geht? — Gerade Ihr solltet mich das lehren, statt mich davon abzubringen. Uebrigens solltet Ihr erwägen, was ein Vater fühlt, wenn solch' ein Gelbschnabel sein Kind bethört; denn darum ist er hier, weil er einen Liebeshandel mit Hedwig unterhält. Und ich sollte das dulden? Ich, der ich Jeden hasse, der dem Stande angehört, der nur vom Schweiß Anderer zehrt und in fremdem Gute zu schwelgen gewohnt ist. Noch einmal, gebt ihn im Namen des Kurfürsten heraus, den Strolch!"

Der Domscholaster zog ein langes Gesicht. „Wenn das so ist, so ist es schlimm," sagte er; „allein dann suchst Du ihn doch umsonst, er ist längst jenseit des Dörfleins Castel. Sein gutes Roß trug ihn, schnell wie der Blitz, von dannen."

Der Walpode fluchte und tobte wie unsinnig. Sein ganzer Zorn wandte sich gegen Hedwig, die Schweres zu erdulden hatte, aber gerne trug, weil sie ihn gerettet wußte. Der treue Forschner hatte seinen Auftrag bereits ausgerichtet.

In des Domscholasters Seele war plötzlich ein helles Licht aufgegangen. Er entsann sich der Auftritte im Hause Bodo's, er rief sich das Verschwinden Gisbalds von seiner Seite in's Andenken, als sie in jener Fluchtnacht durch den Wald zogen — jetzt erst erinnerte er sich, daß ihm Gisbald von seiner Liebe zu Hedwig und ihrer Liebe zu ihm gesprochen, ohne daß er damals in der Angst seines Herzens darauf geachtet hatte. Darum leuchtete also Hedwigs Auge so, wenn von Gisbald die Rede war?

Der Domscholaster dachte an seine Jugend zurück, und noch jetzt in seinem hohen Alter drängte sich ein Seufzer aus seiner Brust

hervor. Auch er hatte ja einst geliebt und mußte das schönste Gefühl aus seiner Brust scheuchen.

„Wohlan!“ sagte er, „ich habe geschworen unter Gottes freiem Himmel, ich wollte nie vergessen, was er in jener gräulichen Nacht an mir gethan, so will ich ihm vergelten und seiner Liebe Schützer sein.“ Er ergriff seinen Pokal und leerte ihn in einem männlichen Zuge, gleich als wolle er alle Erinnerungen hinabschwenken, die in seiner Seele aufzutauchen Miene machten.

---

## 7.

Der Ruf, der Kaiser Rudolf sei in Würzburg auf dem Schlosse angelangt und werde dort weilen, bis er am Main den Landfrieden aufgerichtet und die Wegelagerer gerichtet habe, war nicht sobald nach Mainz gelangt, als sich auch schon der Kurfürst mit glänzendem Gefolge erhob, um den Kaiser zu begrüßen und des Rheines Elend durch die Wegelagerer ihm vorzustellen. Er ließ den Walpoden, der sein sonderliches Vertrauen besaß, alsobald zu sich bescheiden.

„Du bist beredt, Arnold,“ sprach der Kurfürst und Erzbischof, „wie Wenige, darum magst Du uns begleiten gen Würzburg und dort das Wort für uns thun vor dem Kaiser. Der ist gerecht und weise, von Gott und Menschen geliebt, und wird helfen, daß des Elends ein Ende werde.“

Durch Arnolds Seele strömte ein wunderbares Feuer. Das war längst sein glühender Wunsch gewesen. Nun sah er ihn so nahe, seiner Erfüllung so gewiß, daß er seiner Freude kaum Herr werden konnte.

Die Reise wurde mit großer Schnelligkeit angetreten und fortgesetzt.

Arnold schwelgte in dem Gedanken, seine Pläne vollständig in's Werk setzen zu können. Seine Einbildungskraft erschöpfte sich in Vorstellungen über den Kaiser und seine Person.

Wie erstaunte er, als er bei dem Eintritt in den Saal die Umgebung des Kaisers im vollen Glanz, ihn selbst aber in einem einfachen braunen Tuchwamms, mit Lederkoller, erblickte. Ein breites und schweres Schwert hing an seiner Linken, und ein ganz einfacher Sammthut deckte sein Haupt. Es war eine hohe Gestalt von sehr schlankem Gliederbau. Sein Antlitz war bleich; eine mächtige Nase beherrschte es. Seine Stirn war hoch und edel, und der Schädel von der Stirn an fast ganz seiner Haare beraubt. Nur am Hinterkopfe zeigte sich noch starkes Haar. Ein strenger Ernst ruhte auf diesen Zügen; aber redete er mit Jemandem, es sei hoch oder geringe gewesen, so überstrahlte eine Freundlichkeit das Antlitz, die jedes Herz gewann und das unbedingte Zutrauen einflößte.

Als der Kurfürst mit seinem Gefolge eintrat, erhob sich Kaiser Rudolf und ging ihm mehrere Schritte entgegen, indem er sein Haupt neigte und um den Segen des Oberhirten bat, den dieser bereitwillig ertheilte. Er hatte sein Haupt entblößt und bedeckte es erst nach empfangenem Segen wieder.

Nachdem der Erzbischof nebst seinen Räthen sich niedergelassen, trat auf den Wink seines Herrn der Waldpode vor und sprach mit Feuer und Kraft über die zügellosen Räuber am Rheine, wie sie jedes Recht mißhandelten und mißachteten, keinen Herrn über sich erkenneten, frei und fesselos walteten, wie es Rohheit und Habsucht eingäbe, und Raub und Mord an Kirchen, Klöstern und Leuten ihr Tagewerk sei. Absonderlich seien dies die Ritter von Soneck und Reichenstein. Er flehte den Kaiser an, zu helfen in dieser Bedrängniß, und stellte in Aussicht, daß die rheinischen Städte Alles aufbieten würden, die Burgen brechen zu helfen.

Rudolf hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. Man sah es ihm an, daß die Rede einen sehr tiefen Eindruck machte.

Als der Walpode geendet, reichte ihm Rudolf seine derbe Hand und dankte ihm für das männliche Wort, was er für Recht und Ordnung gesprochen, wandte sich aber dann gegen den Erzbischof und sprach:

„Mit der Krone des deutschen Volkes hat mir Gott das Strafamt überantwortet über Alles, was Unrecht ist. Ich will mit Gottes Hülfe den Landfrieden aufrichten und erhalten, die Frevler unnachsichtlich strafen und so dem Rechte, der Ordnung und der Zucht eine freie Bahn machen."

Und zu den Herren gewendet, setzte er hinzu: „Es ist eine Schmach für das Ritterthum, daß es also ausgeartet ist und seine Bestimmung so schnöde vergessen hat. Eben darum aber auch müssen die, welche seine Satzung so frevlerisch übertreten, die herbste Strafe erleiden. Sie sind keine Ritter mehr; sie sind Räuber und verdienen nur des Räubers Strafe."

Seine Stimme wurde bei diesen Worten drohend, wie rollender Donner, und er schlug an sein Schwert. „Bei meinem guten Schwerte, das nie für Unrecht focht, schwöre ich es," sprach er in höchster Erregung; „ich will kommen und Gericht halten, und will sie hängen lassen, wie es Räuber und Mörder verdienen!"

Die Vorstellung war zu Ende, aber das Wort des Königs zeigte sich alsbald wirksam. Er zog Heeresmacht an sich. Aus den Städten strömten sie herbei, die fehdelustigen Bürger, und bald sah Rudolf ein stattlich Heer um sich, das mit jedem Tage, gleich einer Lawine, wuchs.

Die Ritter, stolz auf ihre festen Burgen, lachten über die Gefahr. Sie hielten es nicht einmal für möglich. Als aber die Gerüchte sich mehrten und häuften, da dachten sie ebenwohl an ihre Sicherheit. Schnell wurden die Burgen hergestellt, wo etwa Fehler waren. Aus den benachbarten Orten raubten sie Vieh und Lebensmittel, bis hinlängliche Nahrung vorhanden war.

Gisbald war nach seiner Flucht aus Mainz außer sich vor

Grimm und Zorn gegen den Walpoden und die Städter überhaupt. Auch er rüstete sich zum Kampf auf Soneck mit seinen Vettern; doch keine Gewaltthat fiel ihm zur Last.

So stand es, als an einem Frühmorgen das Rheinthal von Bewaffneten wimmelte, welche gegen Reichenstein und Soneck anrückten.

Auf Vautsberg (dem jetzigen Rheinstein) aber war ein Tummeln über die Maßen; denn dort hatte Kaiser Rudolf mit dem Erzbischof und dem Walpoden, der an der Spitze der Städter stand, Quartier genommen. Die Burgen wurden eingeschlossen. Wie ein Rasender schleuderte Hohenfels seine Steinkugeln aus Reichenstein auf die Feinde, aber meist fruchtlos. Die Sonecker dagegen waren klüger. Die Burg schien wie ausgestorben. Niemand zeigte sich auf den Mauern, und keinerlei Wehr von innen verrieth das Dasein von Streitern.

„Trauet ihnen nicht," sprach der Walpode, „sie sind schlauer als der Hohenfels und sparen ihre Wehr, bis wir stürmen." So war es denn auch. Die Burg war fester als Reichenstein. Sie hatte hinlänglich Mundvorrath und Kriegsbedarf. Auch an Reisigen fehlte es nicht. Sie konnten ruhiger den Angriff erwarten, und thaten es.

Die Kunde aber von Rudolfs Wort in Würzburg hatte sich denn doch, zumal Thatsachen es bewährten, weithin Schrecken erregend, verbreitet. Am schmerzlichsten traf es Johann von Waldeck, Marschall von Soneck, den Alten; denn er hatte zwei Söhne und einen Enkel auf der Burg. Er trat daher die Reise nach Vautsberg an, um die Gnade des milden und frommen Kaisers anzuflehen, daß nicht die Todesstrafe sie treffe, wie gemeine Diebe. Der Greis wußte, wie der alte Domscholaster Gisbald liebe; daher bat er ihn auch, für die Sonecker sich zu verwenden, unter denen ja auch Gisbald mitbegriffen war, da ihn Soneck's Mauern jetzt, wie die Anderen, eingeschlossen.

Der Bote, welcher die sichere Kunde dem Domscholaster brachte, traf mit einem zweiten zusammen, den Bodo an den Bruder sandte zu gleichem Zweck; denn die Gefahr seines Gisbald zerriß fast Bodo's Herz. Auch den guten Domscholaster ergriff diese Nachricht sehr.

„So bist Du kaum den Klauen des Unversöhnlichen entgangen, um ihm jetzt als Opfer zu fallen!" rief er schmerzlich aus, und maß, trotz seiner Corpulenz, sich unruhig die Stirn reibend, das Gemach.

„Was soll ich thun?" fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Soll ich schreiben? Das fruchtet nicht. Soll ich selber hinreisen, ich, der Mann des Friedens in das Getriebe des Krieges, wo man seine Ruhe, seine Pflege nicht findet? Ach, das ist auch ein schweres Opfer! Einmal bin ich kaum mit dem Leben davongekommen. Mir sind Reisen allezeit bedenklich in ihren Folgen gewesen." — Er fuhr mit der Hand in die Haare, wie Einer, der keinen Rath, keine Hülfe weiß.

Da wurde die Thüre des Gemaches stürmisch aufgerissen. Entsetzt fuhr der Domscholaster herum, meinend, die Reisigen hätten ihn schon und schwängen über seinem geweihten Haupte Streitärte und Morgensterne. „Wer stürmt mein friedlich Kloset?" rief er angstvoll aus.

Aber siehe, es war kein Feind, der stürmisch eindrang, sondern die lieblichste Mädchengestalt, die man nur sehen konnte. Es war Hedwig; aber ihr Anblick erschütterte dennoch den greisen Oheim; denn es lag die Blässe des Todes auf diesen sonst so rosigen Wangen. Das so wundersüß lächelnde Auge, dem man umsonst zu widerstehen versucht hätte, schwamm in Thränen. Sie rang verzweifelnd die Hände.

„Oheim, Oheim!" rief sie, „rettet, rettet! Er ist verloren, denn der Kaiser hat geschworen, sie Alle hängen zu lassen, die er in der Burg fände, und — Gisbald ist dort; Gisbald, der Euch und

uns das Leben rettete! Ach, mein Vater haßt ihn grimmig. Nur in seinem Blute wischt er seinen Haß ab. Helft, o helft, sonst mögt Ihr auch mich begraben!"

Sie sank nieder in des Alten Lehnstuhl.

„Ich geschlagener Mann!" rief der Domscholaster aus. „Ist denn Alles vereint zu meinem Verderben?"

„Ach, laßt mich klagen!" rief das liebende Mädchen — und in demselben Augenblicke deckte das gesättigte Roth der Scham die Wangen, die erst todtenbleich waren.

Aber der geistliche Oheim hörte es nicht, wie er denn in solchen Momenten, wo ihm selbst eine Gefahr drohte, oder seine Person in irgend bedenkliche Conflicte gerieth, weder hörte, noch sah, wenn nicht gerade die ganze Kraft seiner Seele auf diesen Einen Punkt hingerichtet war.

Obwohl der Schweiß in dicken Tropfen auf seiner Stirn stand, und er gewiß lange nicht so viel seine Beine in Bewegung gesetzt hatte, als seit er die beiden Boten erhalten, so rannte er immer schneller auf und nieder. Dann stand er plötzlich still.

„Ja, Hedwig, Du hast Recht; Alles will ich überwinden, selbst die Beschwerden der Reise nach Vautsberg, um Gisbald zu retten; aber Du mußt mit mir, Du mußt mir den Kaiser anflehen, und es wird uns gelingen."

Hedwig erschrak. Sie überdachte schnell Alles, was Sitte und Weiblichkeit dem entgegenstellte; aber sie erkannte es, daß er verloren sei, wenn nicht Alles aufgeboten würde — und sie sagte dem Oheim zu.

„Gut, meine Tochter," sprach er, „so eile heim und rüste Alles, was Noth ist, damit uns nichts hemme, am morgenden Tag abzureisen."

## 8.

Schon waren bei Reichenstein alle Vorkehrungen zum Sturme getroffen, als ein Freund in das Zelt des Walpoden trat. „Eins," sagte er, „scheint mir unbegreiflich, nämlich, daß der Vicedom des Rheingaues schweigt, während seinen Sohn das schmachvolle Gericht des Strangs erwartet. Er hat keine Bitte noch eingelegt."

„Ich gestehe, daß ich das selbst nicht begreife," entgegnete der Walpode, „obwohl ich glauben möchte, die Bitte wäre fruchtlos, denn der Kaiser hat so bestimmt und entschieden gesprochen, daß kaum irgend etwas zu hoffen stünde. — Doch er ist mild und könnte einem Vater eine solche Bitte nicht abschlagen!"

Der Freund sah ihn erstaunt an und wußte nicht, wie er das Wort deuten sollte, da er des Walpoden Gesinnung kannte. Der Befehl zum Sturm unterbrach die Unterredung. Wie Wüthende fielen die Streiter des Kaisers die Burg an. Die Vertheidigung war wacker — aber gegen Abend war sie erstürmt. Die Flammen loderten wild zum Himmel auf, die Reichenstein verzehrten. Was die Flamme übrig ließ, zerstörten am folgenden Morgen die Krieger. Reichenstein war, als die Strahlen der Mittagssonne es beschienen, ein furchtbarer Trümmerhaufen, an dessen völliger Zerstörung mit unersättlicher Wuth die Reisigen arbeiteten.

Aber unter den Gefangenen, die man auf der Burg machte, war Hohenfels nicht. Er hatte durch einen unterirdischen Gang, der an das Rheinufer führte, zu entkommen gewußt.

Der Walpode knirschte vor Zorn, daß ihm dieser Feind entgangen war, den er für den Schlimmsten erkannte, während die Sonecker mehr den Namen hergegeben hatten. Er war der Schlaueste, der Keckste von Allen; auch wohl der Grausamste. Doch ergötzte es ihn, daß Heppenhoeft unter den Gefangenen war.

Der folgende Tag zeigte ein fürchterliches Schauspiel. Alle

Gefangenen hingen an den Eichen des die Burg umgebenden Waldes. So hielt Rudolf sein fürchterliches Wort.

„Es muß ein schreckend Beispiel gegeben werden," sprach er, „sonst wird morgen wieder, wenn ich werde geschieden sein, der Landfriede gebrochen und die Zügellosigkeit herrschend sein. Ein Kaiser muß sein Richterwort halten."

Diese Nachricht erschreckte die Sonecker heftig und stellte ihnen nur eine zweifache Wahl, sich unter den Mauern ihrer Burg ehrenvoll begraben oder als Diebe hängen zu lassen. Diese verzweifelte Aussicht aber konnte sie nur einen Augenblick schrecken. Im nächsten kehrte auch ihr Muth wieder und ihre Todesverachtung, die sie so oft in den Fehden an den Tag gelegt und erprobt hatten.

Die Stunde kam aber, wo dies nothwendig wurde.

Da, wo das Kapellchen stand, unweit Bautsberg, wurde ein Zelt für den Kaiser Rudolf errichtet. Er wollte das Ungemach seiner Streiter theilen und stets bei dem Kampfe sein. Näher rückte das Heer gegen Soneck an. Auf die Höhe, welche die Burg beherrschte, stellte der Walpode seine Wurfgeschosse und schleuderte gewaltige Steinkugeln hinab auf die Burg, welche manchen Kämpen erschlugen und den Mauern und Gebäuden großen Schaden brachten.

Schon am zweiten Tage wurde der Sturm unternommen, aber die Ritter schlugen ihn mit ungeheurem Verluste der Stürmenden ab. Sie gossen siedendes Oel und Wasser auf sie herab und mähten schrecklich mit dem Schwerte unter ihnen. Leichenhaufen lagen um die Sturmleitern und rings um die Mauern der Burg, die stolz, wie ein Adlerhorst, auf ihrem hohen Felsen lag.

Die Erbitterung war schrecklich auf beiden Seiten. Dort oben kämpfte die Verzweiflung, hier unten eine Wuth, die auf's Aergste gesteigert war.

Rudolf selbst war außer sich, als er die Haufen der Todten, die große Zahl der Schwerverwundeten und noch gar keinen Vortheil erkämpft sah. An ihn selbst war der Tod nahe genug heran-

getreten. Ein Pfeil fuhr in sein Lederkoller, gerade über dem Herzen; aber er war matt, ehe er sein wohlgewähltes Ziel traf.

Die Belagerten hatten verhältnißmäßig ebenso viel gelitten. Viele Todte lagen hinter den Mauern, und des Walpoden Wurfgeschosse spieen, ohne zu ermüden, Tod und Verderben in die Burg. Das Burghaus am Thore, Gisbalds Wohnung, war zu einer Ruine geworden. Es schien, als richte der Walpode gerade dorthin die ganze Macht seiner Geschosse. Gisbald selbst war verwundet. Er trug den linken Arm in der Binde, denn eine Steinkugel hatte ihn schwer verletzt; dennoch aber war er der Erste auf der Mauer, der Letzte, der sich die Ruhe gönnte.

Rudolf erkannte die Nothwendigkeit, sein Heer ruhen zu lassen und erst am dritten Tage den Kampf zu erneuern.

Es wurde freilich hier auch den Belagerten Zeit gegönnt, sich zu erholen, Zerstörtes herzustellen und sich für den neuen Anfall zu rüsten.

Der Tag des Sturmes kam. Rudolf selbst führte seine Schaaren an zum Sturme.

War der erste wild gewesen, so wurde es der zweite in noch erhöhetem Maße. Vom frühen Morgen an dauerte der Kampf. Schon war es Mittag, und immer noch kein Gewinn für die Stürmenden; denn die Belagerten stritten mit dem Todesmuthe kalter Verzweiflung, die den sicheren Tod vor Augen sah.

Rudolf selbst trat jetzt in die Reihen der Kämpfer auf's Neue ein, und seine Nähe begeisterte zur ungeheuersten Kraftanstrengung. Allmälig wurde die Vertheidigung der Burg schwächer. Es zeigten sich auf den Mauern große Lücken in der Reihe der Vertheidiger.

„Hinauf zum Sturme!" schrie der Walpode den Mainzern und Oppenheimern zu, die er führte. Jetzt kletterten die Kühnsten die Leitern hinan. Es wimmelte auf allen Seiten. Ein Jubelgeschrei verkündete auf der nördlichen Seite den Sieg. Alles stimmte ein. Der Schrecken lähmte die Arme der Vertheidiger.

Rudolfs hohe Gestalt zeigte sich auf der Mauer — die Burg war erobert, aber noch war der Kampf nicht geendet; denn in den Thurm hatten sich die Vertheidiger zurückgezogen. Von der Höhe herab strömte das heiße Oel, und die Wurfmassen zerschmetterten die Kämpfer.

„Steckt die Burg in Brand!" schrie der Walpode. „Mögen die Strolche, wenn sie keine Salamander sind, lebendig verbrennen!"

Der Ruf wurde befolgt. Aus allen Theilen der Gebäude stieg jetzt die gierige Zunge des Feuers auf und leckte an den Wänden des Thurms, ihn in eine fürchterliche Rauchsäule einhüllend.

Der Anblick war schauderhaft! Ueberall hörte man das Röcheln Sterbender, den Hülferuf der Verwundeten. Aber an ein Ergeben war nicht zu denken.

Da ließ der Walpode die höchsten Leitern zusammenbinden. Sie reichte bis zur Thurmthüre.

Bald war diese erreicht. Sie brach unter den Streichen der Aexte und Streitkolben. Die Sieger drangen ein, und der Kampf war geendet. Sonecks letzte Stunde hatte geschlagen.

---

## 9.

Hedwig war kaum aus dem Hause ihres Oheims getreten, als auch schon Forschner zu dem ältesten der Kapelläne des Erzbischofs eilte, ihn zu seinem Herrn, dem Domscholaster, des Eiligsten zu bescheiden.

Die Hast des Dieners brachte schnell den Kapellan zu dem Erwartenden. Herzlich empfing ihn der Domscholaster.

„Nicht wahr, Ihr seid ein Schweizer?" fragte er ihn.

Der Kapellan bejahte.

„Und Ihr waret's, der einst mit dem Hochwürdigsten dem

Grafen von Habsburg begegnete, als Ihr einem Kranken den letzten Trost bringen wolltet?"

„So ist es," sprach freudig bewegt der Priester. „Als er sah," fuhr er fort, „wie ich eben die Schuhe lösen wollte, um den Giesbach zu durchwaten, da schenkte er mir das Roß, daß es künftig dem Dienste der Kirche geweiht sei, und kehrte zu Fuß heim. Der so fromm und demüthig war, ist nun unser Kaiser." *)

„Gott segne ihn!" sprach gerührt der Domscholaster.

„Und Ihr," fuhr er fort, „truget durch unseren Herrn das Meiste bei, daß die Wahl auf Herrn Rudolf fiel?"

„Ich that's, weil ich es für meine Pflicht hielt, dafür nach Kräften zu wirken, daß Deutschland eines tüchtigen und frommen Herrn sich erfreue!" So sprach der Kapellan.

„Gott lohn's Euch!" war des Domscholasters Gegenrede. „Weiß das der Kaiser?"

„Er weiß es!" antwortete Jener.

„Gut; so ist er Euch verpflichtet," fuhr der Domscholaster fort. „Und darauf bau' ich eine schöne Hoffnung." Er erzählte nun dem Kapellan den ganzen Zusammenhang der Geschichte Gisbalds und des kaiserlichen Schwurs. Er verschwieg selbst die Liebe der Tochter seines Bruders zu dem Jünglinge nicht, nicht den Haß dieses selbst, und forderte ihn dann auf, ihn nach Bautsberg zu begleiten, um das Letzte zu versuchen, indem er ihm versprach, die Erlaubniß des Erzbischofs zu erwirken.

Der Kapellan stimmte augenblicklich zu, und der Domscholaster eilte, ihm die Erlaubniß zu verschaffen.

So segelte dann mit günstigem Wind am anderen Morgen ein wohlverwahrter Kahn ab aus dem Hafen von Mainz gen Bingen,

---

*) Johannes von Müller erzählt nach Tschudi, daß der Priester, dem Rudolf einst sein Pferd geliehen, Kapellan des Erzbischofs von Mainz geworden und viel zu Rudolfs Wahl beigetragen habe. Schweiz. Gesch. III. 173. Anmerkung 92.

in dem Drei saßen, wie einst früher, als zuerst nach Jahren wieder der Domscholaster gen Lorch fuhr. Er war es selbst, und der Kapellan und ein Herz, daß fast in der Angst um den Geliebten brach, das aber, alle kindische Furcht von sich werfend, zum höchsten Heldenthume der Liebe sich erhoben hatte, nämlich, Alles gering zu achten gegen das Eine: den Geliebten zu retten. Wie pfeilschnell auch der Kahn flog, er ging ihr zu langsam. Wie lebhaft auch die beiden Männer sprachen, sie vernahm der Worte keines; denn ihre Seele war dort auf der steilgelegenen Burg, wo Gisbald war. Wie sie auch das arme bangende Kind tröstete, sie konnten ihr keine Gewißheit geben, und so lange die fehlt, hat das Herz keinen Frieden, und kann ihn eher nicht und nirgends gewinnen.

Endlich lag das Brausen des Bingerloches hinter ihnen und auch die Stelle, wo einst der Jüngling von ihrem Vater war gerettet worden. Allmälig trat Vautsberg hervor, und bald die Landspitze, wo Sanct Clemens Kirche hernachmals erbaut wurde. Dort stand das Zelt, wo Habsburg's Fahne wehte — dort mußten sie landen.

Aber je näher sie kamen, desto furchtbarer wuchs Hedwigs Angst, desto heftiger schlug ihr Herz, desto bleicher wurde ihre Lippe und ihr Antlitz.

„Kind," rief der Domscholaster, „nimm einen Trunk Wein, Du stirbst mir ja!"

Aber sie wehrte es ab, und ihre Thränen rannen in Strömen.

Schon sah man deutlich, was um das Zelt des Kaisers vorging. Menschen drängten sich dort in Haufen; meistens waren es Bewaffnete, reisige Männer der Städte oder Rudolfs. Sie waren von Soneck zurück. Die muthigen Vertheidiger waren im Thurm endlich zu Gefangenen gemacht worden, aber erst, nachdem sie Alle bis zur Wehrlosigkeit verwundet worden waren. Die Flamme hatte die Burg ganz verzehrt, und Rudolf den furchtbaren Spruch gethan: „Soneck solle keine Urständ mehr sehen!"

Als man ihm die heldenmüthige Vertheidigung der drei Sonecker meldete, sprach er fast wehmüthig: „Schade um sie! Sie waren eines besseren Looses würdig!“

Ohne weiter die Gefangenen anzusehen, kehrte Rudolf in sein Zelt zurück und mit ihm der Walpode und die Ritter und Herren seines Gefolges. Auch die Reisigen verließen die Burg, nachdem sie reiche Beute gemacht, um die Flamme wüthen zu lassen, ehe sie das Werk der Zerstörung vollendeten. Sie führten die Gefangenen mit sich im wildesten und rohesten Triumphe.

Als die Gefangenen dem Zelte naheten, bot ihr Anblick wirklich etwas Entsetzenerregendes dar. Es war Gisbald, Johann und Kurt von Soneck, nebst Knappen und reisigen Männern, ihrer in Allem noch dreizehn. Gisbalds Arm war gelähmt; doch auch der rechte hing blutend herab, denn er war von des Walpoden Schwert hart getroffen. Ueber seinem Haupte war ein tiefer Hieb. Das Blut rann über das Gesicht, daß es kaum kenntlich war; und doch ging er noch so stolz einher, als sei er der Sieger und jene die Besiegten. Auch seine Vettern waren verwundet; aber in ihnen ging das schlechte Gewissen über den männlichen Rittermuth. Es stand die Todesfurcht recht leserlich in ihren Zügen.

Eben als die Flamme aus Soneck's Mauern schlug, läutete in Lorch das Todtenglöcklein. Es galt dem alten Landmarschall von Waldeck von Soneck, dem Vater Johanns und Kurts. Der Schlag hatte ihn getroffen bei diesem Anblick. Er war bei dem Kaiser gewesen und hatte knieend gefleht um Gnade für seine Söhne; aber der Kaiser hatte geantwortet:

„Hättet Ihr als Vater Eure Pflicht gethan, nimmer würden Eure Söhne Räuber geworden sein, nimmer Euren Stamm und Namen befleckt haben. Nun aber hemmet nicht den Weg der Gerechtigkeit! Lasset die Räuber ihren verdienten Lohn ernten; denn es sind keine Ritter, sondern die lasterhaftesten Diebe und Räuber, welche die Armen mit Gewalt unterdrückten, den Frieden

gewaltsam brachen und die geheiligten Rechte des Reiches mit Füßen traten. Der wahre Adel hält Treu' und Glauben, pflegt der Tugend, liebt Gerechtigkeit, beleidigt Niemanden, fügt Keinem Unrecht zu. Wer wahrhaftig adelig ist, vertheidigt die Gerechtigkeit bis zum letzten Blutstropfen. Er macht sich keines Diebstahls schuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Sparet also Eure Worte, wenn Ihr ein Ritter seid, und höret auf, für die Räuber zu bitten, die Eure Söhne nicht mehr sind, die, und wären sie auch Grafen und Herzöge, so wahr ich Richter bin, der Strafe nicht entgehen sollen, die sie verdienen. Keinem Ritter ist es anständig, die Armen gewaltsam zu unterdrücken, sondern es ist seine Pflicht, sie auf alle Art zu schützen. So ist es meine Pflicht, und ich will sie erfüllen, indem ich die Räuber strafe!"

Da wankte der Greis hinaus, getroffen von der Macht dieses Wortes, und eilte hinüber nach Lorch, wo ihn der Tod ereilte. Aber das Volk rief ein jubelnd Hoch dem Kaiser, der Recht und Gerechtigkeit handhabte.

Das erzählte man dem erbleichenden Domscholaster, und Hedwig war nahe daran, eine Leiche zu werden.

„Muth! Muth!" rief der Kapellan. „Vertrauet Gott!" Er zog sie zum Zelt und drängte die Umstehenden weg. Als sie dem Zelteingange sich naheten, sah sie der Walpode, der unfern des Kaisers stand, der eben Gericht hielt über die Gefangenen.

Auch Bodo trat an ihre Seite, als er sie sah, denn er war auch eben angekommen, um das Letzte zu versuchen.

„Was wollen die Priester und die Jungfrau dort?" fragte der Kaiser, und ein Ritter eilte hinweg, sie zu befragen. Aber der Kapellan schritt herein in das Zelt und die Uebrigen folgten.

„Gott segne Euch, Herr Kaiser!" sprach der Kapellan, und Rudolf entblößte sein kahles Haupt. „Als ich Euch vor Jahren zum ersten Male grüßte," sprach er, „da war es in den Bergen meiner und Eurer Heimath. Ihr beugtet Euch damals vor Gott in

stiller Demuth. Ich sah es, Ihr Herren; ich war jener Priester, dem der gewaltige Graf von Habsburg sein Roß gab, daß er dem Sterbenden Trost bringe. Und ich komme heute, zu flehen für Einen, der nicht des strengen Gerichtes schuldig ist, für Gisbald vom Burgthore von Soneck. Er ist nicht schuldig, wie die Anderen. Hier steht ein Diener Gottes, der ihn erzog, hier Einer, dem er das Leben rettete, und dort der Walpode unseres Herrn, des Erzbischofs, dem er Gleiches that mit dieser Jungfrau, seinem Kinde, die ihn liebt, den Ihr, Herr und Kaiser, wollet schrecklich richten lassen. Erbarmet Euch, Herr!"

Da sank Hedwig, bleich wie die Lilie, in ihre Kniee und faltete die Hände und schlug das thränenschwere Auge zu dem Kaiser auf. Aber die Lippe konnte nicht reden.

Aus der Mitte der Ritter sprang der Walpode hervor, um sie emporzureißen; aber sie sah ihn so flehend an, daß er auf halbem Wege stehen blieb wie ein unsichtbar Gefesselter.

„Bruder!" riefen Bodo und der Domscholaster zugleich aus, „ist Deine Rachsucht noch nicht getilgt? Kannst Du, Unversöhnlicher, bei Gott Gnade hoffen? War nicht Gisbald Dein Retter? Und ist er feindselig geworden gegen die Städter, so hast Du es an ihn gebracht!"

Die Scene ergriff Alle. „Gnade! Gnade!" erschallte es aus Aller Munde.

Aber des Kaisers Blick ruhte bald auf dem Kapellan, bald auf der Knieenden.

„Endlich trat er vor, hob Hedwig auf und sprach: „Kniee nicht vor mir, mein armes Kind; ich bin ja nur ein Mensch, wie Du; aber" — fuhr er fort, und wandte sich zu den Anderen, „ich bin ein Vollstrecker der Gerechtigkeit vor Gott und Menschen."

„Ist es wahr, daß dieser Gisbald kein Räuber war, wie diese da?" Er deutete auf Johann und Kurt von Waldeck von Soneck.

Da sprachen Alle: „Ja."

„Ist es wahr," fuhr der Kaiser fort, „daß er bei den letzten Räubereien nicht zugegen war?"

„Wie konnte er das?" fragte der Kratz von Scharfenstein. „Er war, als jene Unbild verübt wurde, bei mir auf meiner Burg."

„So ist es Herr und Kaiser," bestätigte Bodo.

„Walpode von Mainz," sprach er dann zu diesem, „welche Rechnung habt Ihr mit ihm?"

Der Walpode sah in seines Kindes leichenbleiches Antlitz, und es schien, als sei ihm das Herz in der Brust umgewendet.

„Keine!" sprach er zum Kaiser. „Ich war hart gegen ihn, weil ich ihn nicht frei von Frevel hielt, was er auch schwerlich ist; allein das ist wahr, daß er unser Leben rettete. Auch ich bitte für ihn um Gnade!"

Der Kaiser wandte sich zu seinen Dienern. Ein Wink von ihm, und die beiden Soneder wurden abgeführt und sofort an die Nußbäume gehängt, welche neben dem Zelte standen, zum Schrecken alles Volkes.

„Seid frei, Gisbald von Soneck," sprach der Kaiser zu dem Begnadigten; „doch wisset, daß Ihr diesen ehrwürdigen Männern Euer Leben zu verdanken habt. Allerdings muß aber dem so sein, sonst würden sie, die Männer der Wahrheit und des Friedens, nicht für Euch geredet haben."

„Aber nun an Euch ein Wort, Herr Walpode," fuhr der Kaiser fort: „Ich habe ihm das Leben geschenkt, und Eures Kindes tiefes Leid war wohl mit ein Grund, der mich dazu bestimmte. Er ist verwundet. Laßt sie ihn pflegen. Legt ihn an ihr Herz, dort wird er bald genesen."

„Ein Kaiserwort soll heilig sein!" rief der Walpode aus. „Es sei in Gottes Namen!"

Da sank fast ohnmächtig Hedwig in ihres Oheims, des Domscholasters, Arme, und Bodo eilte zu Gisbald, der noch in seinen

Fesseln stand. Sie fielen, und der Walpode reichte ihm seine Hand und zog ihn zu Hedwig hin, die bald an Gisbalds Herzen erwachte zu schönerem Glück, als sie geahnt.

Der Kapellan aber neigte sich ihr zu und sagte: „Bewahret stets das Wort, was ich Euch gesagt, als wir hier an's Ufer traten: Vertrauet Gott, der hilft in allen Nöthen dem, der ihm vertrauet!"

Aber zu den Rittern wandte er sich dann und sprach: „Gerecht und milde sahet Ihr Euren Kaiser handeln; fromm und demüthig sah ich ihn. Heil dem Lande, deß Kaiser solche Tugenden in sich vereinigt. In seines Kaisers Herz ruht sicher des Volkes Glück."

Und ein Chor von Hunderten von Stimmen rief: „Heil Kaiser Rudolf!"

An der Stelle aber, wo die beiden Sonecker gehängt worden waren und der Kaiser den Einen begnadigt hatte, baute Gisbald eine Kirche, dem heiligen Clemens geweiht, und in der Eremitenklause, welche Bodo erbaute neben der Kirche, beschloß er, betend für die armen Seelen, sein frommes Leben. Der Domscholaster trank noch manchen Becher bei Gisbald und Hedwig, deren Glück des Walpoden Alterstage verschönte. Er hatte dem Haß entsagt und gewann Gisbald lieb, der auch ihm sein Herz zuwandte — aber der versöhnende Engel war Hedwig.

# Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden.

Es war in den schönen Octobertagen des Jahres 1847, als ich einen lieben alten Freund in der Nähe von Frankfurt am Main besuchte. Meine Gesundheit hatte durch anhaltendes Sitzen gelitten; es war daher meine Absicht, mir recht viele Bewegung zu machen; recht viele Zeit in frischer Luft zuzubringen und so dem Uebel den Scheidebrief zu geben. Der Freund, selbst Arzt, kannte Uebel und Heilungsplan, ja letzterer ging recht eigentlich von ihm aus.

„Komm' nur," hatte er mir geschrieben, „ich will schon sorgen, daß Dir's an Bewegung und frischer Luft nicht fehle. Da thürmen sich vor uns die schönen Höhen des Taunus mit ihren reizenden Fernsichten, ihren alten Burgruinen und lieblich gelegenen Orten; da liegen in den reizenden Thalgründen die Bäder mit ihren Heilquellen; dort oben Homburg und seine neue Welt, ruhend auf dem goldenen Boden französischer Zwanzigfrankstücke und getragen von einer Spielhölle, wo der Deutsche sich rupfen läßt in aller Langmuth und Geduld. Da liegt das stolze Frankfurt mit allen Herrlichkeiten der Welt und der Börse, des Theaters und der Wissenschaft, des Handels und der Kunst; komm' nur! Und wenn Du nicht an Leib und Seele genesen heimkehrst, so will ich, wie Sir John Fallstaff sagt, ein ausgenommener Häring sein, und Du weißt, das ist ein erstaunenswerther Gegensatz gegen meinen erklecklichen Ansatz von Behäbigkeit."

Wer hätte da widerstehen können?

Die wunderherrlichen Octobertage lockten. Ich zog von dannen.

„Nun laß uns den Operationsplan besprechen," sagte der Freund, nachdem er mich mit aller Liebe empfangen.

„Du bist Feldherr," sagte ich; „rechne mich zum Troß oder zum Heere, wie Du willst!"

„Auch gut," war seine Antwort; und nun wurden denn die Ausflüge geordnet und am anderen Morgen rasch begonnen. Von diesen Leib und Seele erquickenden kleinen Reisen kehrten wir am Abend in den traulichen Kreis der lieben Familie zurück, um am Morgen sie in anderer Richtung hin neu zu beginnen. So flogen acht bis zehn Tage hin, und mit jedem Tage fühlte ich mich wohler. Die Fahrten selbst und die Punkte zu beschreiben, wohin sie gingen, ist nicht meine Absicht. Nicht immer konnte der Freund der Gefährte sein, weil Menschenweh und Pflichtberuf ihn oft in eine ganz andere Richtung führten, als ich sie einschlug; aber Einer begleitete mich überall, das war sein Kutscher, ein ehrlicher Vogelsberger, dem das Herz auf der Zunge saß und der mich aus früheren Tagen lieb hatte. Mir war es nicht darum zu thun, im Fluge mit dem leichten Wagen, an dem zwei rasche Braunen zogen, dahinzujagen durch das schöne Land. Oft ließ ich die Pferde Schritt gehen, um mich der Uebersicht des reizenden Panoramas zu freuen; oft, um mit Kaspar mich zu überreden, dessen Vertrauen und Liebe ich mir erworben, und dessen Seele ebenso gern in einer schönen Vergangenheit lebte, als sein Mund Das aussprach, was seine Seele bewegte und erfüllte.

Seine Erzählungen gebe ich schmucklos in Nachfolgendem wieder, muß jedoch meinen guten Kaspar, dessen inneres Leben seine Worte schildern, auch äußerlich vor das Auge des geneigten Lesers führen, und zwar ohne poetische Schminke, die hier, wo es einfache Wahrheit gilt, nichts taugt.

Mein guter Freund Kaspar hatte eine ansehnliche Länge. Von

dem Ebenmaß seiner Gestalt würde Schwanthaler's Künstlerauge nicht viel zu rühmen haben, denn die übermäßig langen und dünnen Beine wollen nicht so ganz zu dem etwas kurzen Oberleibe passen, dessen Arme in der Länge wiederum nicht mit dem Normalmaß des Apollo von Belvedere übereinkommen. Bei ansehnlicher Breite der Schultern ist der Kopf zu klein zu nennen, über dessen kurze Stirn das schlichte Haar, sie fast verdeckend, herabhängt. Die kleinen, blaugrauen Augen sind lebhaft und freundlich. Die Nase reckt sich ziemlich weit, spitz und unternehmend in die Welt hinaus, und der breite Mund über dem kurzen Kinn hat viel einnehmende Freundlichkeit. Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit ist der Ausdruck des Gesichts, und die gerade Haltung weist auf eine zeitweise militärische Laufbahn hin. Der Grundton ist vorherrschender Ernst. Diese durchaus treue Personalbeschreibung, die einem Polizeimanne, wie Dunker in Berlin oder meinem Freunde Frank, hinlänglich genügen würde, meinen guten Kaspar unter Tausenden herauszufinden, besonders, wenn ich noch zufüge, daß er einen Hechtgrauen trägt mit versilberten Knöpfen und eine graue, breitdeckelige, etwas verbrauchte Filzmütze, die ein schwarzes Sturmband unter dem Kinn festhält; die Beschreibung mag aber den weiteren Beweis liefern, einerseits, daß ich meinen Helden nicht aus dem lichten Reiche der Ideale, sondern aus der Wirklichkeit nehme, und andererseits, daß ich mich dadurch von allen Leuten meiner romantischen Zunft unterscheide, die ihre Helden allesammt zu Adonissen umschaffen. Wahrheit über Alles!

Zu dem Bilde meines lieben Kaspar gehört indessen noch Etwas, dessen ich nicht vergessen darf. Die romantische Periode des Daseins, die liebe Jugend, liegt weit hinter ihm. Mein Blick müßte kein Kennerblick sein, stünde er nicht jener Lebenshöhe nahe, von der es abwärts geht zum stillen Grab — ich meine damit den Standpunkt, zu dem ich selbst nur noch anderthalb Schritte habe, nämlich den der Fünfziger, wenn er ihn nicht schon erreicht hat.

Das ist wieder eine Abnormität, da neuere Romantiker es meist mit lebenswarmen Jünglingen zu thun haben. Zur Beruhigung des geneigten Lesers setze ich hinzu: der October von Anno 1847 hatte ja auch ungemein warme, schöne Tage, fast Frühlingstage; auch wird das Herz wieder warm, wenn es auf die blühenden Auen der Jugend blickt. Und überhaupt, ist denn den reiferen Jahren alle Poesie geraubt? Ich sage: Nein! Den Rahmen meines Bildes zu vollenden, bitte ich meinen lieben Leser und holde Leserin, sich noch Folgendes lebhaft zu vergegenwärtigen. Es ist ein netter, leichter, zurückgelegter Wagen, der langsam dahinrollt. In des Wagens rechter Ecke sitzt ein behaglich aussehender Mann von etwa neun und vierzig Jahren, von wohlgenährtem Aeußern und erklecklichem Umfange, der seine Pfeife raucht und freundlich in die Welt sieht. Auf dem Bocke sitzt Kaspar in dem Hechtgrauen und der gedachten Filzmütze. Er hat sich bequem gesetzt, daß er dem Mann im Wagen und seinen Rossen, deren Zügel er hält, gewissenhaft seine Aufmerksamkeit, je nach Bedürfniß, zuwenden kann. Der Himmel ist tiefblau und wolkenlos; die Sonne sendet noch belebende Strahlen herab; die Luft ist mild; das Feld und die Landstraße leer und still, und wir Beide plaudern gemüthlich von Kaspars Heimath und was dazu gehört.

„Das kann ich Ihnen sagen," fährt Kaspar fort, „es ist schön im Vogelsberg, so schön als irgendwo auf des lieben Gottes Erde."

„Glaub's, Kaspar," unterbrach ich; „bin zwar selbst nie im Vogelsberg gewesen, kann also aus eigener Anschauung nicht urtheilen; allein mir kommt's doch so vor, es träfe bei Ihm das Sprüchlein zu: Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern. Nicht so?"

„Herr!" rief Kaspar, „da müßt' ich ein Klotz sein, wenn mir meine Heimath nicht lieb wäre! Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe schöne Landschaften gesehen; aber meinem Vogels-

berg konnten sie das Herz nicht abwenden. Wo man seine Jugend verlebt, wo man glücklich war (er seufzte leise), und wenn es eben auch nur eine kurze Zeit gewesen wäre, da zieht's Einen immer wieder hin, und wenn ich meinen guten Herrn verlasse, so gehe ich wieder in den Vogelsberg, um — da zu sterben."

Diesem Worte, das Kaspar mit Ausdruck gesprochen, folgte eine Pause. Mir that's leid, ihm vielleicht wehe gethan zu haben, und in meiner eigenen Brust regte sich die Heimathliebe, die auch nach einem bergigen, waldreichen, rauhen Lande hinwies.

„Nun, Kaspar," sagte ich, „nichts für ungut, ich habe ja damit den Vogelsberg nicht verunehren oder schlecht machen wollen. Ich denke mir ihn etwa so wie den Hunsrücken, und da bin ich zu Haus. Ich weiß wohl, wie lieb die Heimath ist, und wie das Herz, je älter es wird, sich um so mehr wieder hingezogen fühlt zu den Spielplätzen seiner Kindheit."

„Parol! da haben sie Recht!" sagte er, und die Wolke war vorüber. „Sehen Sie," fuhr er fort, „mein Geburtsort ist ein kleines Dorf in einem Thale des Vogelsbergs, durch welches ein Bach fließt, der im Herbst und Frühling recht wild werden kann, besonders wenn der tiefe Winterschnee behende abgeht. Wald bedeckt überall die Höhen, und Ackerland und Wiesen liegen im Thalgrunde. Glauben Sie mir auf's Wort, hier herum machen sie ein Leben vom Lorsbacher Thal, wo wir morgen hinfahren, aber ich will nie mehr meine liebe Heimath sehen, wenn das Thal nicht tausendmal schöner ist! Aber dorthin kommen keine müßigen Reisenden, keine verrückten und verzückten Wiesbadener und Sodener Badegäste, die darüber außer sich gerathen könnten. Herr, manchmal sehe ich das Volk, wie sie sich durch ihr eigenes Geschwätz erhitzen und dann Dinge sehen, an die ein verständiger Mensch nicht denkt. Man möchte davonlaufen. Doch, um wieder auf mein Dorf zu kommen, so kann ich Ihnen sagen, es liegt recht schön, und man kann da recht

froh und glücklich sein, wie ich das aus Erfahrung weiß; wenigstens bin ich es dort gewesen in früherer Zeit.

„Meines Vaters Haus war klein," fuhr er nach einer Weile fort, „das ist wahr, aber wir waren zufrieden in dem kleinen Häuschen, vielleicht zufriedener, als die reichen Leute in ihren weiten Häusern und Palästen es sind!"

„Glaub's schon, Kaspar," sagte ich. „In den Palästen wohnt das Glück nicht immer; sonst wär's ja ungerecht von Gott. Auch hab' ich das oft genug erfahren."

„Parol! Da haben Sie Recht," fuhr er fort. „Wenn ich so zurück denke, es waren unserer fünf Kinder und das Stübchen etwa viermal so groß wie diese Chaise. Neben dran ein Kämmerchen halb so groß, und wir hatten Alle Platz. In der Stube stand ein Bett und ein Rollbett drunter für die Kleinen, das Abends herausgezogen wurde, und in der Kammer war's ebenso. Als freilich einmal eine herrschende Krankheit kam, da gab's Luft. Es starben etliche meiner Geschwister weg. Ueberfluß, Herr, war nicht da, das weiß Gott; aber wir hatten Kartoffeln und waren zufrieden. Als ich heranwuchs, sollte ich ein Schneider werden, aber dazu hatte ich kein Sitzleder und keine Lust. Ich fürchtete immer den Utz, der mit den Schneidern getrieben wird. Nun sollte ich Schuster werden, aber das gefiel mir auch nicht; endlich gar ein Leineweber. Gott erbarm' sich! Das ist das trübseligste Handwerk unter der Sonne. Nach acht Tagen lief ich auf und davon."

„Was?" rief ich aus. „Doch nicht in die Welt hinein?"

„Behüt' mich Gott!" sagte er, „da hätt' ich stracks das Heimweh gekriegt; ich lief nur zu meiner Base, die eine Viertelstunde von unserem Dorfe wohnte, und dort holte mich mein Vater wieder ab."

„Da gab's wohl Risse," fragte ich.

„Parol, Herr! Etliche aus dem Salz; aber mein Vater war ein räsonabler Mann; sagte: Kaspar, wenn Du kein Handwerk

lernen willst, so verdinge Dich. Du bist zu alt, um das ganze Jahr die Beine unter des Vaters Tisch zu strecken. Der Müller auf der rothen Mühle braucht so einen Dreiläufer, wie Du einer bist. Ich will mit ihm reden. Als mein Vater so sprach, trabte ich hinter ihm her. So konnte er nicht sehen, was ich für ein weinerliches Gesicht machte, denn — denn — es war ein ganz anderer Grund, warum ich zu keinem Handwerke mochte."

„Was war denn das, Kaspar?" fragte ich, obwohl ich ahnte, welche Melodie er pfeifen würde. Gewiß die alte und doch ewig neue, in Dur und Moll verlaufende — der Liebe!

„Sehen Sie," sagte er und wußte nicht, wie er das Ding rund bringen sollte; „sehen Sie, bei uns ist das so: die Kinder, die mit einander confirmirt werden, die halten zusammen durch das ganze Leben in treuer Lieb' und Kameradschaft. Da gibt's meist Pärchen draus, und das macht sich so unter der Hand. Nun wohnte neben uns der Peterjakob, auch so ein Bäuerchen, das wie mein Vater mit so zwei kleinen Kühen fuhr, wie wir sie im Vogelsberg haben. Der hatte ein Mädchen, frisch wie eine Kirsche und blühend wie eine Rose. Wir Zwei hatten mit einander als Kinder gespielt und hatten uns dazumal schon lieb. Hernachgehends, als wir Sonntags das Vieh hüteten, hielt sich's immer zu mir, und wir plauderten, spielten, suchten Erdbeeren, und eins brachte dem anderen die besten. Nun sollt' ich nicht mehr hüten mit Annebärbel — das konnt' ich nicht verwinden, und wenn ich dran dachte, kamen mir die Thränen in die Augen. Es war daher kein Wunder, daß mich meines Vaters Rede hart traf, recht hart; denn der Müller hütete nicht, weil er Futter genug hatte, was nur arme Leute thun. Er sah sich gar nicht nach mir um, und laut zu schluchzen hütete ich mich. Er mochte daher der Meinung sein, ich stimme ihm bei. So sprach er denn fort; lobte das Leben in der Mühle, wo alle Sonntage Kuchen gebacken würde und dergleichen. Das hätte mir nun recht angestanden; aber die Mühle lag vom Dorf ab. Da sah ich

ja das Annebärbelchen nicht alle Tage. Was half da der Kuchen? Trocknes Brod und Annebärbelchen wär' mir für alle Ewigkeit lieber gewesen.

„Während mein Vater so fortsprach, bedachte ich mir auch die Sache und war bald einig, wie ich's anfangen wollte, das Absehen mit der Mühle zu hintertreiben. Ich dachte mich hinter meine Mutter zu stecken, die den Vater ganz leicht herumbringen konnte, wenn seine Gedanken auch ganz abseits lagen. Sie strich ihm um den Bart, nannte ihn Peterchen, Männchen und der Art, und wie der Blitz schlug der Wind um und blies aus entgegengesetzter Richtung, nämlich aus der ihrigen."

Ich lachte herzlich.

„Parol, Herr!" rief er aus, „so machte sie's und so machen sie's alle und kriegen allemal richtig, was sie wollen. O, die Weiber sind mordpfiffig. Mit diesem Troste kam ich heim, und sobald der Vater die Kühe fütterte und die Mutter in der Küche war, machte ich mich an sie.

„Ach, sie hatte mich, ihren Erstgebornen, so lieb. Wie hätte sie mir das versagen können, um was ich bat? Obwohl sie's nicht gern that, so sah ich doch gleich, wie's stand.

„Ich säh' Dich gern in der Mühle, sagte sie, mein lieber Kaspar, denn Du hättest da ein gar reichlich und gut Leben; aber wenn Du absolut nicht willst, soll Er Dich nicht zwingen; doch was willst Du dann treiben? Siehst Du, Kaspar, fuhr sie fort, es ist eine harte Zeit, und es wird uns schwer, Euch Alle durchzubringen. Du bist der Aelt'ste und solltest die Kleinen ernähren helfen; willst aber noch selber ernährt sein. Das geht nicht!

„Herr Gott! fiel ich ihr in die Rede, das will ich gern! Der Hirt ist ja gestorben. Dingt mir die Heerde!

„Du bist zu jung, sagte sie; die Bauern nehmen Dich nicht an.

„So will ich Holzhauer im Walde werden. Die verdienen ein

schön Stück Geld, sagte ich, und dürfen alle Abende ungestraft so viel Holz mitheimnehmen, als sie tragen können. Da kriegen wir unseren Brand und Geld dazu.

„Das ging schon, sagte sie nachsinnend. Ich will's Deinem Vater sagen.

„Damit war ich zufrieden.

„Es war dunkel geworden. Ich schlüpfte zur Thüre hinaus, und als ich hinaustrat, sprang Jemand neben der Thüre hervor und rief: Holla! um mich zu erschrecken. Es war Nachbars Annebärbel, die mich erwartet hatte. Die liebe Hexe erschreckte mich oft so.

„Vor Annebärbelchens Thüre stand ein weitästiger Winterbirnbaum. Unten am Stamme lag ein altes Bauklotz, auf dem im Sommer die Leute Abends saßen. Nun war's eben kein Sommer mehr. Der alte Winterbirnbaum ließ schon seine rothgelben Blätter fallen, und die Schwalben waren schon über sechs Wochen fort. Ob's nun gleich ganz frisch war im Freien, so setzten wir uns doch auf das Bauklotz, recht dicht an einander, um zu plaudern und doch nicht zu frieren.

„Hast Du das Handwerk schon gelernt? fragte utzend das neckische Ding.

„Ja schön gelernt, sagte ich, hätt' ich nicht nach Dir das Heimweh kriegt!

„Sie lachte. Wenn ich's gewesen wär', sagte sie, ich hätt's nicht gekriegt.

„O Du Abscheuliches! rief ich und wollte aufstehen und weglaufen.

„Sie hielt mich. Verstehst doch gar keinen Utz? zankte sie.

„Ja Utz, sagt' ich, Du hast gesagt, was Dein Herz denkt!

„Kaspar, sagte sie darauf, sei doch nicht einfältig, bin ich nicht Dein Schatz?

„Ja, so lang' Dir kein Anderer besser gefällt!

„Geh', schäm' Dich, sagte sie zornig. So was hätt' ich nicht gesagt.

„Freilich, sagte ich, Du bist hübsch und gefällst Allen.

„Das hatte ihr geschmeichelt. Sie lächelte, aber unterdrückte es doch.

„Laß das dumme Gerede, sagte sie. Bleibst Du jetzt daheim?

„Da liegt's, seufzte ich, da liegt's ja eben. Mein Vater will mich in die rothe Mühle verdingen. Denk' 'mal, in die rothe Mühle, drunten im Thal!

„Ei was? und Du willst nicht? fragte sie verwundert.

„Wenn Du mitgingst!

„Das kann nicht sein, Kaspar, versetzte sie ernst; aber ich begreife Dich nicht, fuhr sie fort. So gut, wie Du's in der rothen Mühle kriegst, hat's so leicht Niemand im Dorfe. Das ist doch, meiner Treu! wahr.

„Wär's nicht so weit von Dir, Annebärbelchen! sagt' ich seufzend.

„Mach' keine Faxen, Kaspar, rief sie aus. Die Mühle liegt drei Vaterunser lang vom Dorfe. Geh' Du hin. Jeden Abend können wir uns sehen, wenn's nöthig ist. Oder was willst Du sonst?

„Ich will Holzhauer werden, sagte ich.

„Das ist mir auch was Rechts! höhnte sie. Geh' in die Mühle und sei kein Narr! Gute Nacht, mich friert's! Lieber Mahlknecht, als Holzknecht! Husch war sie fort. —

„Jetzt muß ich aber die Pferde ein bischen laufen lassen, lieber Herr, denn der Weg ist eben," sagte Kaspar zu mir. „Dort an der Anhöhe erzähl' ich weiter." Er pfiff hell, und die Thiere, die dies Zeichen kannten, flogen pfeilschnell davon. Ich war recht gespannt, wie es nun mit den diplomatischen Unterhandlungen der Mutter würde gegangen sein, die, wie Kaspar gesagt, sich auf das Herumkriegen ihres Mannes verstand. Während ich meine Glossen über

die weibliche Ehestandsdiplomatik machte, die in allen Himmelsgegenden und in allen Schichten der Gesellschaft dieselbe bleibt, nur mehr oder weniger fein und spitzöhrig, aber immer auf Schleichen und Umwegen ihr Ziel verfolgt, und mit Schmeicheln oder Schmollen es sicher erreicht, hatten die raschen Thiere die ebene Strecke zurückgelegt. Der Zügel ruhte. Kaspar machte rechts kehrt und zeigte mir wieder sein von süßen Erinnerungen verklärtes Angesicht.

„Sie können sich denken," hob er wieder an, „daß mich Annebärbelchens Rede stutzig machte. Ich blieb noch eine Weile sitzen und dachte darüber nach. Endlich fand ich, daß sie Recht hatte. Mein Entschluß stand fest, ich wollte nun in die rothe Mühle.

„Als ich in das Haus trat, hörte ich schon, wie die Mutter meinen Vater bearbeitete. Aus dem sanften Tone, mit dem er sprach, entnahm ich, daß der Sieg meiner Mutter ganz nahe sei. Ich trat also schnell hinzu und sagte: Ich hab' mich anders besonnen; ich will nun in die Mühle gehen.

„Meine Mutter lief an wie ein gesottener Krebs. Du Erzesel, rief sie, was fällt Dir denn ein? Erst kommt er und lamentirt, bis ich den Vater herumzukriegen verspreche, und wie ich es bald fertig habe, pfeift der Wind aus einem anderen Loche! Geh' hin und werb' des Müllers Sackesel. Sie warf den hölzernen Kochlöffel in die Ecke und lief in die Stube. Mein Vater zog mir eine Gesalzte hinter das Ohr und ging ihr nach. Ich rieb die Dachtel ein und dachte: sie wird sich ja versöhnen lassen! Ich kannte ihr gutes Herz.

„Das geschah denn auch, und da am anderen Tage Sonntag war, so ging mein Vater nach der Kirche in die Mühle, und als er nach elf Uhr nach Haus kam, war's fertig. Ich bekam zwölf Gulden und einfaches Zugehör, und war zufrieden.

„Nachmittags trieb ich mit Annebärbelchen die Kühe auf eine

einsame Waldwiese, wo wir recht plaudern konnten. Sie freute sich, daß ich in die Mühle kam. Siehst Du, Abends, wenn Du feierst, kommst Du herauf zu mir, und im Winter kommst Du in unsere Spinnstube. Sonntags sind wir den ganzen Nachmittag bei einander. Wärst Du Holzhauer, so gingen die Abende für uns verloren, denn Du wärst zu müde. So ist's besser! O, das war ein gar schöner Nachmittag, weil es eben der letzte war, wo wir zusammen hüteten. Schon Montags früh nahm ich das kleine Bündel, das alle meine Habseligkeiten umschloß, und zog in die Mühle. Dort war eine kuriose Wirthschaft. Der Müller war etwa sechszig Jahre alt und schon recht baufällig. Er trug den ganzen Tag die Schnappsbuttel in der Hosentasche mit sich herum und schnupfte ganz abscheulich. Dabei hatte er rothe entzündete Augen, zitterte mit den Händen und war ein recht unappetitlicher Mensch. Schon um acht Uhr Abends schlief er wie ein Sack, und keine Macht hätte ihn wach gebracht, zumal wenn er in die vermaledeite Schnappsbuttel tiefer hineingeblickt als gut war, was regelmäßig in der Woche siebenmal vorkam. Dieser alte Mann hatte sich die Narrheit einfallen lassen, ein junges hübsches und rasches Ding zu heirathen, deren Vater, ja, was sag ich? deren Urgroßvater er fast hätte sein können. Die Müllerin war neunzehn Jahre alt, als er sie heirathete, und das waren nun fünf Jahre her. Im Vogelsberg sagt man: wenn ein alter Mann ein rechter Narr wird, so heirathet er ein junges Ding; und ich sag's auch. Da hatt' ich's recht vor Augen. Die hackte ihm das Mus auf dem Kopf. Er mußte pariren wie ein Lehrjunge, und zu Allem Ja sagen, was sie that. Sagte sie: Alter, geh'! so ging er, und: Bleib'! so blieb er. Das war ein Pantoffelregiment, daß sich's Gott erbarme; allein es war ihm zur Gewohnheit geworden.

„Zu mir sagte sie: Kasparchen, halt' Dich zu mir, so hast Du's gut. Mit dem Alten ist nichts anzufangen! Das war nun leider mehr als wahr, wenn etwas mehr als wahr sein könnte. Ich that

meine Schuldigkeit, gehorchte pünktlich und ging meinen Weg stille. Abends ging ich zu Annebärbelchen, wie wir's verabredet hatten.

„Nach einiger Zeit machte mir die Müllerin ein unfreundlich Gesicht. Du könntest wohl Abends bei mir bleiben, sagte sie; denn der Alte schläft gleich. Ich sitze dann so allein da, und es könnten ja Spitzbuben einbrechen. Wer schützte mich dann? Der Knecht gehört in's Haus. Unrecht hatte sie nicht; aber das war ein schweres Opfer. Ich blieb bei ihr. Da plauderte sie zuckersüß, setzte sich zu mir, lachte und scherzte. Sie holte Aepfel und Birnen, Aepfelwein und Kuchen. Endlich that sie mir doch gar zu freundlich, und es wurde mir ordentlich unheimlich. Als sie das merkte, sagte sie lachend: Bist Du denn bei den Mädchen auch so blöde? Du närrischer Kerl! Ich bin ja auch jung und hübsch genug, Dir zu gefallen. Das war mir denn doch ein bischen zu bunt! Von da an blieb ich nicht mehr bei ihr. Abends ging ich aus; aber ich hatte es auch gut gehabt! Und nach vier Wochen steter Quälereien und Plagen, die sie mir bereitete, nahm ich mein Bündel und ging heim. Da ich den Grund nicht angab, weil ich das, was ich dachte, zu sagen mich schämte, wurde ich arg empfangen.

„Er ist ein Taugenichts, sagte mein Vater, der nirgends gut thut. Auch meine Mutter und alle Leute im Dorfe haderten mit mir; selbst Annebärbelchen lunkte an mir, daß sie das, was sie halb und halb vermuthen mochte, von mir selber hörte; aber ich dachte: lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun! Ich mochte den Topf nicht aufdecken."

„Das war sehr brav gedacht, Kaspar," sagte ich; „aber wie ging's Ihm denn nun weiter?"

„Wie mir's ging, Herr? Nicht sonderlich. Im Dorfe konnte ich nicht bleiben. Daheim grämelten die Eltern; im Dorfe spottete Alt und Jung und nannte mich einen Ofenhocker. Da sagte eines Abends Annebärbelchen: Kaspar, Du verlierst Deinen Respekt ganz. Man muß sich Deiner schämen. Himmel und Erde! das Wort

wurmte mir! Schämen! rief ich. Warte nur. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen! Nun stand mein Entschluß fest. Ich nahm heimlich mein Bündel und ging so weit mich am ersten Tage meine Füße trugen."

„Wie alt ist Er denn da gewesen, Kaspar?" fragte ich. „Das hat Er mir eigentlich noch nicht gesagt."

„Parol, Herr, da haben Sie Recht!" rief er aus. „Warten Sie einmal, da muß ich zählen."

Er schlug die Finger ein und sagte dann: „Ich war siebenzehn Jahre alt, glaub' ich — nein, ich habe mich um eins verzählt; achtzehn war ich voll.

„In dem Dorfe, wo ich übernachtete, fand ich einen Dienst und blieb da zwei Jahre, obwohl es ein schwerer Dienst und der Lohn gering war; aber ich wollte denen daheim zeigen, daß ich keine Schlafhaube, kein Taugenichts sei. Nach zwei Jahren ließ ich einmal heim schreiben. Da erfuhr ich denn, daß mein Vater kürzlich gestorben sei und meine Mutter nun meiner bedürfe; so ging ich denn heim. Das Heimweh hatte ich mit Macht verbissen, auch den Kummer um Annebärbelchen. Recht traurig über meines Vaters Tod kam ich heim, und da es eben Frühling war, griff ich tüchtig an.

„Gleich am ersten Abend kam Bärbelchen und bewillkommte mich. Sie war viel hübscher noch geworden, und das Herz im Leibe hüpfte mir, als ich sah, daß sie mir noch gut war. Sie neckte zwar und sagte: Da draußen wirst Du einen anderen Schatz gehabt haben? Als ich ihr aber versicherte, daß mir keine gefallen, da war wieder Alles gut, wie zuvor, und sie lachte heimlich vor Freude.

„Mit der Mühle hat's sich auch aufgeklärt, sagte sie und wurde blutroth. Nun wissen die Leute, warum Du fortgingst.

„Sagt' ich Dir nicht: es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen? fragte ich sie.

„Ich hab's wohl nachher bedacht, antwortete sie. Laß es gut sein. Es war Dir hintennach eine rechte Ehre, daß Du nicht

plauderteſt. Der Knecht nach Dir hat's aller Welt geſagt, wie es ſtand. Da warſt Du gerechtfertigt vor den Leuten im Dorfe.

„Von meiner Mutter erfuhr ich, daß der alte Müller ſich zu Tod geſchnappſt habe, und die Müllerin habe bald darauf wieder geheirathet, und zwar ihren Müllerburſchen.

„Ich blieb nun den Winter daheim; allein es kamen bald andere Schickſale. Sie wiſſen gewiß, lieber Herr, daß unſer Kurfürſt aus dem Lande gegangen war und dazumal der Napoleon die ganze Welt durch einander ſchmiß. Wir hatten nach Kaſſel einen König gekriegt, der ein Bruder des Napoleon war, ein wüſter Menſch, den Niemand mochte. Was aber das Schlimmſte war, der Napoleon führte Krieg mit allen Potentaten, und da mußte unſerer denn auch Soldaten ſtellen. Die wurden ſo recht auf die Schlachtbank geſchleppt. Wir Heſſen hielten treu an unſerem alten Herrn und haßten das Franzoſengezücht, das uns überall quälte. Durch dieſe Soldatenziehungen wurde der Franzoſe noch verhaßter. Als der Napoleon nach Rußland zog, mußten unſere Leute mit; in Spanien mußten ſie ſich todtſchießen laſſen. Da kochte der Grimm in manchem treuen Heſſenherzen; aber keiner wagte es, das Maul aufzuthun, denn die hätten's einem mit einer Kugel geſtopft, wie ſie es hin und wieder etlichen damals gethan haben. Item, wir hatten auch Speichellecker, die dem Franzoſen den fetten Biſſen in den Mund ſchoben. Doch — was geht das mich hier an? So viel iſt gewiß, es kam in Heſſen eben auch faſt dahin, daß die friſchen jungen Burſche ſelten wurden. Nur ein Mittel gab's noch in der erſten Zeit, nämlich heirathen. Später half das nicht mehr in dem Königreiche Weſtphalen.

„Im Frühlinge ſtarben viele Leute, nämlich 1813, und man erzählte ſich gar ſchlimme Dinge von den Franzoſen und wie die Deutſchen dreinſchmiſſen, durft's aber nicht laut ſagen. Auch meines Annebärbelchens Vater ſtarb, und der war ein Wittmann und hatte nur das hübſche Kind. Da iſt mir wohl der Gedanke

gekommen, ich sollte das Mädchen heirathen, so wär' uns Beiden geholfen; ich brauchte nicht Soldat zu werden, und sie war unter der Haube und versorgt. So klug wie ich waren auch andere Leute. Unser Ortsschultheiß oder Syndik, glaub' ich, nannten ihn die Franzosen, der hatte einen Brudersohn (er selbst war kinderlos), der spannte auch auf mein liebes Annebärbelchen, aber er war kein hübscher Bursch, meiner Treu, auch nicht brav; der Schultheiß war ein Erzspitzbube, so ein rechter Manteldreher, Augendiener und Schwammdrücker; hielt's mit den Franzosen und hatte immer Unrath im Sack. Der Hannes fing an, dem Annebärbelchen nachzugehen. Das hatte ich schnell weg und stellte ihn darum einmal und sagte: Was ich sagen wollte, Hannes, laß mir meinen Schatz in Ruh'!

„Holla, sagte er, seit wann haben Dreiläufer Schätze?

„Seit sie freche Mäuler stopfen gelernt haben! rief ich im wüthendsten Grimm und that, wie ich sagte, und zwar mit meiner Faust.

„Der Hannes war ein kleiner, dürrer Mensch. Der sprang mir an die Gurgel, aber ich schüttelte ihn ab, und es gab eine wüste Balgerei um das Mädchen, bis die Leute herzuliefen und uns aus einander rissen, und was meinen Sie, was das End' vom Lied' war?"

„Nun?" fragte ich, weil ich mir dachte, der Schultheiß würde ihn haben ein wenig zum Brummen kommen lassen. „Was gab's dann, Kaspar?"

„Dazumal," hub er wieder an, „wurden in aller Eile alle die zum Militär gerufen, die sich in früheren Ziehungen freigespielt hatten oder die nicht extra tauglich waren befunden worden, auch die, die noch zu jung waren, denn die Russen und Preußen jagten die Franzosen vor sich her. Ich dachte, nun wird auch der Hannes dran müssen, und freute mich. Ich war noch etwas zu jung und kam erst in einem Jahr zur Ziehung. Es war mir, nachdem ich den Hannes etwas arg traktirt hatte, bang vor dem tückischen,

falschen Schultheißen, der hatte die Eigenschaft der Wespen und Bienen, die — hinten stechen. Es blieb Alles still. Der Hannes rieb seine Dachteln ein und ich ging zum Annebärbelchen und sagte: Kind, wie wär's, wenn wir den Tanz kurz machten und heiratheten uns? — Das Mädchen wurde roth und sagte: Geh'! Geh'! Mach' mir keine Faxen vor! Ich bin noch zu jung! Damit aber war's ihr doch kein Ernst, und als meine Mutter ihr auch zuredete, hielten wir Handstreich, und ich ging in die Stadt zum Maire, um mich vorschlagen zu lassen; denn bei den Franzosen wurde man zweimal copulirt und ausgerufen, vom Maire und vom Pfarrer. Als mich der Maire sah und hörte, wie ich mich schrieb, da rief er: Aha, das ist der Kerl, der Unruh' stiftet und auf den König geschimpft hat!

„Ich? fragte ich erstaunt.

„Ja, Du! schrie der Maire und ließ durch seinen Büttel die Gendarmen rufen, die faßten mich ohne Präambel und setzten mich ein. Am anderen Morgen war ich schon auf dem Wege nach Kassel.

„Jetzt sah ich den Zusammenhang ein. Das war ein Wespenstich vom Schultheißen und die Vergeltung für die Dachteln, die ich dem Hannes gegeben.

„Mir brach schier das Herz. Von Mutter und Braut wegmüssen, ohne Urtel und Recht — das trag' einer still! Ich weinte, schimpfte, fluchte. Alles in einem Athem und durch einander. Ich wollte durchgehen; aber da verstand der Gendarm, der aus Hersfeld war und barbarisch grob, keinen Spaß. Er stieß mir den Kolben in die Rippen, daß ich nach Gott schrie, und band mir dann die Hände auf dem Rücken fest.

„Herr, wie mir da war, kann ich Ihnen nicht sagen! Dachte ich mir meine arme Mutter, mein Annebärbelchen, so hätte ich verzweifeln können; dachte ich daran, vielleicht Soldat werden zu

müssen für den Hannes und mich todtschießen zu lassen für das Franzosengezücht, — Herr, ich hätte die Welt zerreißen können.

„Auf der nächsten Station bekam ich einen anderen Gendarm, einen ehrlichern, der aus dem Fuldischen war.

„Kamerad, sagte er, zerrauf' Dir die Haare nicht! Es hilft Dir doch nichts. Soldat mußt Du werden, das ist ab. An's Durchgehen ist nicht zu denken. Wo wolltest Du denn hin? Deiner Mutter wird's schon gut gehen, und wenn Deine Braut vom Stoff der Eva ist, wie ich gar nicht zweifle, so heult sie ein bischen und dann ist's all. Das Weibsvolk stirbt nicht vor Leid um einen Schatz. Vielleicht bleibt sie Dir auch treu, wenn Dich keine Kugel von ihr scheidet, und dann kann noch Alles gut werden, wenn sich Alles so macht und sie nicht den Hannes heirathet. Woher er das wußte? Ich hatt's ihm erzählt.

„Das war ein feiner Trost! Aber der Mensch hatte doch ein Herz im Leib und stieß mir den Kolben nicht in die Rippen. Daß ich's kurz mache — endlich kam ich nach Kassel. Ich will nicht sagen, wie mir die Stadt gefiel — denn nach der sah ich mich nicht viel um; nur das will ich sagen, daß ich gleich ein Soldatenkamisol anzuthun bekam und in die Kaserne mußte. Da hieß es: Exercirt! von Morgens bis Abends. Und als ich im Stande war, leidlich meine Flinte zu halten, hieß es: Vorwärts! Marsch!" Hier unterbrach sich Kaspar. „Herr," sagte er, „ich muß aufhören, sonst kommen wir heute nicht an's Ziel unserer Fahrt." Er klatschte in die Luft mit der Peitsche, und flugs ging's nun im raschen Trotte dahin. Ich dachte den Geschicken des armen wackeren Menschen nach, ließ meiner Phantasie freien Flug und gestaltete mir seine ferneren Schicksale nach meiner Weise.

Nach kurzer Zeit waren wir am Ziel. Er versorgte die Pferde, ich mich, und wir blieben von einander entfernt, bis die Sonne schon tief im Westen stand. Ich hatte Kaspar's nicht mehr gedacht, denn des Schönen viel schaute mein Auge. Als ich von

der Höhe zurückkam, wo eine alte Ruine stand, war er schon zur Abfahrt fertig. Ich stieg ein.

„Herr," sagte er, indem er sich wieder zurechtsetzte, „ich muß Ihnen doch meine Geschichte auserzählen.

„Wenn Sie sich erinnern, so war das im Jahr 1813 im Anfang des October, als wir von Kassel abmarschirten. Es regnete viel. Parol! es war ein schönes Regiment, doch der Koth tief auf der Straße."

„Aber Kaspar?" sagte ich, „hat Er denn das Heimweh nicht gekriegt? Ich sollte denken, so weit wäre Er noch nie von seiner Heimath weggewesen und von der Mutter und dem Annebärbelchen?"

„Das hätt' ich schier vergessen zu erzählen," sagte er. „Gewiß hatt' ich das Heimweh! Ach, Du lieber Gott, wieviel Thränen vergoß ich! aber vor meinen Kameraden durft' ich mich's nicht merken lassen. Die lachten mich aus. Nachts aber, Nachts — ach! da überließ ich mich meinem Leid. Einer war dabei, dem ging's nicht besser als mir. Es war ein Fulder. Der sagte zu mir: Ich hatt' auch das Heimweh. Weißt Du, wie ich mich kurirt? — Ich schrieb heim und ließ mir ein Stück Brod schicken. Da roch ich dran, wenn mir das Flennen ankam, und husch! war's weg. Mach's auch so!

„Ach, Freund und Bruder, sagt' ich, ich kann ja nicht schreiben!

„Nichts weiter als das? rief er aus. Ich bin eines Schulmeisters Sohn und kann schreiben wie unserm Amtmann sein Scribent. Kauf' Papier und morgen schreib' ich Dir einen Brief, der sich gewaschen hat, und Du bezahlst einen Schnapps.

„Das war mir gleich recht, und ich spürte ordentlich schon, wie mir das Herz leichter wurde.

„Gleich am anderen Morgen kaufte ich Papier, und da es ein Sonntag war, hatte der Fulder Schulmeistersohn Zeit, mir den

Brief zu schreiben. Wir setzten uns allein auf die Kammer, da wir Rasttag hatten.

„Er sagte: Nun, Alter, was soll ich denn schreiben?

„Schreib' viel tausend Grüße, sagte ich, und wie's mir ergangen; schreib' auch, wie das Alles der Schultheiß, der Halunke, gethan, und das Annebärbelchen solle mir treu bleiben und nur den zwergen Hannes nicht nehmen, der mein Unglück war, und meine Mutter solle sich nicht todt weinen und solle mir ein Stück Brod schicken gegen das Heimweh, das mir schier die Seele abdrücke.

„Das muß ich sagen, der Fulder machte seiner Abkunft Ehre. So eine Schulmeisters-Art ist doch etwas Rares! Da stecken die Conduiten schon im Holz und sie erben's wie die Hühnerhunde das Stehen. Hat doch der Fulder all' meine Gedanken hingeschrieben haarklein, und keinen vergessen, nicht einmal einen halben. Und das war so beweglich, daß ich bitterlich weinen mußte. Wüßt' ich's nur noch, Sie würden sich verwundern, lieber Herr. Mein linkes Ohrläppchen hätt' ich drum gegeben und gäb's heut' noch drum, wenn ich das hätte fertig bringen können. Freilich, die Gaben sind verschieden ausgetheilt, und man kann sich keine geben!

„Der Brief ging ab, und es waren noch keine vierzehn Tage verflossen, da kam Antwort. Das war eine Lust! Hundertmal mußte ihn mir der Fulder lesen, bis ich ihn von Anfang bis zu Ende auswendig wußte. Nun trug ich ihn auf der Brust mit mir herum."

„Von wem war er denn?" fragte ich Kaspar'n, der das nicht gesagt.

„Parol! da hab' ich mich übereilt!" rief er aus. „Verzeihen Sie! er war von Annebärbelchen und meiner Mutter. Sie schrieben, daß sie Alles wüßten und schier sich todt geweint hätten. Nun wollten sie sich trösten, da sie doch nun auch wüßten, daß und wo ich lebe. Daß sie für mich beten wollten und daß Annebärbelchen mir treu bleiben wolle bis in den Tod. Auch lag ein Stück Brod

drinnen, das dick und groß genug war, daß ich's nicht würde abgerochen haben bis an den jüngsten Tag."

„Half's denn, Kaspar?" fragte ich. „Das ist ja ein leichtes Mittel, einen armen am Heimweh Leidenden zu kuriren."

„Ob's geholfen! Parol! Herr, es that's. Der Fulder sagte mir, wie ich's machen solle, nämlich, ich solle es auf der Brust tragen und alle Morgen und Abend dran riechen. Um es besser verwahren zu können, nähte ich's in einen Tuchlappen, machte Bändel dran und hing's sammt dem Brief um den Hals. Es trug ein wenig dick auf, aber die Unteroffiziere und Offiziere bemerkten's doch nicht unter dem Uniformsrock. Wie's der Fulder befohlen, so machte ich's, und richtig, mein Heimweh verging.

„Daß ich's ehrlich bekenne, ich wär' auch nicht ganz ungern Soldat gewesen, wenn nur das Todtschießen nicht gewesen wäre; denn ein Bräutigam und Todtschießen, das sind zwei Dinge, die sich gar nicht passen. Zudem für die Franzosen! wär's noch unser alter Herr, der Kurfürst, gewesen! Der aber war in Prag und betete auch kein Vaterunser für den Hieronymus und den Napoleon, der ihn um's Land gebracht, wie mich um mein Bärbelchen. Ich dachte recht oft an den alten Landesvater, weil mir's nun grad so ging, nur mit dem Unterschied, daß ich noch für den, der mich um's Annebärbelchen brachte, in den Krieg ziehen mußte, was er nicht brauchte.

„Doch ich muß nun wieder von unserem Marsch erzählen. Wir sahen Alle trübselig drein, als uns der König Hieronymus beschaute. Das Vivat, welches die Unteroffiziere riefen, blieb uns Allen in der Kehle stecken. Da hab' ich denn auch den dürren, gelben Franzosen zum ersten Mal und gottlob! zum letzten Mal gesehen, und mir ging's abermals wie unserem Kurfürsten in Prag: ich betete auch kein Vaterunser für ihn. Sie sagten, er sei von einer Insel im Meere zu Haus, da hätten sie Alle so Gesichter wie geräucherter Speck. Er machte sich auch nicht viel mit uns zu schaffen und wir uns ebenso

wenig mit ihm, etliche stille Stoßgebete abgerechnet, die aber etwa so klangen, als wünsche man ihn in die Hölle. Ich hätt' ihm gern den Hals umgedreht von wegen meines Annebärbelchens.

„Das war ein Marsch! Herr, ich sag' Ihnen, der Koth auf der Landstraße war schuhtief! Es war ein helles Herzeleid. Da blieb hier Einer zurück, der marode war, dort Einer. Kamen auch Alle nicht wieder, und beim Licht besehen, desertirten sie Alle in die Heimath und verbargen sich, denn die Geschichte hatte bald ein Ende. Da kamen sie zum Vorschein. Damals sah ich ihnen nicht in die Karten, sonst hätt' ich's grad so gemacht. Wir machten kurze Tagmärsche, weil wir kaum gehen konnten und uns die Schuhe schier von den Füßen in Stücke fielen. Von daheim hörte ich kein Wort. Der Fulder schrieb mir fast alle Rasttag. Alle Leute bekamen Briefe nachgeschickt und kamen richtig an. Mir kam keiner.

„Ach, das quälte mich und ängstigte mich, und ich mußte alle Tage dreimal an meinem Stücke Brod riechen, daß mir das Heimweh nicht das Herz abdrückte, das wieder hervorkam wie eine Maus aus dem Loch, darin sie sich verkrochen hatte. Der Fulder tröstete mich. Sei kein Esel, sagte er liebreich. Gestorben sind sie nicht, denn so ein Weibsleben stirbt so leicht nicht. Vielleicht hat sich's einen anderen angeschafft in Deinem Dorfe, sagte er.

„Ja, angeschafft! rief ich; wie Du's verstehst. In unserem Dorfe sind nur noch anderthalb Burschе, nämlich der scheele Jörg, der ein Kerl ist, so lang wie unser Capitain, der Kasseler, und der Hannes, der ist so dünn wie ein Nähfaden, und wenn er drei Schuh hoch ist, so ist er ein Riese. Das wär' denn doch ein hundsschlechter Geschmack!

„Bleib' mir mit den Mädchen vom Leibe! rief der Fulder. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's da, und ist sonst keiner da, nehmen sie auch den Ausschuß. Trau, schau, wem!

„Aber es war so einer, der überall Unrath sah, sonst nicht übel. Ich dachte: machst mir meinen Gaul nicht scheu, wenn ich

auch einen hätte. Das Bärbelchen wird kein Narr sein und den scheelen Jörg nehmen, der als Spatzenscheuche in einem Erbsenlande dienen konnte, oder den kleinen Hannes, der ihm bis an den Ellenbogen reicht! Fehlgeschossen, guter Bruder Fulder! das muß ich doch besser wissen! Und mir die Treue brechen? Nein, da muß etwas anders im Spiele sein!

„Zu solcherlei Reden und Gedanken war nicht mehr lange Zeit, denn bald hörten wir den Kanonendonner bei Leipzig. Wir kamen mitten in die Schlacht, die den Franzosen den Garaus machte. Da pochte das Herz! So ein Kanonendonner, Herr, das ist ein Gekrach! Die Erde bebt einem unter den Beinen, und man könnte schwören, der jüngste Tag sei da. Und wie ging's zu? Herr meines Lebens! Da kamen Wagen voll Verwundeter, daß einem das Herz blutete, die jammerten, heulten — aber fort ging's ohne Erbarmen.

„Als wir näher kamen, wurde Halt gemacht. Die Adjutanten sprengten da herum wie Irrwische im Moor. Da dachte ich nicht mehr heim, sondern wie ich mich salviren und zu den Deutschen kommen könnte. Jetzt erst war ich fest entschlossen, mich für die Franzosen nicht todtschießen zu lassen. Als wir uns ein bischen erholt hatten, kam der Befehl, vorzurücken. Wir marschirten durch ein Dorf, wo in den Häusern keine Seele mehr war. Jenseit des Dorfes war ein Bach, und über diesen führte eine Brücke.

„Halt! dachte ich, könntest Du unter die Brücke schlüpfen, so wärst du geborgen. Ich that, als ob ich vor Schmerz am Beine nicht weiter könnte, und blieb zurück. Niemand kümmerte sich um mich, und das Regiment marschirte hinüber. Kaum waren die letzten über die Brücke, flugs war ich drunter. Nun erst sah ich, daß es eine Holzbrücke war. Ein Weidenbaum war drunter herausgewachsen, recht buschig und dick. Der Stamm bog sich unter der Brücke heraus, daß man sich darauf setzen konnte. Das Wasser war wild. Fiel ich hinein, so war's aus, denn ich konnte schwimmen wie ein eiserner Keil. Um das zu verhüten, steckte ich das Bajonnet in den

Boden und stemmte den Kolben gegen die Brust. So wär's gegangen, aber schlief ich ein (und ich war müde genug dazu), so purzelte ich doch herunter. Da nahm ich denn den Riemen, womit ich den Mantel aufschnallte, und band mich fest an den Stamm der Weide, und betete herzlich, daß mich Gott schützen möge in solcher bedenklichen Lage.

„Noch nicht lange hatte ich gesessen, da kam Cavallerie und eine Batterie. Das ging über die Brücke weg, daß sie ächzte und krachte. Wenn sie einbräche! dachte ich. Die Angst des Todes legte sich auf meine Seele.

„Es war gegen Abend. Immer neue Regimenter zogen über die Brücke weg. Wenn ich meinen Ohren trauen konnte, so entfernte sich der Kanonendonner. Mit der Nacht hörte er auf. Jetzt hätte ich ruhig sein können, aber ich war durchnäßt, und der Abendwind pfiff eisig mit dem Zuge des Wassers durch die Brücke. Ich zitterte. Zum Glücke hatt' ich noch ein wenig Branntwein in meiner Weidenflasche. Der erwärmte und erquickte mich, aber bald darauf ging Alles wüst im Kopfe herum und ich schlief ein. Denken Sie sich, lieber Herr, bei solchem Wetter, in dem man im Vogelsberg keinen Hund vor der Thüre herumgeführt hätte, mußte ich sechszehn bis achtzehn Stunden machen. Die Nahrungsmittel waren schlecht und ihrer wenig. Die Mundportion war mir für einen hohlen Zahn. Kein Wunder, wenn da Uebermüdung, Schwäche und Schlaf einen um den Gebrauch der Sinne bringen. Hätt' ich da die Kriegslist mit dem Anbinden nicht gebraucht, so war ich schnurstracks ein Kind des Todes, und wie ging's dann meiner Braut und Mutter? Das waren schwarze Gedanken! Aber, ach! wie schmerzten mich Brust und Rippen, als ich gegen Tag erwachte. Es hummerte und knallte schon wieder, und diesmal hörte ich mit Schrecken, daß mir der Schall näher kam. Es wurde mit jeder Viertelstunde ärger. Bald jagten Einzelne über die Brücke; dann ganze Haufen. Endlich kamen Wagen, dann Kanonen. Ich hörte die Franzosen fluchen und lästern,

und schloß daraus, ohne daß ich etwas verstand, daß sie flöhen, denn sonst hätten sie jubilirt.

„Näher und näher kam das Schlachtentoben. Immer wilder und regelloser flohen die Franzosen über die Brücke. Kugeln schlugen hier und da ein; andere platzten mit schauerlichem Krachen. Ich empfahl meine Seele Gott und harrte in Todesangst. Wie? wenn sie auf den Einfall kämen, die Brücke abzubrechen oder in Brand zu schießen: so war ich verloren. Da mögen Sie sich wohl denken, wie mir's zu Muthe war; ich dachte an das Lied, das ich hundertmal gesungen:

Muß ich denn sterben?
Bin noch so jung, so jung;

und zweifelte keine Minute mehr dran, daß nun mein Stündlein würde schlagen und ich von Annebärbelchen geschieden würde vor der Copulation.

„Mit Todesgedanken beschäftigt, vernahm ich nun, daß die Franzosen wieder vorrückten. Ich vernahm Deutsch und noch eine vermaledeite Sprache, die ich für russisch und kosakisch hielt. Bei dem Gedanken an diese Unholde, von denen man im Vogelsberg erzählt hatte, sie spießten die Säuglinge auf ihre Lanzen und nähmen sie so mit sich hinweg, fiel mir das Herz vollends in die Schuhe. Jetzt kam's in meiner Nähe zum Gefecht. Auf meiner Weide war ich nicht mehr sicher. Ich kroch daher in die Höhlung unter dem Stamme, die das Wasser, wenn's hoch stand, ausgewaschen haben mußte.

„Das war mein Glück! — sie verbarg mich auch völlig.

„Sie haben, lieber Herr," fuhr Kaspar nach einer Pause fort, „gar keine Vorstellung, was so eine Schlacht heißt. Dieses Donnern, Hummern, Trommeln, Blasen, Schreien, Aechzen und Wimmern unter einander ist entsetzlich. Ueber eine Stunde hatte die Geschichte da herum gedauert, da schlug eine Kugel in die Brücke; dann eine zweite, dritte, vierte — sie krachte und brach zusammen. Ein Trag-

balken fiel gerade auf den sattelartig gebogenen Weidenstamm, wo ich gesessen. Der hätte mein bischen Habe lachenden Erben zugeführt. — Bald darauf hörte ich's patscheln im Wasser. Es setzten, das konnte ich lugend erspähen, entsetzliche Kerle hinüber. Es waren wilde Gesichter mit langen Bärten, kunterbunt gekleidet, kleine quackelige Gestalten mit Lanzen und Gäulen, die kein Haarbreit schöner waren, als sie selbst. Zu diesen Figuren kam die Teufelssprache — das waren die Kosaken, die Menschenfresser! Hu! wenn mich einer gefunden! Der hätte mich offenbar sogleich verzehrt, wenn er nämlich, wie ich nicht zweifelte, einen so greulichen Hunger gehabt hätte, wie ich ihn hatte. Die Kosaken setzten hinüber; dann kamen andere, auch Russen müssen's gewesen sein, Dragoner, die setzten ebenfalls an der Furth über, und von der anderen Seite her hörte ich, wenn der Kanonendonner schwieg, wohl 'mal ein deutsches Wort.

„Das waren Stunden, lieber Herr, die ich meiner Lebtag nicht vergesse. Dabei Frost, nasse Kleider, da das Wasser in meiner kleinen Erdhöhle durchsickerte, und einen Bärenhunger, ohne Hoffnung, ihn zu stillen. Allgemach zog sich das Schlachtgewühl zurück. Der Kanonendonner hallte aus der Ferne bumm, bumm, bumm, und ich dachte in meinem Elende freudig: Nun laufen die Franzosen!

„Als die Angst nachließ, kam mächtiger der Hunger. Da fiel mir plötzlich mein Heimwehbrod auf der Brust ein. Hungersterben und am Heimweh sterben läuft auf eins hinaus, dachte ich. Hatte auch ziemlich Ruhe gehabt in der letzten Zeit, und mußte nicht, da das Riechen an dem Brode schon zeitweis geholfen, das Essen von Grund aus gegen das Heimweh helfen? Der Gedanke war wichtig und besaß von dem Hunger unterstützt eine so wunderbar überzeugende Kraft, daß ich rasch die Kordel abriß, an der es hing, das Tuch entfernte, wo hinein es geschlagen war, und an der steinharten Kruste mit aller Kraft zu nagen begann. Neues Leben

durchströmte mich nach dem Genusse; neue Lebens- und Heimkehrhoffnung regte sich. Ich kroch aus meiner Höhle, worin ich wie ein Krebs in der seinen steckte, und krabbelte auf das Ufer. Alles war todtstill. Die Dörfer aber brannten im weiten Kreis, schauerlich anzusehen. Jetzt trat der Mond aus den Wolken und rings um mich erblickte ich — Leichen!

„Herr, ich will's bekennen, daß ich von je vor Leichen einen Schrecken hatte, und doch hatte ich nie mehr als eine gesehen! Da herum lagen sie dutzendweis. Item man gewöhnt sich an Alles und so verliert auch das Furchtbare. Herr, wenn ich dran denke, wie mir's zu Muthe war, als ich die erste Pfeife Tabak rauchte. O! — O! — Meinte damals auch, Himmel und Erde tanzten einen Schottischen, und ich hörte das Klingeln in den Ohren — und der jüngste Tag sei da — und nun — ist mir's das Liebste, was ich kenne. So gehen die Gänge, sagte der Müller, — der hatte nur einen, und der war nicht fein; das ist so ein Vogelsberger Sprüchelchen, dessen Wahrheit ich fühlen lernte. Gegessen hatte ich, aber bis zum Sattwerden war ein weiter Weg. Als der Mond die Landschaft beschien, sah ich nicht weit von mir einen Offizier liegen, der hatte einen guten Mantel an. Ganz sachte schlich ich hinzu und rüttelte ihn mit innerem Beben. — Maustodt! — Nimm mir's nicht übel, armer Kamerad, sagte ich, Dein Mantel nützt Dir nichts mehr und mir viel in dieser Nachtluft, und mein Mantel ist durchnaß. Sanft zog ich ihn ab, denn er war nur umgehängt und am Hals zugeknöpft, und legte meinen drüber. Er paßte mir in der Länge vollkommen. Hm! dachte ich, fühl' 'mal, ob er keine Pfeife hat? Ich that's. Richtig, da steckte eine und Tabak, selbst Feuerzeug. O ich Glücklicher! Es war ja doch kein Raub! Er rauchte nicht mehr, und ich so gern. Noch eins that ich — und das war vielleicht nicht recht — ich gab ihm meinen Tschako und nahm dafür seine Feldmütze. Nun aber ergriff mich auf einmal ein namenloses Grauen. Ich lief, was ich laufen konnte. Der Mond verhüllte

sich wieder. Da stolperte ich und fiel auf — eine Leiche! Herr, lieber Herr, ich sag' Ihnen, das war ein Entsetzen ohne Maß. Mir kam's vor, als rege er sich und als sollten die starren, eiskalten Arme mich umschlingen. Rasch raffte ich mich auf, um nach einer anderen Richtung davon zu laufen — abermals kam mir aber etwas unter die Beine. Es war ein Brodbeutel, und also der Todte ein Preuße. Ich fühlte — es war ein halbes Commisbrod drin. Ach, dachte ich, Gott wird dir's vergeben! Der ißt so wenig mehr etwas, als der Offizier dort Tabak raucht. Ich nahm's heraus, und der Hunger überwand alle Schrecken des Todes, die mich umringten und mich eben fast von Sinnen gebracht hatten. Wie das schmeckte! Aber es blieb nicht so viel übrig, als man im Auge leiden kann!

„Neugestärkt wanderte ich weiter. Mein Tornister drückte mich zwar, aber da war ein Hemd und Kleider drin, die ich, wenn ich ein Plätzchen fand, anziehen wollte, besonders Schuhe und ein paar Gamaschen. Das Gewehr steckte noch im Bache. Nur meinen kleinen Säbel hatte ich noch, und den wollte ich doch auch nicht gern missen. Ich wußte ja nicht, wie es ging.

„So wanderte ich denn fort, ohne zu wissen, wohin. Das nächste brennende Dorf war mein Zielpunkt. Feinde waren dort nicht. Die brennende Pfeife im Munde, schritt ich, gesättigt und frisch gestärkt, voran.

„Etwas entfernt von dem Dorf und, da der Wind von dieser Seite die Flamme anblies, geschützt, stand eine kleine Hütte. Die Thüre war offen, keine Seele nah. Ich trat herein. Alles still. Holla! dacht' ich, als ich in die Küche trat, mach' dir da auf dem Herd ein Feuer an und wärme und trockne dich! —"

„Das war ein guter Gedanke, Kaspar," sagte ich zu dem Erzählenden und reichte ihm Tabak. „Da Er so gern raucht, mach' Er sich eine Pfeife an." Sein Gesicht verklärte sich. „O, wenn Sie mir das erlauben wollen," sagte er, „so wird mir das Erzählen noch

frischer von der Leber gehen!" Nun stopfte er sich, zündete und fuhr dann fort:

„Ja, liebster Herr, es kommt einem manchmal so ein guter Gedanke querfeldein; aber die Noth, liebster Herr, die Noth, die macht gescheidt. Ich kroch nun in dem Dunkel herum und suchte Brennholz. Das lag in einem Winkel. Selbst eine Oellampe fand ich und Schwefelhölzchen. Wer war glücklicher als ich? Im schlimmsten Fall hätte ich mir auf der Brandstätte Feuer geholt. Jetzt brauchte ich's nicht. Wie der Blitz brannte das Licht, dann das Feuer auf dem Herd. Ein alter Schemel stand noch da, den schob ich vom Feuer, hüllte mich in meinen Mantel, drückte die Feldmütze in's Gesicht, lehnte mich wider die Wand und — durchdrungen von der behaglichen Wärme, schlief ich fest und tief ein.

„Wie lang ich geschlafen, konnte ich am hellen Tageslicht ermessen, das mich umgab, aber das fügte mich nicht an, sondern was mich erweckte. Ein wirrer Lärm war's und Pferdegetrappel. Bald wurde mir's klar. Zwei Kosaken guckten in die Küche, wo ich saß, und schnupperten herum, wie mausende oder naschende Katzen. Als sie mich erblickten, fuhren sie zusammen, nahmen demüthig ihre blauen Mützen vom Kopf und standen da, als ob sie meines Befehls gewärtig wären.

„Halt, dacht' ich, die halten dich für einen preußischen Offizier; denn Mantel und Mütze sprachen dafür. Ich überlegte schnell, und es schien mir, ich müsse mich auch offiziersmäßig gehaben, nämlich befehlshaberisch, anmaßend und barsch. Nichts leichter als das, liebster Herr; am Ende kann's jeder Esel! Wie gesagt, als ich das so heraus hatte, riß ich meine Augen so weit auf, als ich konnte, sprang rasch auf, streckte den Arm gebieterisch nach der Thüre und rief: Marsch."

Kaspar machte mir alle die beschriebenen Manövre vor und ich brach in ein unaufhaltsames Gelächter aus. Er lachte mit.

„Aber, Kaspar," sagte ich, „wo hat Er denn all' die Courage hergekriegt?"

„Ja, ja, liebster Herr," fuhr Kaspar fort, „Sie haben Recht. Vielleicht steckte die Courage in dem Mantel! Doch ich will's Ihnen ehrlich gestehen, daß es mir ging wie allen Maulhelden. Hätten die Kosaken mir in's Herz sehen können — o weh' dann! Hätten sie den eiskalten Schauder wahrnehmen können, der mir eine Gänsehaut über den Leib jagte, als ich so auftrat, sie hätten ihren Kantschu gepackt und mir die Haut zu Juchtenleder gegerbt. So aber stand der Vortheil mir zu. Wie wenn der Wind in Spreu fährt, so flogen sie von dannen; ich aber mochte die zweite Probe nicht machen und dachte: sei klug, Kaspar, und schließ deine Thür' zu! Das that ich und gab dann einem zweiten Gedanken Raum, der so lautete: sieh' zu, ob du nichts zu essen findest. Die Thüre war freilich nur geriegelt und nicht fest, aber ich dachte doch, es sei sicher; legte also meinen Mantel, der mich beim Suchen hinderte, auf den Schemel und ging in das Ställchen, das bei der Hütte war. Stangen, welche nahe der Decke hinliefen, sagten mir, dem in solchen Dingen Erfahrenen, daß, ehe das arme Dorf ausgeplündert worden, Hühner in diesem Stalle gehaust. Auch wir daheim hatten Hühner, und ich war immer der „Eier-factor" gewesen, das heißt, ich hob die Nester aus und kannte die Schliche der Hühner, ihre Eier dem Auge des suchenden Feindes zu verbergen. Mein Auge fuhr im Ställchen herum. Alles leer! Da aber sah ich unter der Krippe, die von Holz war, ein Loch, aus dem das Stroh hervorhing. Halt', dacht' ich, in solch' ein Mauerloch legte daheim die getippelte Gumpel so gerne. Guck 'mal, vielleicht —? Ich fuhr mit der Hand hinein und — hatte mich nicht betrogen. Ein Nest mit sechs Eiern fand ich. O liebster Herr, das war ein Schatz! — In der Küche war noch eine Pfanne von Eisenblech zum Backen der Pfannenkuchen. Die waren all' mein Lebtag mein Leibessen gewesen, und wie lange war solch' ein Duft nicht mehr in meine Nase gestiegen! Voll Freude lief ich in die Küche zurück, um mir wieder Feuer anzumachen und die Eier

zu backen; aber ein Zugwind wehte mir Rauch entgegen. War die Thüre offen? Nein, die hatte ich ja zugemacht. Ich ging rasch zu — aber wie erschrak ich! Die Thüre war offen, und als ich in die Küche trat, war mein Mantel fort.

„Rasch zog ich meinen Säbel und lief hinaus — allein das war umsonst. Dort jagte noch so ein Halunk von Kosak, der meinen grauen Mantel um sich geschlagen hatte, und ich — hatte das Nachsehen!

„Trübselig schlich ich in die Küche. Das Eierbacken war mir vergangen. Ich begnügte mich, sie abzusieden.

„Und als ich so bei dem Herde saß und sie verzehrte, stieg ein trüber Gedanke nach dem anderen auf. In des Mantels Tasche steckte Pfeife und Tabak. Mein ganzes Unglück kannte ich indessen noch nicht. Als ich die Eier gegessen und nun die Nothwendigkeit fühlte, weiter zu wandern, wollt' ich nach meinem Tornister greifen, und nun erst sah ich, daß der auch fort war!

„So wenig es einem Soldaten passen mag, so hab' ich doch kein Hehl, daß mir ein paar Thränen in die Augen traten. Was sollt' ich denn nun anfangen? Mein Gewissen sagte: das hast du verdient, als du dem Todten das Seine nahmst. Unrecht Gut gedeiht nicht gut! Bei solchem Bedenken trockneten die Thränen, und es kam eine recht tiefe Scham über mich. So schnell ich konnte, machte ich mich auf den Weg.

„Wohin? das war die Frage. Die Heerstraße durfte ich nicht wandern, denn da wurde ich als Franzose gefangen; ich trug ja noch die Uniform meines Regiments. Wär' ich die los gewesen! Doch wer sollte mit mir tauschen wollen? — In's Land hinein gehen, das stand mir frei, allein wo fand ich Obdach und Brod?

„Meine Lage war damals verzweifelt schlimm, und ich konnte zu keinem Entschluß kommen. Endlich wanderte ich auf gut Glück in's Blaue hinein und hielt mich links von der Gegend und Richtung, welche die Armeen mußten genommen haben. Daß mir's

mit den Kosaken ging wie unserem alten Kurfürsten mit dem Napoleon, nämlich, daß ich kein Vaterunser für sie betete, glauben Sie mir. Aber was half's? Er hatte es, und ich war seiner quitt!

„Nachdem ich fünf bis sechs Stunden immer links gewandert war, sah ich ein gebirgig und waldbedeckt Land vor mir. Die Dörfer hatte ich vermieden, und manchmal mußte ich mich in Gräben legen oder hinter Hecken mich verbergen, weil ich in kleiner Entfernung Kosaken sah, die auf Plündern und Raub aus waren.

„Nach einer großen Anstrengung gelangte ich endlich gegen Abend auf eine Anhöhe, die mit Wald bedeckt war. Links in der Entfernung einer halben Stunde lag ein ansehnliches Dorf und zu meinen Füßen eine kleine Mühle.

„Geh' in die Mühle, sagte ich zu mir selbst, und sage den Leuten, wer du bist; vielleicht sind es wohldenkende Leute.

„Gesagt, gethan!

„Ich schritt die Anhöhe hinunter und erreichte die Mühle. Ein Greis sah aus dem Fenster. Recht beweglich erzählte ich ihm Alles und bat ihn um eine Herberge und um ein Stück Brod. Mein Wort hatte durchgeschlagen. Er kam und öffnete die Thüre, die er aber hinter mir vorsichtig wieder schloß.

„Brauchtet Ihr nicht einen Mahlknecht? fragte ich den Alten. Ich habe schon in einer Mühle gedient; dann bleib' ich bei Euch, bis die Straße frei und der Feind fort ist.

„Das läßt sich hören, sagte der Müller. Wir wollen's einmal mit einander probiren. Er ging mit mir in die Mühle, wo er bald fand, daß ich ihm die Wahrheit gesagt. Der alte Mann wurde immer freundlicher. Er führte mich in die Stube und hieß mich zum Ofen setzen.

„Gern folgte ich seinem Befehle, denn müde war ich zum Umsinken. Dennoch mußte ich ihm erzählen, wie es mir ergangen, und während ich mir Käse und Brod gut schmecken ließ, hörte er mir aufmerksam zu.

„Höre, Kaspar, sagte er darauf, wenn Du ein ehrlicher Mensch bist, wie ich hoffe, so kannst Du wohl bei mir bleiben, denn ich bin alt, und mein Sohn, der die Stütze für mich sein sollte, ist mir gestorben. Ich will's einmal mit Dir probiren.

„Als er das eben gesagt, ging die Thüre auf, und leichten Schrittes trat ein frisches, freundliches Mädchen herein, das mich ganz erschrocken anblickte.

„Brauchst nicht zu erschrecken, Christinchen, sagte der alte Mann; das ist ein Mahlbursche, der das Geschäft versteht, und will bei uns bleiben.

„Ein recht scharfer, prüfender Blick des Christinchens traf mich nun. Es war ihm nichts Unfreundliches beigemischt. Sie fragte nach dies und das, und dann ging sie hinaus, mir das Bett zurecht zu machen, weil ich der Ruhe bedurfte. Ich legte mich auch mit des Alten Zustimmung gleich zu Bett und begann schnell und tief den Schlaf der Ermüdung. War ja doch das Schlafen in den früheren Nächten kein rechter Schlaf gewesen.

„Und in dieser Nacht träumte ich einen Traum, der meine Seele lange und wundersam bewegte. — —

„Denken Sie sich, liebster Herr," fuhr Kaspar fort, „ich träumte, ich sei verlumpt, verhungert und im elendesten Zustande heim gekommen, und es sei dunkle Nacht gewesen, aber hoher Sommer. Das Fensterlein in meines Vaters Haus habe aufgestanden und ich habe hineingeblickt. Da saßen alle meine Geschwisterchen und meine liebe Mutter, und gegenüber mein Annebärbelchen, schön wie ein Engel, aber bleich, und ich hörte sie reden laut und deutlich. Glaub' dem Gerede nicht, sagte meine Mutter, er ist nicht todt! Wer weiß, vielleicht lag er irgendwo und war krank!

„Ach ja, Mutter, sagte Annebärbelchen, und die Thränen rannen stromweis aus ihren schönen Augen, ich will's wohl gern glauben, aber ich war doch selbst in der Stadt, und der Bürger-

meister sagte, die Nachrichten lauteten, daß er bei Leipzig abhanden gekommen sei. Das Regiment sei darauf in einem Gefechte hart mitgenommen worden. So wisse Niemand, was aus ihm geworden. Nun ist's doch schon November und nächst Advent, und ist auch keine Nachricht von ihm da. Ach, er ist todt, rief sie aus und hielt die Schürze vor die weinenden Augen. Da hab' ich's nicht mehr aushalten können, und ich bin hineingelaufen und ihr um den Hals gefallen, und da — war ich wach, — denn der Müller machte die Thüre auf und sagte freundlich: ich muß nur 'mal sehen, ob Du noch lebst! Es ist schon zehn Uhr!

„Ich rieb mir die Augen und bat ihn, er möge mir's doch ja verzeihen, weil ich gar zu müde gewesen sei. Er beruhigte mich und ging, ich aber war mit einem Sprung aus dem Bett und kleidete mich an, that aber ein Müllerwamms an von hellem Tuch, das mir der alte Mann hingelegt.

„Darauf bin ich an den Bach gegangen, mich zu waschen, und dann in's Zimmer.

„Ausgeschlafen? fragte mich lachend Christinchen. Du mußt wohl recht müde gewesen sein?

„Ich dachte: so müde, als ich jetzt hungrig bin, sagte aber freundlich ein paar entschuldigende Worte und setzte mich an den Tisch, wo sie mir Kaffee einschenkte und ein Stück Milchkuchen dazu legte. Liebster Herr, wenn man lange gedarbt hat und trocknes Commisbrod gewürgt und höchstens einen Schluck Schnapps dazu, so ist es nicht zu sagen, was einen solch' ein Labsal erquickt. Mit hellem Plaisir sah mir das Mädchen zu, wie es mir schmeckte, und ich mußte ihr aus der Schlacht erzählen."

„Nun aber, Kaspar," fiel ich ihm ein, „hat Er denn Alles so haarklein erzählt, wie mir? Auch, daß Er sich unter der Brücke salvirt?"

Er lachte. „Parol! Herr, da haben Sie's getroffen, das verschwieg ich! Das Teufelsmädel sah ohnehin so neckisch und

spöttisch drein, daß ich mich nicht wollte von ihr auslachen lassen und hänseln!"

„Das dacht' ich mir wohl, Kaspar," versetzte ich. „Unser einer kann so etwas beurtheilen, aber so ein naseweises Mädchen konnte am Ende darüber spotten, und das wäre denn doch unangenehm gewesen. Nicht wahr?"

„Parol! lieber Herr, so ist's," sagte der ehrliche Mensch und wollte eben wieder anheben; allein der Abend sank herab, und es wurde kühl.

„Wir wollen jetzt aber die Thiere laufen lassen," sagte ich, „und den Wagen heraufziehen."

Das war schnell geschehen. Die Unterredung hatte für heute ihr Ende erreicht.

Mein Freund ergötzte sich unendlich an Dem, was ich ihm von diesen Mittheilungen seines Kaspar erzählte, da er ihm selbst nie so die Pforte seines Herzens erschlossen.

Am anderen Morgen, als wir am Kaffeetisch saßen, steckte Kaspar sein Gesicht in aller Freundlichkeit zur Thüre herein und fragte: „Fahren wir heute?"

Als ich bejaht, nickte er und verschwand. Auch heute mußte ich allein mit Kaspar fahren, weil der Freund abgehalten war. Unser Weg führte in's Lorsbacher Thal, wo wir in der Mühle bei Eppstein unseren mittäglichen Ruhepunkt in Aussicht genommen.

Kaum hatten wir die ebene und fahrbare Straße erreicht und meine Pfeife dampfte, setzte sich Kaspar wieder quer. „Ich habe," sagte er, „diese Nacht fast nicht schlafen können, so war ich voll von den Bildern jener Tage, von denen ich Ihnen gestern erzählt. Da ist mir denn Alles wieder so recht frisch in's Andenken gekommen. Wenn Sie darum nichts dagegen haben, so fahre ich fort."

Als ich meine Zustimmung gegeben, fuhr er denn also fort: „Ach! der Traum, den ich in jener ersten Nacht in der Mühle geträumt, hat mir recht auf der Seele gelegen, wie ein centner-

schwerer Stein; denn im Vogelsberg sagt man, Alles, was man in der ersten Nacht in einem Hause träume, wo man noch nicht geschlafen, das sei, wenn's in die Vergangenheit und Gegenwart schaue, wahr, und betreffe es Zukünftiges, prophetisch, und zudem war's noch in einer Frohnsonntagsnacht! — Ich konnte gar keine Ruhe finden. Dazu war ich wildfremd. Schreiben, liebster Herr, kann ich nicht, wie ich schon gesagt, und der treue Fulder war Gott weiß wo! Sollt' ich gleich dem Christinchen alle meine Geheimnisse auf das schnippische Näschen hängen? Das ging nicht. So mußte ich denn warten, bis ich einen vertrauten Freund im Dorfe würde gewonnen haben. Wie sollt' ich aber den gewinnen? Ich kam nicht in's Dorf, als Sonntags in die Kirche. Der Müller haßte das Wirthshausbesuchen, und ich war kein Freund davon und hatte auch kein Geld. So unterblieb's denn zu meinem Kummer, und ich merkte allmälig, wie das Heimweh in meiner Seele wieder Platz gewann. Mein Brod, mein einziges Heilmittel, hatte ich unter der Brücke gegessen, und ich merkte nun recht, wie es nur zum Dranriechen bestimmt war und nicht zum Essen. Hätt' ich's wieder gehabt und einen Brief geschrieben — gern wär' ich dann in der Mühle geblieben. Als der Müller sah, daß ich treu und fleißig war, das Mühlwesen verstand und auch sonst in Haus und Ackerbau tüchtig zugriff und arbeitete, wurde er mir gar gut, und das Christinchen lächelte mir alle Tage liebreicher und freundlicher zu. Sie neckte und plauderte gar gern mit mir und that mir zu lieb, was sie konnte. Sie war schön, Herr, sehr schön, und die Mühle war frei. Ich glaub', ich hätt' sie zur Frau gekriegt, und der Alte redete so verblümt vom Immerdableiben und dergleichen. Manchmal, daß ich's ehrlich gestehe, war ich in Gefahr, mich in das liebe Mädchen zu verlieben: aber, da sah ich wieder mein Annebärbelchen im Traum und Alles war aus und vorbei.

„Als ich aber sah, wie das Ding stand, dacht' ich: Kaspar,

es ist deine Pflicht, daß du von der Leber redest, wie's ein ehrlicher Vogelsberger thun muß, der die Leute nicht am Narrenseil herumführen will. Sag's rund heraus und öffne ihnen die Augen, daß sie wissen, woran sie sind.

„Eines Sonntagabends, wo ich aufgeschüttet, die Pferde versorgt, des Christinchens Kühe gefüttert hatte, saßen wir so allein um den warmen Ofen. Da ging mir das Herz auf, und ich erzählte von meiner Mutter und meiner Braut, die daheim harre, und was ich geträumt und wie ich keine Ruhe mehr habe.

„Ach, liebster Herr, heute noch, und es sind nun schon schier vier und dreißig Jahre in's Land gegangen, blutet mir das Herz. Christinchen saß bleich wie ein Todtes da, und der alte Mann sah sein armes Kind an, das mit Mühe die Thränen zurückhielt. Als ich geendet, ging sie, ohne gute Nacht zu sagen, fort und kam nicht wieder.

„Der Müller und ich saßen still einander gegenüber.

„Kaspar, sagte er endlich, Du hast als ein ehrlicher Mensch an uns gehandelt, das Zeugniß geb' ich Dir mit Freuden; auch heute hast Du's gethan, und ich habe Respekt vor Deinem treuen Sinn; aber nun müssen wir uns trennen. — Siehst Du, fuhr er dann nach einer Weile, wo er still und betäubt dagesessen, fort, ich meinte es sehr gut mit Dir. Meine Mühle ist frei und Christinchens Erbe. Daß sie Dich lieb hat, hab' ich schon lange weggehabt. Du hast nichts gethan, dem Mädchen den Kopf zu verrücken, das ist wahr, aber es ist schlimm, wie es eben ist. Du solltest mein Schwiegersohn werden, Kaspar, so wahr Gott über uns ist und hört, was ich Dir sage. Nun ist's vorbei. Geh' morgen schon fort, Kaspar. Je eher, je besser. Findest du Dein Annebärbelchen treu, so heirathe es in Gottes Namen. Ist's anders, so komm' wieder, und wir nehmen Dich mit Freuden an.

„Wieder eine Weile saß der Müller stille da, und ich auch, und die Thränen standen mir in den Augen. Drauf sagte er: Kaspar,

laß uns rechnen! Dann geh' und packe Dein Bündel und geh' in Gottes Namen vor Tag noch. Es ist besser für mein Kind; ich hab's eben überlegt.

„Was sollte, was konnte ich sagen? Weinend drückte ich des braven Mannes Hand und ging, mein kleines Bündel zu packen. Er hatte mir Kleider gegeben, und nun beschenkte er mich noch reichlich, und ehe der Tag graute, ging ich schweren Herzens weg von der Mühle, wo mir das Glück entgegengekommen war. Aber dennoch wurde mein Herz bald wieder leicht, denn ich that meine Pflicht, ich blieb meinem Worte, meinem Schwure treu. Dort würde mir doch kein Glück geblüht haben, denn ein Treuloser ist nie von Gott gesegnet! Nicht wahr, liebster Herr?"

„Gewiß," sagte ich, innig bewegt von der kernhaften Echtheit seiner Gesinnung und Grundsätze.

„Ach Gott," seufzte er, „wie sollte es kommen! — Doch — ich will forterzählen. Ich wanderte dann in rastloser Eile der Heimath zu. Lieber Gott, überall herrschte Elend, Krankheit, Mangel, wo die Armeen hergezogen waren. Ueberall begegnete ich jetzt noch ganzen Regimentern Russen, Preußen und Gott weiß von was für Völkern, die alle dem Rheine zuzogen, wo der alte Blücher hinüber wollte, wie mir ein Preuße erzählte, und wollte das Babel, wie er Paris nannte, in die Erde hinein verbrennen. Auf der Mühle hatte ich von den Welthändeln nichts gehört, und den alten Müller kümmerten sie nicht. Von dem Preußen, der eine Strecke mit mir wanderte, hörte ich von der Schlacht bei Hanau, wo er dabei gewesen und blessirt, und dann zurück in's Lazareth geschickt worden war, aus dem er nun wieder zu seinem Regimente zog, dessen Standquartiere bei Frankfurt waren.

„Mir bebte das Herz in der Brust, wenn ich an die guten Menschen dachte, die ich verlassen hatte, und die mich so lieb gehabt hatten, und es bebte mir, wenn ich dachte, die Kriegsereignisse könnten mein armes Dorf auch berührt und vielleicht so getroffen

haben, wie das, wo ich zuerst ein Obdach gefunden. Sonst hab' ich immer gehört, das Herz würde einem leichter, wenn man sich der Heimath nähere. Mir wurde es schwerer. Es war die Vorahnung dessen, was mir bevorstand. Kein guter Stern führte mich nach Kassel. Dort war Alles gesäubert von den Franzosen und ihren Speichelleckern. Der alte Herr war wieder da. Darüber jubelten Viele; Andere machten sauere Gesichter. Ich weiß selber nicht, wie es kam, daß ich so arglos, mir nichts, dir nichts, in das Kassel hineinlief! Ich sollte es bereuen lernen. Man hatte mir gesagt, der alte Herr sei so in die alte Zeit hinein verliebt, daß seine Soldaten alle wieder müßten Haarzöpfe tragen, und da sie die Haare kurz geschnitten gehabt hätten, so seien die Zöpfe alle hinten angebunden.

„Daß dich der Kuckuck! dachte ich; die Geschichte mußt du denn doch auch 'mal ansehen. So schritt ich denn dem Markte zu; aber da erkannten sie mich. Kaspar! hieß es hier; Kaspar! dort. Alle Bekannten kamen herzu. Als aber der Offizier meiner Compagnie es hörte, ich sei da, ließ er mich ohne Weiteres auf die Wache setzen als einen Deserteur.

„Da ist mir doch das Herz in die Schuhe gefallen, und ich dachte im Stillen: dort mußt du dein Glück in die Schanze schlagen, um hierher in deine Heimath zu kommen und als ein Gefangener behandelt zu werden. Ja, wie ich hörte, sollte ich gar vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und da handelte es sich um Leben und Tod! Meine Lage war schlimm, recht schlimm, und ich saß da in der Wache so trostlos, als ging's morgen zu Grabe.

„Schon am anderen Tage trat das Kriegsgericht zusammen, und ich wurde vernommen. Da hab' ich aber meine Sache selbst geführt. Als mich der Auditor fragte, wie ich heiße? sagt' ich: Herr Auditor, ich heiße noch gerade so wie damals, als ich mit Ihnen ausmarschirte."

„Was gab's denn da?" fragte ich meinen Kaspar mit herzlichem Lachen.

„Ei nun, sie lachten auch Alle. Aber, liebster Herr, war das nicht eine dumme Frage? Das wußt' er ja so gut wie ich, was braucht' er noch zu fragen?

„Als er mich fragte, wie alt ich sei? sagt' ich: noch nicht alt genug, um Soldat zu werden, aber der Schultheiß, der Spitzbube, hat mich dran gemacht statt des kruppigen Hannes! Da lachten die Narren abermals, und es war doch wahr.

„Als er mich endlich fragte, warum ich aus dem Glied gegangen sei, da konnt' ich mich nicht mehr halten. Weil ich mich nicht wollte todtschießen lassen für den speckgelben Franzosen, den Hieronymus, sagt' ich, den Gott verdamme, und weil ich zu den Deutschen übergehen wollte, um für meinen Herrn, den Kurfürsten, das Land erobern zu helfen."

„War denn das auch wahr, Kaspar?" fragte ich.

„Parol! Herr," rief er aus, „es war meine Wille; aber mit den Menschenfressern, den Kosaken, wollt' ich auch nichts zu thun haben. Wär' ich zu Deutschen gekommen, so hätt' ich meinen Mann gestanden. Das sagt' ich ihnen auch unter die Nase. Sie lachten nicht, und Mancher drunter bekam eine Pille, die nicht gut schmeckte. Sehen Sie, liebster Herr, wenn ich einmal von der Leber zu reden anfange, dann geht's tüchtig. Alles, was ich sagte, schrieb der Auditor haarklein nieder, daß ich erstaunte. Als das Verhör zu Ende war, wurde ich wieder auf die Wache geführt. Wie ich später hörte, kam das Protocoll vor den Kurfürsten, und der sprach mich völlig frei; aber weil ich so treue Gesinnung an den Tag gelegt, solle ich wieder in mein Regiment gesteckt werden. Das war der Lohn der Treue.

„Da waren denn alle meine Pläne, Hoffnungen und Aussichten zu Wasser geworden! Das war's, was ich mir also in der ersehnten

Heimath geholt. Ich wollte mir die Haare ausreißen; doch es sollte noch besser kommen.

„Ich war noch auf der Wache, weil ich noch nicht zum Regiment abgeführt werden konnte, dessen zweites Bataillon in Hanau stand. Da gab's mit einem Mal einen mächtigen Lärm vor der Wache. Kaspar! mein Kaspar! hörte ich eine Weiberstimme schreien. Ich will ihn sehen! rief sie.

„Ich sprang an's Fenster. Da wollte ein Gendarm eine arme Frau wegzerren. — Es war meine Mutter.

„O Herr Lieutenant, rief ich, erbarmen Sie sich! Es ist meine alte Mutter, die mich todt geglaubt hat!

„Er war ein guter Mensch, hatte vielleicht auch eine alte Mutter. Er ließ die Frau herbringen. Ach, das war ein recht trauriger Auftritt! Sie fiel mir um den Hals und weinte bitterlich. Und doch dankte sie Gott, daß ich lebe. Aber was hört' ich, die Schuldner hatten ihr das Häuschen genommen, die Aeckerchen versteigert; zwei meiner Geschwister waren an dem Lazarethfieber gestorben. Die anderen dienten. Sie zog — bettelnd durch's Land. Und ich — mußte Soldat bleiben.

„Es war zu viel Elend auf einmal. Mir brach schier das Herz. —

„Endlich fragt' ich: Was macht denn mein Annebärbelchen, Mutter?

„Sie sah mich groß an. Hast Du denn meinen Brief nicht gekriegt? fragte sie. Sei still, Kaspar, von dem miserablen Mädel! Es hat, als Du drei Wochen von Kassel fort warst — den Hannes geheirathet!"

„Armer Kaspar!" sagte ich aus tiefbewegter Seele; denn das war zu viel für ihn. Das hatte er nicht verdient. Es war ein trauriger Lohn für seine Treue. Noch jetzt nach vier und dreißig Jahren füllten sich die Augen des ehrlichen Menschen mit Thränen.

Er drehte sich um, pfiff, und die Pferde flogen dahin im raschesten Lauf. Man mochte es erkennen, wie er den Sturm in

seiner Seele erst sich wollte legen lassen, ehedenn er weiter in seiner Geschichte fortfuhr, die einen so trüben Charakter anzunehmen begann.

Endlich kamen wir an eine Stelle, wo der Weg anstieg. Die Rosse hielten an im Lauf und gingen Schritt. Kaspar wandte sein ernstes, wehmüthiges Gesicht mir wieder zu.

„Sie sehen, liebster Herr, ich war von allen meinen Hoffnungen verlassen worden. Ich hatte statt Freude Trauer, statt Glück Elend gefunden. Und dort hatte ich mein Glück weggestoßen!

„Was sollt' ich machen? Ich tröstete meine gute Mutter und hatte selbst Trost nöthig. Was ich noch an Geld hatte, gab ich ihr und versprach, sie von meiner Löhnung zu unterstützen. Sie mußte endlich gehen; ich aber blieb in meiner Trauer sitzen. Da trat ein Mensch zu mir und sagte: Kaspar, was hab' ich Dir gesagt?

„Ich blickte auf. Es war der Fulder.

„Ach, ich dachte wohl seines Wortes, als er von den Weiberherzen sprach. Ja, Du hattest Recht, Kamerad, sagte ich bitter. So ein Weiberherz stirbt nicht vor Liebesleid. Sie trösten sich und nehmen einen Anderen.

„Und Du willst Dich härmen? fragte er.

„Um sie nicht, sagte ich darauf.

„Apropo! so hast Du auch eine Andere auf dem Strich gehabt? fragte er. Nun dann wirf ihr nichts vor, Alter! dann heißt's: Wurst wieder Wurst!

„Du thust mir Unrecht, Fulder, sagt' ich; setz' Dich, ich will Dir's erzählen. So erzählte ich ihm nun die Geschichte von der Mühle und dem Christinchen.

„Ja, das ist ein Anderes, Kaspar, sprach er. Sei Du ruhig. Die lauft Dir nicht fort, wenn sie Dich recht lieb hat. Du aber hast ein freies Gewissen, und das ist das Beste. Vergiß das Annebärbelchen, den Racker, der Dich betrogen hat, und sei gutes Muths. Es geht noch Alles gut. — Nun besieh' mich 'mal. Wie gefall' ich

Dir in dem schönen Großvatersrock? Wie gefällt Dir mein Zopf? Gelt, das ist etwas Extra's. Ich sage Dir, die Zöpfe haben sich gut erhalten. Wüchsig sind sie nicht, das ist das Beste dran, und für das Anwachsen ist gesorgt. Sie zu beschneiden, ist auch nicht nöthig, und alle vierzehn Tage einmal gewickelt, ist genug, weil man sie ganz bequem abnehmen kann. Für's Erste bist Du sicher davor. Es gibt nicht mehr so viel Zopfmacher, als wir nöthig hätten, wenn Alle bekommen sollten. Dein Regiment hat keine und kriegt auch keine. Nur wir hier müssen sie haben.

„Ach, Fulder, sagt' ich, mach' keine Faxen. Du siehst, mir ist's nicht drum. Willst Du Etwas thun, so schreib' mir einen Brief an's Christinchen und an seinen Vater, und erzähl' ihm Alles ganz acurat, wie es gekommen ist, und ich würde kommen, wenn ich frei würde.

„Meinetwegen, sagte er ruhig. Dann wird's wieder gehen wie beim Annebärbelchen, und dann heulst Du noch einmal und — es wird nicht anders. Mach's wie ich. Sei gutes Muths und laß es gehen, wie's eben geht! Mit dem Weibsvolke machst Du doch kein Glück!

„Er ging, und das letzte Wort legte sich wie ein Alp auf meine Seele. Er war indeß zu gutmüthig, daß er mir's abschlüge. Er schrieb einen Brief, der eine Art hatte, und den sandte ich ab.

„Mittlerweile kam's wieder anders, wie ich's vermuthet. Unser Regiment wurde bestimmt, zur Armee zu stoßen, um nach Frankreich zu gehen. Diesmal hüpfte mir das Herz im Leibe vor Lust. Gegen das Franzosengesindel zog ich mit Freuden in den Krieg. Wir wurden nun Alle in die Compagnie gesteckt und rückten an den Rhein. In der Neujahrsnacht gingen wir über den Rhein. Nun, lieber Herr, Sie sind ja da unten am Rheine daheim, wie ich gehört, da wissen Sie, wie das gekommen ist. Als wir in Paris einzogen, wünschte ich mir nichts, als ich möchte den speckgelben Hieronymus in die Fäuste kriegen. Dem wollt' ich's eingetränkt

haben, was er meinem lieben Hessenland Arges gethan; aber der hatte sich salvirt.

„Nach dem Frieden kamen wir in die Heimath zurück. Ich war Corporal geworden.

„Kaum angelangt, nahm ich Urlaub und eilte heim. Ach, lieber Gott, meine gute, arme Mutter war todt. Meine Geschwister dienten hier und da im Lande. Als ich Annebärbelchen sah, stieß mir's doch heftig an's Herz. Es ist ein wunderlich Ding mit der alten Liebe, die nicht rostet. Sie reichte mir weinend die Hand. Ich habe an Dir gesündigt, Kaspar, sagte sie, vergib mir's. Dafür verfolgt mich auch das Unglück. Mein Mann ist ein Branntweinsäufer und wird alle Tage schlimmer. Ich seh's voraus, daß ich noch mit einem Häuflein Kinder betteln gehen muß, wenn es so mit ihm fortgeht. Das schnitt mir in die Seele. Vorwürfe machen? Nein, nein, das konnte ich nicht! Ich hatte Mitleid mit ihr, aber zu helfen war da nicht. Der Hannes ließ sich, so lange ich im Dorfe war, nicht sehen, und hatte Recht.

„Eines Morgens kam Annebärbelchen gelaufen in meines Pathen Haus, wo ich mich aufhielt. Ach, sagte sie, da ist mir etwas eingefallen. Hast Du auch schon den Brief gekriegt, den Dein Bruder Philipp hat? Er ist weit aus dem Lande gekommen, wo Du einmal warst. Ich hatte davon nichts gehört, aber Ruhe hatte ich jetzt nicht mehr. Ich ging auf das Dorf, wo Philipp Knecht war. Es lag etwa drei Stunden weg. Der Brief war unerbrochen und etwa drei Monate alt. Der Müller war gestorben und Christinchen unterschrieb sich Christine Krell, geborne Flemming. So hieß sie! Sie erzählte, daß sie sich an einen braven Mann verheirathet und mir alles Gute wünsche. Sie hatte es selber geschrieben."

Als Kaspar das Letzte sagte, fing seine Stimme zu wanken an. Er klatschte. Die Pferde holten tüchtig aus, und ohne daß er ein Wort weiter mit mir sprach, ging's fort, bis Eppstein vor uns lag. Er bog zur rechten Seite ein und sagte: „Da ist die Mühle!"

Er ging still an Das, was ihm mit und bei den Pferden oblag, und ich auf die alte Burg, wo mir ein Führer viel Verwunderliches erzählte, und ich war bei Kaspar mit meinen Gedanken und ließ ihn schwatzen, so viel er wollte. Da lag vor mir ein verödetes Leben, das ein Treubruch verarmt hatte. Und was war dabei seine Schuld? Treue! O Welt, wie lohnst du?

Ich gestehe, daß mich das Alles so tief angriff, daß ich die Burg kaum beachtete, kaum das gepriesene Thal, das übrigens, wie Kaspar sagte: seines Gleichen sucht — und überall findet.

Auf der Heimfahrt sagte ich: „Kaspar, Seine Geschichte ist noch nicht aus. Ich habe mit großer Theilnahme zugehört. Wie ging's weiter?"

„Ach," sagte er, „das wickelte sich kurz ab. Ich blieb Soldat, bis ich verabschiedet wurde. Daheim hatte ich nichts. Was sollt' ich im Dorfe machen? Ich wurde Kutscher und bin's heute noch. Ich habe mir etwas erspart für den Rest meiner Lebenstage. Mein Bruder wohnt in dem Häuschen der Eltern, das ich gekauft habe. Dort will ich auch sterben."

„Und Annebärbelchen?" fragte ich.

Er reichte mir einen Brief. Ich erbrach ihn. Er war schlecht geschrieben, aber das las ich heraus, daß sie ihm dankte für die Wohlthaten, die er an ihr thue, und Gottes Segen auf ihn herabflehe.

Als ich ihm den Brief gab, drückte ich voll Achtung die rauhe, harte Hand des Menschen. Er sah mich dankbar an, pfiff, und die Pferde griffen tüchtig aus. Wir Beide schwiegen — wir hatten Beide gewiß viel zu denken. Am anderen Morgen reiste ich heim, aber heute steht dieses Menschenleben vor meiner Seele, und ich möchte fragen: ob ein Hochgebildeter so gehandelt, wie hier der einfache Mensch aus dem Volke?

# Das Original.

Ein Stücklein.

Wir saßen gutes Muths im Garten des Oberamtmanns zu E., denn die Drangsalszeiten der provisorischen Regierung waren vorüber, und der alte Herr hatte seine vollste Rosenlaune wiedergewonnen. Das Gespräch drehte sich begreiflicherweise um die jüngsten Ereignisse, um Personen und Zustände, die in diesen gehandelt.

Ein Freund des Oberamtmanns, ein enragirter Lobredner der guten alten Zeit, rief plötzlich aus: „Es ist eine armselige, verflachte Zeit, in der wir leben! Es gibt keine Charaktere mehr! Alles wird nivellirt und grundmiserabel!"

„Halt!" fiel ihm der alte Oberamtmann in's Wort, „da hast Du ein wahres Wort geredet!" Und nun ergoß sich der ganze Strom seiner ungewöhnlichen Redegabe über diesen Gegenstand aus.

Nach und nach trat aber die Neigung des alten Herrn in ihre vollen Rechte, seine Bemerkungen mit Beispielen zu belegen. Das war immer höchst interessant; denn der Mann besaß eine ungemein reiche Lebenserfahrung und Personenkenntniß, erzählte gut und blieb, was hier viel werth ist, bei der Wahrheit.

„In den Anfang dieses Jahrhunderts," sagte er, „ragten noch hin und wieder Originale aus dem vorigen, und es tritt eins vor allen jetzt wieder leibhaftig vor meine Seele, aus dessen seltsamem Thun und Treiben ich Ihnen eine lustige Geschichte erzählen muß. Mein Original war ein Pfarrer in unserer Oberpfalz. Er

hieß Müller und stammte aus der „Kümmeltürkei", wie wir zur Zeit meiner Studienjahre die Umgegend von Heidelberg nannten, und daher denn die, welche dort zu Hause waren, „Kümmeltürken" hießen.

„Ursprünglich waren es drei Brüder, von denen nur einer verheirathet war, nämlich der Kirchenrathsdiener zu Heidelberg, der nahe am Klingenthore wohnte. Ich kann mir das saubere Männlein im leberbraunen Leibrocke, schwarzen Wollstrümpfen, schwarzen Manchesterhosen mit silbernen Knieschnallen und breiten silbernen Schnallen auf den Sabots noch recht gut denken. Das dünne Zöpfchen stand, einem Zahnstocher ähnlich, vom Hinterkopfe wagerecht in die Welt hinaus. Auf dem weißgepuderten Haare saß das Hütlein. So steuerte er, Actenstöße unter den Armen, von einem der Kirchenräthe zum anderen, und zeichnete sich durch eine ungemeine Höflichkeit aus. Der zweite Bruder war ein verdorbener Maler, der sich von dem ehrlichen Alten ruhig ernähren ließ. Statt Palette und Pinsel handhabte er Pfeife und Bierglas, so lange er Geld hatte, und las alle Romane der vorhandenen Leihbibliotheken, wer weiß zum wievielten Male, durch. Er war das absolute Gegentheil seines Bruders. Unordentlich und unreinlich, war ihm das Nichtsthun süßester Lebensgenuß. Konnte er dabei irgend einen lustigen Streich ausführen, so war er unendlich glücklich. Ich muß indessen doch bemerken, daß alle seine Streiche gutmüthiger Natur, aber eben doch Schalksstreiche waren. Der dritte Bruder war der älteste, eben der Pfarrer, und dieser eben war mein Original.

„Als ich ihn kennen lernte, zählte er bereits sechszig Jahre, war aber noch rüstig wie ein Fünfziger. Das war im Jahre 1808. Ich war damals Amtsschreiber in seiner Nähe.

„Müller war ein Männchen, denn er maß kaum volle fünf Schuh. Wenn auch mager, so war er doch muskelkräftig und brauchte noch keine Brille. Er war unstreitig der gelehrteste Geist-

liche des Landes, und bis in sein hohes Alter studirte er unabläßig. Schon sein Aeußeres charakterisirte das Original. Er trug eine schneeweiß gepuderte Perrücke mit mächtigen, um den ganzen stolzen Haarbau herumlaufenden, dreifach über einander ruhenden Rollen; einen Pikesch von schwarzer Plüsch mit tellergroßen, übersponnenen Knöpfen, mächtigen, mit eben solchen Knöpfen besetzten Umschlägen an den Unterärmeln, die bis zum Ellenbogen heraufreichten; kurze schneeweiße Manschetten; kurze schwarze Plüschhosen mit eisernen Schnallen (Silber, pflegte er zu sagen, paßt nicht für einen Pfarrer!); schwarze Wollstrümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen, die auf der oberen Reihe ebenfalls durch eiserne Schnallen gehalten wurden. Zu diesem Anzuge gehörte ein winziger chapeaubas unter dem linken Arm und ein spanisches Rohr mit weißem Elfenbeinknopfe von wenigstens zwei Dritttheilen seiner Körperlänge.

„Denken Sie sich dies vom Alter gebeugte Männchen, in diesem getreu beschriebenen Aufzuge — hoch zu Roß — denn dies war der einzige Luxus, den er je getrieben — und Sie werden mir es zugestehen, daß diese Erscheinung höchst originell war.

„Man hätte denken sollen, die Lachlust hätte Jeden ergreifen müssen, wer ihn sah; aber das war im Umkreis von mehreren Stunden, wo man ihn kannte und reiten sah, durchaus nicht der Fall, und wenn der Lachreiz beim ersten Erblicken auch wirken wollte, so war das Ehrwürdige der Erscheinung dennoch schnell wieder der Damm, der ihm als Grenze diente.

„Ueberall stand Pfarrer Müller theils des Rufes seiner Gelehrsamkeit wegen, theils durch sein exemplarisches Leben in hoher Achtung; dabei wußte Jedermann, daß mit ihm gar nicht zu scherzen war, denn er übte eine Kirchenzucht in seiner Gemeinde aus, die heutzutag fabelhaft klingt und in das Amt des Polizeidieners und Bettelvogts selbst oft so entschieden eingriff, daß Competenzconflicte hätten entstehen müssen, wenn es eben nicht der Pfarrer Müller gewesen wäre. Sein Auftreten war entschieden und impo-

nirend; seinen Willen beugte keine Macht, und diese Festigkeit hatte sich zu einem Starrsinn ausgebildet, der völlig unbesiegbar war. Was man aber noch besonders fürchtete, war sein ätzender Witz, der als gute Waffe diente. Das Eine nur will ich anführen, um Ihnen zu zeigen, wie er seine Gemeinde in der Tasche hatte: ich habe als Amtsschreiber zehn Jahre bei dem einschläglichen Oberamte gedient, und nie ist ein Prozeß aus Müller's Gemeinde vor dem Amt anhängig gewesen. Er entschied sie alle, und kein Bauer wagte, Appell einzulegen. Unerbittlich streng übte er selbst die Sonntagsabendpolizei im Dorf, und wehe den jungen Leuten, die er um neun Uhr noch auf der Straße traf. Daß ihm die Liebespärchen, denen er als eingefleischter Junggesell absonderlich gram war, dennoch Näschen drehten, liegt auf der Hand. Tanzmusik durfte nur an der Kirchweihe im Dorfe statthaben, und dann schloß er alle Laden an seinem Hause, daß er ja die Töne nicht höre, die ihm ein absonderlicher Greuel waren.

„Umgang hatte er fast gar keinen. Eine uralte Magd führte sein Hauswesen, aber Alles hatte er unter strengem Verschluß, und seine Sparsamkeit artete in späteren Jahren etwas aus, obwohl er gegen Arme höchst mildthätig war. Ueberhaupt schlummerte unter der rauhen, eckigen Hülle ein gutes, mildes Herz, was viele sprechende Züge bewiesen. Wie er gegen Andere streng war, so war er's gegen sich selbst. Alles hatte im Hause seine strenggeregelte Ordnung, und der Glockenschlag der alten Standuhr hinter der Thüre war ein Tyrann im Hause, wie der Hausherr selbst einer sein konnte.

„So war das Hauswesen ungehemmt seit dreißig Jahren in seinem strengen Geleise fortgegangen, da starb die alte Lisbeth und fast gleichzeitig der Bruder Kirchenrathsdiener in Heidelberg. Diese beiden Ereignisse drohten eine totale Revolution für Müller's Haushalt. Wo sollte er eine so treue, geduldige Lisbeth wiederfinden? Und was sollte aus des verstorbenen Bruders blühendem achtzehn-

jährigem Töchterlein und dem faulen Maler werden? Zwar hatte das schöne Mädchen einiges Vermögen, und der Herr Bruder Kleckser, der sich einen Künstler nannte, konnte arbeiten, da er noch Kräfte hatte; allein — was war zu machen?

„Käthchen gelobte brieflich, nach des guten Onkels Willen Alles zu thun, was in ihren Kräften stünde, wenn er ihr nur ein Obdach gewähre.

„Damals sah man den Pfarrer oft mit rascheren Schritten, als sonst, in seinem Garten auf und nieder schreiten, die Hände lebhaft bewegen, und man hätte seine lauten Selbstgespräche verstehen können, wenn man hätte horchen wollen.

„Endlich schrieb er, und nach acht Tagen zog das Mädchen, das in Heidelberg den Studenten über die Maßen gut gefallen hatte, weil sie die Schönste der Stadt war, in's stille Pfarrhaus ein, und da sie nicht allein mit ihren Kisten und Kasten reisen konnte, kam der Onkel Künstler mit und — blieb da.

„Der gute Maler! Der alte Pfarrer sah ihn grämlich an und fragte: Was willst Du aber hier anfangen?

„Er zuckte die Achseln und hätte gern geantwortet: Gar nichts! aber das ging nicht. Ich denke, Deine Oekonomie wird ja wohl Arbeit geben, antwortete er.

„Meine Oekonomie? fragte ironisch der Pfarrer. Dann kannst Du bei Zeiten Dich auf Deine Lorbeern strecken, fügte er hinzu und ging in seine Studirstube.

„Das ist mir eben recht, dachte der Maler, und begab sich in den Garten, wo er schlenderando lustwandelte. Er blies seine Dampfwolken sine ira et studio in die Luft, denn der Pfarrer war reich und war sein Bruder. Das Weitere ergab sich ja ganz von selbst.

„Der Maler machte im Grunde dem Pfarrer weniger Leid als das schöne junge Mädchen. Unter die Originalitäten des alten Herrn gehörte ein wahrer Weiberhaß. Ob der ein Ergebniß trüber

Erfahrungen war oder eine fleischgewordene Grille, ist nicht wohl zu sagen. Hierzu kam noch die Sorge, wie er das Mädchen hüte vor — Liebeleien; denn so viel Welterfahrung hatte er, daß er einsah, das habe seine erklecklichen Flausen. Er nahm nun den Maler dazwischen, schärfte ihm das Gewissen und bestellte ihn zum Mitwächter über Käthchen. Die Hausordnung wurde noch schärfer gezogen, und mit der Dämmerung war jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Der mißtrauische Alte visitirte selbst, und als er nach vier Wochen keine Contravention entdeckt, hielt er die Ordnung für consolidirt.

„Der Maler wollte sich todt lachen, Käthchen sich die Augen ausweinen über den klösterlichen Zwang, der ihr nicht einmal zuließ, des Nachbars Tochter Abends zu sprechen, und die war doch ein gar liebes Mädchen, die sie dadurch kennen gelernt, daß ihre Gärten hinten am Bache an einander stießen. Neben dem Pfarrgarten wohnte nämlich der Renovator Lambrecht und seine Familie. Er, ein alter Mann, der das Geschäft seinem Sohne übertragen, die Mutter, die neunzehnjährige Tochter und der Sohn, ein blühender junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, das war die Familie, die mit Recht des besten Rufes genoß.

„Der Maler war bald mit dem alten Lambrecht gut Freund, und Lambrecht's Wein schmeckte ihm gar trefflich. Der junge Lambrecht fand an dem jovialen Maler auch Gefallen, doch, und das war unbestreitbar, mehr an dessen Nichte.

„Der Maler hatte bald weg, daß die Zwei sich lieb hatten, und fand gar nichts Bedenkliches dabei; im Gegentheile, da der junge Lambrecht so brav war, gefiel ihm die Geschichte gründlich wohl. Er ließ es also nur nicht gehen, sondern half, wo er konnte, die Gefahr des Entdecktwerdens von Seiten des Bruders abzuwenden.

„So machte sich das ganz vortrefflich, und das Pärchen schwamm in einem Meer von Entzücken, wenn es sich im Vaterhause sah und sprach, was sich häufiger machte, als man hätte vermuthen sollen.

Der Alte ahnte nichts, und Lambrecht's Eltern fanden keine Ursache, etwas einzuwenden. Käthchen war ihnen eine liebe Tochter, und dem jungen Lambrecht war's Ernst.

„Eines Tages trat er höflich in die Stube des Pfarrers.

„Setz' Er sich, Musje Lambrecht," sagte der alte Herr. „Was führt Ihn denn zu mir?"

„Eine wichtige Angelegenheit," sagte Lambrecht mit Stottern und Erröthen. „Ich — ich habe mein ehrlich Auskommen und möchte mich — daher — verheirathen."

„Hm, hm, hm!" hob der Pfarrer an, „das eilt ja sehr! Ich sollte denken, Er sei noch jung. Hat ja das canonische Ehestands-alter noch nicht; doch das geht mich nichts an. Wie heißt denn die Braut?"

„Ja," sagte der junge Mann, und der Boden unter seinen Füßen begann etwas zu wanken, „ja — da — wollte ich eben geziemendst bei Ihnen anhalten um — die Hand Ihrer — Jungfer Nichte!"

„Nun war's glücklich heraus, und die Brust athmete leichter. Das war aber gerade, wie wenn man Wasser in siedendes Oel gießt. Der Pfarrer fuhr wie vom Blitz getroffen auf und schrie:

„Was? was will Er? das Käthchen haben zur Frau? Also hinter meinem Rücken doch eine Liebelei! Ei, so soll Euch Gott bessern! Er unverschämter Bursche! Was fällt ihm ein? Meine Nichte soll nicht heirathen und in's Elend stürzen. Das ist mein Wille, und Er weiß, daß da keine Maus einen Faden von abbeißt. Nun marsch! unterstehʼ Er sich nie mehr, mit so einem Gedanken sich zu tragen. Marsch! sag' ich."

„Wie der Wind war der bleiche Lambrecht hinaus.

„Draußen stand der Maler und fragte: „Alles verloren?"

„Alles und für immer!" rief händeringend der Jüngling, und das arme Mädchen hört's und sank weinend auf den Herd in der Küche, wo sie bebend des Ausgangs geharrt.

„Bald aber polterte es oben. Das Hochgewitter zog heran.

Der Alte kam und suchte Käthchen. Da gab's eine Fluth von Vorwürfen, Drohungen und dergleichen. Der langen Rede kurzer Sinn war aber kein anderer, als der, sie dürfe nicht heirathen. Nun und nimmer nicht! Der Umgang mit Lambrecht wurde strengstens untersagt und so dem Leben des armen Mädchens der einzige Reiz genommen.

„Sie können sich denken," sagte der Oberamtmann, „wie da das Leid hereinbrach, wie Thränenströme flossen, wie die Liebe gegen den barocken Oheim nicht wuchs.

„Der Maler rannte wie ein Rasender im Garten herum, fluchte und brummte, und als sich endlich sein Grimm gelegt, sagte er zu sich: Wart', alter Knasterbart, ich spiele Dir einen Streich, wie Dir noch keiner ist gespielt worden!

„Für's Erste tröstete er nur das Mädchen, und als um zehn Uhr der Alte in den Federn lag, war am Gartenzaun große Berathung, in der der Maler das Hauptwort führte. Anfänglich gab's eine Menge Einwendungen, aber des Malers siegende Beredsamkeit überwand sie alle.

„Käthchen ging nun nicht mehr vor die Thüre. Der Alte hatte hinter jedem Jalousieladen des Oberhauses sein Observatorium. Er bemerkte, daß der junge Lambrecht jeden Tag am Hause vorbeiging und es nicht einmal von der Seite ansah. Sein Herz lachte in der Brust. Bei dem hat's durchgeschlagen, sagte er zu sich. Aber wohin mag er nur so regelmäßig gehen?

„Der Kirchendiener war des Pfarrers getreuer Polizeispion. Den fragte er. „Er geht in Müller's, und ich glaube, das Käthchen wird bald seine Braut sein," sagte der getreue Stoffel. „Auch gut," sagte der Pfarrer und wurde ruhig.

„Wie es so mit den im lieben Deutschland bräuchlichen Handwerksnamen zu gehen pflegt, so war's auch im Dorfe. Der Müller waren drei, außer dem Pfarrer, da, und die Drei waren Brüder und reiche Bauern. Der Eine der Gebrüder Müller hatte

eine Tochter, die auch Käthchen hieß. Daß sie buckelig und einäugig war, bekümmerte den Pfarrer nicht; ja es war sogar in seinen Augen ein Vorzug, weil es ein Schutz war gegen mögliche Versuchung zur Liebelei, die er, wie den Erbfeind alles Guten, haßte. Daß das arme Mädchen kränklich war, wußte er gar nicht.

„Alles ging nun im Hause seinen stillen geregelten Gang und der Alte ließ alles Spioniren. Daß aber der junge Lambrecht jeden Abend über den Zaun stieg und an Käthchens Fenster stand bis elf — zwölf Uhr, das ahnte er nicht, machte ihm also auch keinen Kummer. Der Maler aber machte oft ein triumphirend Gesicht.

„Es mochte gegen den Herbst gehen, als wieder der junge Lambrecht nach höflichem Anklopfen in des Pfarrers Studirstube trat. Wie befangen er dabei war, sah der Alte wohl, aber er schrieb's auf des früheren Auftritts unangenehmes Conto und dachte: Du mußt um desto freundlicher sein!

„Wie geht's, Musje Lambrecht?" war seine freundliche Anrede. „Setz' Er sich! Was bringt Er mir Gutes?"

„Obgleich Sie mir so sehr abriethen," hob Lambrecht mit wankender Stimme an, „so — so — komm' ich doch wieder, — um — Sie zu bitten, mich zu proclamiren! Ich muß heirathen, die Eltern wünschen es."

„O das ist etwas Anderes," sagte der Pfarrer. „Da muß Er als guter Sohn gehorchen. Nun, hat ja Brod und ein schönes Auskommen. Wie heißt denn die Braut? Doch — ich will gleich den Ausrufezettel schreiben, um ihn in die Agenda zu legen. Wie heißt Er?"

„Friedrich Lambrecht."

„Wie alt?"

„Zwei und zwanzig Jahre."

„Geschäft?"

„Landrenovator."

„So," sagte der Pfarrer. „Die Braut heißt?"

„Katharina Müller."

„Wie alt?"

„Achtzehn Jahre."

„Der Vater heißt?"

„Andreas Müller."

„Gut; ich wünsche Gottes Segen!"

„Lambrecht dankte und schob sich so schnell als möglich zur Thüre hinaus.

„Wie ging's," fragte der Maler mit einem pfiffigen Schalksgesichte.

„Sehr gut!" sagte der junge Mann; „aber wie wird's enden?"

„Courage, Freund!" flüsterte ihm der Maler zu. „Gebt nur Euer Spiel nicht verloren, so lange Ihr den letzten Trumpf habt."

„Des Pfarrers Haus und seine Vorgänge blieben dem Dorf ein Geheimniß. Es ging auch Niemand hinein, wenn er nicht mußte, denn da gab's Rüffel über Rüffel, es sei denn, daß man ein besonderes Geschäft hatte, und selbst dann hatte oft der Alte etwas aufgespart, das nun wohl zubereitet dem Gaumen Dessen zugeführt wurde, für den es bereits längst in der geistlichen Küche bereitet war. Die Dinge sollen aber allezeit einen bitteren Geschmack gehabt haben. So dunkel also das Innere des Pfarrhauses für die Dorfbewohner war, so blieb dennoch die Liebschaft des jungen Lambrecht und Käthchen kein Geheimniß. Das, was zwischen Lambrecht und dem Alten vorgegangen, wußte Niemand, denn eine Magd war nicht im Hause, und Lambrecht's hielten reinen Mund schon darum, weil es ihre Ehre heischte, nicht als die von dem Pfarrer Verworfenen zu erscheinen.

„Als nun der alte Herr am Sonntage das Paar ausrief, verwunderte sich Niemand, wohl aber freuten sich Viele, denn dem Lambrecht gönnten sie das schöne, sittige Mädchen, weil sie ihn achteten. Niemand dachte aber an Andres Müller's buckeliges und

kränkliches Käthchen, wie der Pfarrer. Er hielt die Sache für ausgemacht, bedachte aber nicht, daß sein Bruder, der selige Kirchenrathsdiener, auch Andres geheißen, und der andere Bruder, der Maler nämlich, ein ausgeheckter Spitzbube war.

„Die Proclamationen waren vorüber, und Dienstags war die Trauung.

„Ehe ich jedoch weiter erzähle," unterbrach sich der Oberamtmann, „muß ich Ihnen noch eine Eigenthümlichkeit sagen, die den Pfarrer Müller vor Hunderten auszeichnete. Wenn er predigte, sah er keinen Menschen an, ebenso, wenn er aus der Agenda las. Erst wenn er das Amen salbungsvoll gesprochen, schlug er das Auge auf. Anfänglich berührte das die Gemeinde unangenehm; allein der Vortrag war sonst einschmeichelnd angenehm, die Predigten vortrefflich; so gewöhnte man sich denn leicht an eine üble Angewohnheit des verehrten Mannes, bei dem man eben über viele Sonderbarkeiten wegzusehen sich gewöhnen mußte. So hatte sich die Gemeinde in ihn hineingelebt.

„Montags kam Lambrecht und bat um die Trauung. Er war sehr ergriffen, ja man könnte sagen: erschüttert, der junge Mann, und der Pfarrer wußte sich das gar nicht zu denken. Er ging um die bestimmte Stunde in die Sakristei und harrte des Paares. Endlich stand es am Altar, und der Kirchendiener öffnete die Sakristei.

„Müller trat langsam heraus; den Blick zur Erde gesenkt, sah er die weißgekleidete Gestalt. Er trat an den Altar und begann das Trauungsformular zu lesen. Das Brautpaar sprach sein Ja, und er schloß und segnete den Bund. Als er das Amen sprach, blickte er das Brautpaar an, und ein lähmendes Entsetzen ergriff ihn — vor ihm stand ja seine Nichte, sein Käthchen Müller, und sie war vor Gott und Menschen nun die Frau Lambrecht.

„Das Mädchen sank ihm weinend zu Füßen, aber er sah sie

nicht an, sondern rannte bleich und entstellt von Zorn zur Kirche hinaus — heim.

Der Kirchendiener Stoffel schüttelte den Kopf. Als ihm aber Lambrecht ein ungewöhnliches Etiam in die Hand drückte und nachdrücklich sagte: „Stoffel, haltet's Maul!" — da war Alles gut. Und er führte sein junges Weib heim, das an seiner Seite hinwankte und zu Hause ohnmächtig hinsank.

„Derweile donnerte und blitzte es im Pfarrhause, und der Maler hatte des Zornes Fluth zu tragen; das that er in der Stille.

„Endlich sagte er: „Bruder, Du wolltest, daß ein junges, blühendes Leben verkümmere, seiner Bestimmung entzogen werde; war das vor Gott zu verantworten? Bei Deinem Starrsinne war an keine Vermittelung zu denken. Da hab ich's so gemacht, wie Du es hättest machen sollen. Zu ändern ist nichts mehr. Willst Du nun, daß das ganze Dorf Dich auslache, daß Dein Ansehen heillos untergraben werde, so fahre fort, wie Du eben angefangen. Willst Du vernünftig handeln, so mache zum bösen Spiel gute Miene. Vergib, wie es einem Christen zukommt, und segne den Bund von Herzen als Onkel, wie Du ihn als Pfarrer gesegnet hast. Bedenke das!"

„Er ging hinaus und setzte sich in die Stube still hin. Der Alte rannte wie ein Rasender im Zimmer auf und nieder, aber immer langsamer, endlich ging die Thüre auf, und er trat heraus.

„Du hast mir da einen Schalksstreich gespielt nach Deiner Art," sagte er milder, als es der Maler erwartete; „allein es ist geschehen, und damit, was Du vorhin sagtest, hat's freilich seine Richtigkeit. Laß uns zu Lambrecht's gehen."

„Victoria!" rief der Maler, faßte seinen Bruder am Arm und zog ihn fort.

„Käthchen war wieder zu sich gekommen. Sie mußten zwar noch eine Predigt anhören, die ihnen den Kopf wusch, aber es war Alles gut, und hätte der Maler sein Maul halten können, so hätte nie ein Mensch den wahren Hergang erfahren. —

„Dies war das einzige Mal, daß der Pfarrer seinen Kopf brach. Die Leute meinten, nun stirbt er gewiß, aber er lebte noch viele Jahre, und das Familienglück Käthchens soll einen mildernden und nach innen beglückenden Einfluß auf ihn gehabt haben.

„Seinem Bruder rüppelte er oft noch den Streich; allein wenn der Käthchens blühenden Erstgeborenen ihm hinhielt und sagte: „Siehst Du, Alter, mir war's nur um Arbeit zu thun; seit ich Kindermagd geworden bin, hab' ich etwas zu thun!" — dann mußte er dennoch lachen und ging in seine Studirstube.

„Sehen Sie," sagte der Oberamtmann, „das war noch ein seltenes Junggesellenoriginal, wie's heute keins mehr gibt. Das Geschlecht dieser Zeit ist zu miserabel, als daß es abnorme Charaktere ausprägen könnte, und das Leben zu zerfahren zur Originalität."

* * *

An des Oberamtmanns Schlußwort hab' ich oft gedacht. Fast glaub' ich — er hat Recht!

# Das Mühlchen in der Morgenbach.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1716.

## 1.

Lieb' Mütterlein, lieb' Mütterlein,
Die Lieb' ist wie ein Vögelein,
Das frei sich schwinget auf den Ast,
Wo's halten will zum Liede Rast;
Das selber nach dem Aestlein schaut,
Wohin es sich das Nestlein baut,
Und — läßt sich zwingen nimmer!
Volkslied.

Lichtmeß war schon vorüber, und obwohl das Sprüchwort sagt: Lichtmeß, Spinnen vergeß! bei Tag zu Nacht eß! so weiß ich doch ein kleines Stüblein, so still und traulich, da saßen zwei und spannen wacker, und von Mitternacht war's doch nicht weit mehr. Der Faden des Gespräches war eher ausgegangen, als der Faden, den die Hand aus dem Rocken zog, oder sie hatten ihn abbrechen lassen, weil die Gedanken eines Jeden einen anderen Weg nahmen und es nicht mehr so selbander fortwollte. Wie konnt's auch anders sein? Achtzehn Jahre und drei und sechszig Jahre — das ist ein Unterschied! Da sind die Gedanken nicht dieselben, nicht die Richtung, nicht die Ziele!

Und so war der Unterschied bei den Spinnerinnen im Stübchen, Mutter und Kind, Mariechen und der Müllerin auf der Morgen-

bach. Mariechens Gedanken waren droben in Nothgottes, wo das wunderthätige Bild steht, das einst der Ritter Brömser von Rüdesheim herausgrub, und das Klösterlein baute und das Kirchlein dazu. Ei, wie fromm das blondhaarige, blauäugige, rosig blühende Mariechen war! sagt vielleicht manche freundliche Leserin. Obwohl die lieblichen Mädchen Anno 1716 viel frommer waren, als Anno 1849, und obwohl das Mariechen ein recht frommes Seelchen war, so thut's mir doch leid, sagen zu müssen, daß sich diesmal die freundliche Leserin geirrt hat. Ich weiß genau, was das liebe Kind dachte, und das, woran sich jetzt ihre Gedanken hefteten, war weder das wunderthätige Bild, noch die Kirche — sondern — doch ich will's kurz mittheilen. Anno 1715 war die Müllerin, eine recht fromme, arme Wittib, weil sie es so zur Buße gelobt, auf Erbsen nach Nothgottes gegangen, und Mariechen neben ihr auf ihren Strümpfen. Das war ein Zusammenfluß von Menschen! Fünftausend ist zu wenig! In der Kirche war an's Knieen nicht mehr zu denken, und als all' die Leute: mea culpa, mea maxima culpa riefen und an ihre Brust schlagen sollten, als der Pastor von Eibingen die heilige Monstranz in die Höhe hob, da war kaum so viel Raum, daß sie sich an die eigene Brust schlagen konnten. Es war hoher Sommer, backofenheiß und so gepreßt zu stehen, das war eine fatale Geschichte. Da wurd's dem Mariechen auf einmal blitzblau vor den Augen, und ehe einer ein halbes Ave gebetet, sank's zusammen.

„Jesus, Maria, mein Kind!" schrie die alte Mutter, die sah, wie die rothen Röselein auf Mariechens Wangen auf einmal zu schneeweißen umgewandelt wurden.

Wie der Blitz faßten ein Paar kräftige Arme das liebliche Mädchen. Die Leute machten Platz, und bald war das Mädchen draußen in des lieben Herrgotts frischer Luft. Die Mutter hatte auch nachgewollt, aber die Gasse, die man der Ohnmächtigen machte, schloß sich für die Gesunde, und die Arme des Mütterleins ver-

ochten die Menschenmauern nicht zu durchbrechen, die sie umgaben. ls Mariechen die Augen aufschlug, sah sie in zwei große, schöne ugen und in ein gar schönes Jünglingsgesicht, und bald merkte e, daß sie von den Armen recht innig umschlungen war und an dem erzen lag, die alle drei zu den zwei schönen Augen gehörten. ie wollte sich loswinden, aber sie war noch zu matt. Eine luth, zum Brennen heiß, stieg wieder auf die bleichen Wangen, nd sie sagte: „Laßt mich los, mir ist wieder gut!“ „Gottlob,“ gte aufrichtig der junge Mensch; aber mit dem Loslassen schien's m kein Ernst. Fester drückte er das schöne Mädchen an sich, nd nachdem blitzschnell seine Augen umhergeschweift waren und e sich die Gewißheit verschafft, daß Niemand nach dem alten ußbaume sehe, wo er mit der schönen Bürde auf einer Bank saß, rückte er einen heißen Kuß auf des Mädchens Lippen. Mariechen ätte recht bös werden sollen — aber sie kam gar nicht dazu und onnte die Kehr nicht finden. Sie stellte sich so bös, als sie konnte, nd war im Nu auf den Beinen.

„Das war recht abscheulich!“ grollte sie mit flammendem esicht. Er aber sah sie an und sagte: „Grolle mir nicht, Du oldselig Kind, ich habe nicht anders gekonnt! War's unrecht, so itte ich, vergib! Dich vergeß ich nun und nimmermehr!“

Sie hatte sich abgewendet und ordnete ihr Haar und ihr ebelkäppchen, das verschoben worden war.

„Ach, sei mir doch nicht bös, Kind!“ bat der Jüngling wieder o weich. „Ich habe Dich ja aus der Kirche getragen, als Dir's eh wurde. Denk', es sei mein Tragelohn!“

Sie wollte ihm keine Antwort geben, aber wollte ihn doch och einmal ansehen. Daher wandte sie sich und fragte: „Wo ist eine Mutter?“

Und nun sah sie, daß es ein vornehm gekleideter junger Mensch ar, so etwa ein Student von der Mainzer hohen Schule oder ergleichen, und bildhübsch dazu. Sie erröthete wieder und flog

dann wie das gescheuchte Reh zur Kirche. Die Mutter fand si
Der Priester hatte sie absolvirt. Nun konnte sie gehen und schri
denn auch, sorglich forschend, wie dem lieben Kinde sei, an Mariechen
Hand aus der Kirche. Sie sagte kurz, es sei Alles vorüber, un
ließ dann ihre Augen nach der Bank schweifen — aber Alles wo
leer und nichts von dem Jüngling zu sehen, wohl aber zu fühlen
denn der Kuß brannte noch auf ihren Lippen.

Seitdem mußte sie immer an den hübschen Jüngling denken
und es war ganz kurios, daß sie sein Bild überall vor Auge
stehen hatte, im Wachen und im Traume. Goß sie das Tuch au
ihrer Bleiche, so stand er vor ihr; schöpfte sie das Wasser in
klaren Morgenbach, so sah sein Gesicht heraus und lächelte w
damals — kurz überall sah sie ihn, und wenn sie sich auch no
so viel Mühe gab, es half absolut nichts.

So war denn auch jetzt wieder die ganze Geschichte, wie s
zu Nothgottes erlebt, aus dem Rocken herausgesponnen worde
und ein Seufzer setzte das Punktum an's Ende oder das Ausrufungs
zeichen, das ja auch gebraucht wird, wenn man einen Wunsch
ausdrückt!

Die drei und sechszigjährigen Gedanken der Mutter waren nic
zu Nothgottes, sondern in der Mühle; nicht bei dem hübsche
jungen Herrn, den sie auch gar nicht beobachtet, wie
während der Messe ihr schönes Kind betrachtet hatte, als wolle
das Bild in seine Seele prägen, daß es nicht wieder verwischt werd
sondern sie waren bei dem Jakob, den sie gern zum Schwiege
sohne gehabt hätte.

Damit stand's so: Der Müller auf der Morgenbach war scho
seit fünfzehn Jahren todt. Obwohl die Wittib mit acht und vierz
Jahren noch eine hübsche Frau war, die zu heirathen kein Mah
burfche Bedenken getragen, so mochte sie doch ihrem Marieche
keinen Stiefvater und keine Stiefgeschwister mehr geben. Sie selb
hatte solche gehabt und wußte ein Liedlein davon zu singen, da

ar eine bitterliche Weise hatte. Das Erbe war für Mariechen ein genug, daß sich Gott erbarme!

Nun war seit den fünfzehn Jahren das Mühlchen nicht jünger geworden, und der Giebel nach dem Rheine neigte sich bedenklich, etwa, wie die Müllerin nach vorne, und es kam ihr manchmal in den Sinn, als bedeute ihre und des Giebels Neigung die Richtung nach der Erde, wobei die ihre sechs Schuh tiefer ging, als die des Giebels, der ja, wenn er brach, oben liegen blieb, während sie hinabgesenkt würde in das enge Kämmerlein. Die Mühle bedurfte eines Baues, der Bau eines Bauers, und sie, zwar nicht für sich, wohl aber für Mariechen einer Stütze, zumal wenn etwa der Stündlein kommen sollte.

Nun hatte sie mit Mahlburschen gehaust. Das war auch nicht sonderlich erfreulich. Der Eine hatte für sich gemaltert, der Andere war faul gewesen, der dritte ein Trinker — kurz in den fünfzehn Jahren hatte sie nur Einen, der ganz das war, was er sein sollte, und das war der Jakob Wolfsheimer, der nun schon drei Jahre bei ihr war. So treu wie der war Keiner gewesen; daß es ihm darum zu thun war, in der Mühle zu bleiben, konnte man sich an den fünf Fingern abzählen. Er gab der Alten zuckersüße Wörtchen, wenn sie auch noch so mißliebig war, und dem schönen Mariechen ging er durch Wasser und Feuer. Jung war er zwar nicht mehr, und die acht und zwanzig und etliche Heumonate mochte er auf den grämmigen Schultern haben; aber was that das? Ihr Seliger war auch zwölf Jahre älter als sie gewesen, und in ihrer Ehe war das Sprüchlein wahr geworden: Bei den Alten ist die Frau gut gehalten! Der Jakob Wolfsheimer war dabei ein schöner Mann, wenn auch sein Gesicht finster und sein Auge etwas Unstätes, Scheues, Verstocktes und Tückisches hatte. Er war brav, ein tüchtiger Müller und so weiter.

Bei dieser Angelegenheit war sie mit ihren Gedanken, denn der Jakob hatte das Mädchen lieb und hatte heute so Etwas fallen

lassen vom Fortgehen, wenn er nicht Hoffnung habe, für immer in der Mühle zu bleiben. — Es war gar seltsam — aber mit einem Male brach der Mutter und der Tochter der Faden. Sie bückten sich Beide zur Spuhle, ihn zu suchen. Als er wieder angesponnen war, sagte die Mutter:

„Marie, weißt Du auch was Neues?"

„Was denn?" fragte das Mädchen.

„Der Jakob will fort!"

„Glück auf die Reise! Laßt ihn laufen, Mutter!"

„Du, dummes Ding, hast gut reden," kollerte die Mutter „Was fangen wir dann an?"

„Wir nehmen einen Anderen!"

„Hättest Du erlebt, was ich schon in meinem Wittwenstand erlebt habe, Du würdest anders reden! So Einen wie den Jakob kriegen wir nicht wieder. Was hast Du nur gegen ihn?"

„Gar nichts," sagte Marie, ich kann ihn nur nicht leiden!"

„Was hat er Dir denn gethan, Du tolles, aberwitziges Ding? Thut er Dir nicht Alles zu Gefallen? Hat Dir noch letzten Mittwoch den schönen Rosmarin von Bingen mitgebracht!"

„Er hätt' ihn für sich behalten können!"

„Schäm' Dich, Mariechen," rief die Mutter. „Nach meiner Zufriedenheit fragst Du nicht. Ich werde alle Tage baufälliger, und so geht's grade der Mühle. Was soll aus Dir werden, wenn ich nun sterbe? Wer schützt Dich in diesen argen Zeitläuften? Wer baut die Mühle? Der Jakob hat Geld, wir keins! Und ist er nicht ein sittsamer, fleißiger und verständiger Mensch? Versteht er nicht bei seinem Mahlen auch noch die Kunst als Mühlarzt? was hätt' ich ausgeben müssen, seit er in der Mühle ist, wenn ich Alles, was er mit seiner kunstreichen Hand posselt, hätte bezahlen sollen? Du liebe Zeit, ich hätte können eine Hypothek auf's Mühlchen machen, und so ist's doch schuldenfrei. Sag' mir einen Burschen zu Trechlingshausen, Aßmannshausen oder Heimbach, der so zurück-

gezogen und sparsam lebt wie er? Frage den Schultheißen, ob einer so wenig in sein Haus kommt wie er, zu trinken oder zu knöcheln? Alles spart er sich. Und wer ist so fromm wie er? Er versäumt keine Frühmeß und kein Hochamt. Ueber seiner Kiste hängt ein Weihwasserkesselchen und ein Palmbusch. Er betet Morgens und Abends den Rosenkranz. Und gelt, was hat er Dir einen schönen Rosenkranz mitgebracht, als er an der Mosel war oder in Coblenz? Siehst Du, Mariechen, ich könnt' mir kein größer Glück wünschen, als wenn Du ihn heiratetest. Wie lieb hat er Dich! Er hat auch so auf den Busch bei mir geklopft, und ich muß einmal im Ernste mit Dir reden. Jetzt sind wir so schön allein, und er schläft schon."

„Mutter," rief das Mädchen, „sage, ich soll in die Klause gehen, in den Rhein springen, ich thu's lieber, als das!"

„Ei Du gottvergessenes Ding!" schalt die Mutter. „Gelt, er ist Dir zu alt? Nun, laß Dich jung hängen, so wirst Du nicht alt! Dein Vater war auch zwölf Jahre älter wie ich, und als er starb, war er doch noch ein junger Bursche gegen mich. Wie alt ist er denn? Wenn noch ein paar Jährchen um sind, bist Du eine alte Jungfer."

„Nein, Mutter," sprach Mariechen darauf ruhig und fest; „gebt den Gedanken auf. Ich kann einmal den tückischen, verstockten Menschen nicht leiden. Wer Niemanden ehrlich ansehen kann, taugt nichts. Er ist ein Geizhals, ein Pfennigfuchser. Für seine Frömmigkeit geb' ich keine Hand voll Kleie. Das gute Gewissen fehlt ihm. Gegen uns stellt er sich wie ein Lamm und ist doch inwendig ein reißender Wolf. Ich hab' ihn einmal bös gesehen, da war er ein wahrer Teufel, und hätt' ich nicht abgewehrt, er hätte den Mann, der ihn beschuldigt hatte, er habe gegen Recht gemaltert, mit dem Beile todtgeschlagen. Ihr meint, er wär' so fromm? Wo geht er denn Nachts, wenn Alles schläft, hin? Meint Ihr, ich schliefe immer wie ein Sack? Geht jetzt an sein Bett? Wenn er im Hause ist, sollt Ihr mich nicht mehr als Euer Kind ansehen. Nein, Mutter,

lieber sterben will ich, als seine Frau werden! Und zwingt Ihr mich, so sag' ich am Altare noch nein oder springe gar in den Rhein, wenn ich nicht in's Kloster gehe!"

Da schlug's auf der Stubenuhr Zwölf, und die Mutter sagte: „Wir wollen schlafen gehen!" Zuvor nahm sie das Licht, ging in Jakobs Kammer — und — das Bett war leer. Sie ging in die Mühle — er war nicht da. Gedankenvoll kam sie wieder und legte sich still zu ihrem Kinde; aber sie schlief nicht und hörte, wie nach ein Uhr der Jakob leise die Treppe hinauf nach seiner Kammer schlich.

Mariechen hatte zwar keinen bestimmten Argwohn ausgesprochen, aber es heißt in dem Liede:

Ein Fünklein, das da fährt in's Stroh,
Kann leicht zur Flamme lohen;
Wo der Verdacht in's Herz sich schleicht,
Da wächst er schnell, da wächst er leicht;
Der Glaube wankt, Vertrauen weicht,
Und Ruh' ist dann entflohen!

So stand's bei der Müllerin. Das Fünklein war in's Stroh gefahren! Was mag nur das Kind mit dem „reißenden Wolfe" gemeint haben? fragte sie sich, als sie Nachts wach im Bett lag. Zu fragen wagte sie nicht, weil sie die Sache lieber im Dunkel lassen, als zu einer Gewißheit kommen wollte, die vielleicht alle ihre Hoffnung zu nichte machen konnte. Wie sie aber so sann und grübelte, kam ihr eine recht ungelegene Erinnerung. Vor einem halben Jahre war's, da ging sie einmal Morgens nach Jakobs Kammer, der eben eiligst in die Mühle gerufen worden war, weil ein Zahn am Kammrade gebrochen war, der schnell gemacht werden mußte. Sie trat hinein, weil sie sein Bett machen wollte. Sorgfältig hatte immer Jakob seine große eichene Kiste verschlossen gehalten. Jetzt stand der Deckel auf. Er mußte in der Eile vergessen haben, ihn zu verschließen. Das alte Sprüchlein:

Die Eva ist noch nicht todt —

bestätigte sich auch bei ihr. Eine unbezwingliche Neugierde ergriff die Alte, und leise trat sie zur Kiste. Da lagen allerlei Kleider, die sie nie an dem Jakob gesehen; feine Kleider, wie sie die Herrenleute tragen, und in der Ecke unten stand ein kleiner Sack voll Geld, so viel, wie sie niemals gesehen. Sie schlug die Hände vor Verwunderung zusammen. Ja, als sie das Deckelchen der kleinen Nebenlade hob, da lagen darin drei Uhren, zwei silberne und eine von purem Golde, und etliche goldene Ringe. Gar gern hätte sie noch mehr gesehen, aber das Herz pochte ihr, wenn sie dachte, der Jakob könne kommen. Sie deckte die Nebenlade wieder zu und machte sich aus dem Staube. Kaum war sie auf dem Speicherchen, da sprang er auch eilig die Treppe hinauf, schloß seine Kiste und lief schnell wieder hinunter.

Da saß sie nun und simulirte,*) aber sie simulirte Nichts heraus. Sollte der Jakob vornehmer Leute Kind sein? dachte sie. Er sagt doch auch sein Lebtage nichts über seine Herkunft! In Schwaben will er daheim sein, aber die Schwaben reden eine ganz andere Sprache als er. Sie konnte zu Nichts kommen.

Abends wollte sie ihn einmal auslunken, aber der Bursche war glatt wie ein Aal. Er wich aus und sagte endlich: Jungefrau,**) ich bin verteufelt schläfrig. Und ging in seine Kammer. Damit war's am Ende. Das fiel ihr jetzt ein. Sollte Marie drum wissen, wie's in der Kiste aussah? Sie schüttelte den Kopf. So junges Gelichter hat das Herz auf der Zunge, dachte sie. Hätt' sie was gewußt, so hätt' sie gepappelt. Auf einmal schüttelte sie sich, weil ein Schauder durch ihre Gebeine rieselte. Den Gedanken aber, der ihn hervorgebracht, unterdrückte sie mit aller Macht.

*) Rheinisch, für Nachdenken.

**) Anrede des dienenden Personals an die Dienstfrau in der Rheingegend.

## 2.

Drunten in dem tiefen Thale
Steht ein Mühlchen arm und klein,
Wo der Bach sich brausend stürzet
Ueber moosiges Gestein;
Wo im tiefen Erlendunkel
Die Forelle horchend steht;
Wo der Abendwind so flüsternd
Durch die schlanken Wipfel geht.

Nicht weit von dem stolzen Felsen, auf welchem die neue Burg Rheinstein thront, die sonst den Namen Vautsberg trug, mündet gegen den Rhein hin ein schmales, aber tiefes Thal, das, in seinem Hintergrund allmälig ansteigend, sich oben in demjenigen Theile des Soonwaldes verliert, der „Binger Wald" genannt wird, weil er seit alten Zeiten ein Eigenthum der Stadt Bingen ist. In diesem hohen Forste liegen die Quellen, welche einen Bach bilden, der das Thal durchrinnt und unter einem Bogen hindurch, über den die Heerstraße weggeht, sich in den Rhein ergießt. Wenn der im Walde sich lange erhaltende Schnee abgeht, oder starke Regen und Gewittergüsse fallen, dann wird er wild und unbändig, stürzt sich über das Mühlwehr wie ein Strom und fällt unter weithin hörbarem Rauschen in den Rhein; aber in den heißen Sommertagen schleicht er so leise murmelnd dahin, daß man denken sollte, Friede sei sein Wiegenlied und sein Schwanengesang für immer.

Der Bach heißt „der Morgenbach", und das Thal trägt denselben Namen. Die Maler von Düsseldorf kennen's wohl, und es vergeht kaum ein Sommer, daß nicht etliche hier Studien machen, und sie wissen schon warum. Wildere, groteskere Felspartieen sind weit und breit nicht. Schöner als hier windet sich nirgends der Epheu darum und krönt ihre Zacken das hellgelbe Engelsüß. Saftiger und sammtiger gibt's keine Rasen, als an dem plätschernden Morgenbach. Jede Windung des engen Thales bietet ein neues

eigenthümliches, immer aber wundersam malerisches Bild, und das frische Grün junger Buchen mit dem dunkleren der Eichen und dem fast schwarzen der Erlen, zwischen dem hier und dort die Silberpappel und die Espe herausblickt, bildet eine so liebliche Abwechselung, daß das Auge nicht müde wird, sich dran zu laben, und der Pinsel — zu malen.

Gerade am Eingange dieses stillen, friedlichen Thales liegt die Mühle, die freilich nicht mehr die von 1716 ist, wie denn auch die Müllersfamilien seit dem Zeitraume von mehr denn hundert und dreißig Jahren vielfach gewechselt haben.

Damals war das Mühlchen, ehemals die Bannmühle von Bautsberg, höchst unscheinbar. Ein Strohdach, fast bis zur Erde reichend, deckte die Wände von Fachwerk. Neben dem Mühlwerke, das ein kleines Wasserrad trieb, war im unteren Geschosse nur ein Stübchen und eine kleine Küche. Im zweiten Geschosse zwei Kammern und drüber das Speicherchen. Zwei Esel reichten hin, die Kunden zu versorgen. Aus zwei kleinen Fenstern sah man in's Thal, denn die breite Heerstraße, die jetzt vorüberführt, war nicht gebaut, und der schmale Weg, Leinpfad für Schiffer und Halfen, war zugleich die Landstraße und lief unmittelbar am Ufer des Rheines tief unter dem Mühlchen hin.

Damals war die Gegend eine sehr verrufene, besonders bei der nahen Clemenskirche. Selten zog Abends ein Reisender die Straße. Nur Noth und Muth mochten dazu antreiben, das Wagniß zu bestehen; denn gar Mancher kam nicht weiter, und sein Stöhnen verhallte erst, wenn die Wellen des Rheines ihn in seinen Fluthen begruben. Drüben in Aßmannshausen vernahm man oft den Kampf auf Leben und Tod, den hier der frechen Raubmörder Schaar mit dem Reisenden kämpfte. Das Land gehörte dem Erzbisthum Mainz, und die Polizei mochte schlecht genug geübt worden sein, sonst hätten solche Greuel nicht vorkommen können. Nicht leicht mochte aber auch eine Stelle zu solchen Angriffen gelegener sein. Aus den leeren

Fenstern und Lücken Vautsbergs und Sonecks sah nur die Eule herab auf die Scenen, die das Menschenherz erbeben machen. Die Clemenskirche war seit dem dreißigjährigen Kriege eine den Wetterstürmen preisgegebene Ruine. Weit drunten lag Trechlingshausen hinter dem Bergvorsprung, und bis Bingen hin stand außer dem auch sehr entfernten Mühlchen am Morgenbache keine menschliche Wohnung mehr. Nannte man die Clemenskirche, so durchrieselte den Wanderer ein Schrecken; denn selbst am Tage wurde er nicht selten angehalten, obwohl es zu schwereren Angriffen nicht kam, da man von Aßmannshausen aus herübersehen konnte. Nur unter dem Schleier der Nacht geht die Verworfenheit ihre blutigen Wege.

Ob die Müllerin an so etwas dachte, als ihr der Schauder über den Rücken herauflief? Wer könnte es sagen, da sie den Gedanken nicht aussprach? Ob Mariechen so Schlimmes von Jakob glaubte? Kaum; sonst würde sie nicht mit ihm unter einem Dache geblieben sein.

In der Müllerin Seele war aber ein Stachel gedrungen. Am nächsten Sonntage sagte sie zu Mariechen: „Koche dem Jakob sein Essen und stell' es ihm in die Ofenkachel, daß es warm bleibt. Wir Zwei wollen heute bei der Base essen, die uns alle Sonntage quält, daß wir bei ihr bleiben sollen. Du kannst dann mit dem Jakobinchen den Mittag verplaudern, und ich besuche meine Gevatterin. Kannst auch für Jede zwei Pfund gerollte Gerste als Geschenk mitnehmen, wir haben ja noch vorräthig, und morgen rollt der Jakob wieder, da kriegen wir den Molter."

Niemand führte lieber einen Befehl aus, als Mariechen diesen. Sie hatte in Trechlingshausen ihre Freundinnen, ihre Gespielinnen. Sie war ja dort in die Schule und später zu dem Pastor beten gegangen, und in der Woche wurde ihr selten die Freude zu Theil, mit den Gespielinnen verkehren zu können. Sie waren ja zu weit weg und hatten Arbeit wie sie. Kaum hatte es in dem gegenüberliegenden Aßmannshausen zum zweiten Mal geläutet, so stand

Jakobs Essen in der Kachel, und sie schritt mit ihrer Mutter dem Rheine zu, die Landstraße zu gewinnen.

Die Alte zitterte heftig, als sie an der Clemenskirche vorüberging, und Mariechen wurde nur von ihren süßen Träumereien abgehalten, es zu bemerken. Die Mutter schwieg weislich, schritt aber rascher von dannen, als sie sonst pflegte, nahm sich auch vor, frühe zurückzugehen.

Heute waren wieder Mariechens Gedanken zu Nothgottes, neben dem dickbelaubten Nußbaum und was damit zusammenhing. Sie ging, wie es der Tochter ziemt, vor den Augen der Mutter her, und diese suchte die Gedanken, welche sie quälten, durch den Anblick der schlanken Mädchengestalt, die vor ihr so leicht dahin schritt, zu entfernen.

Nach der Kirche saßen sie fröhlich bei der Base, und die Mädchen plauderten heimlich am Ofen von Dingen, die nicht für jedes Ohr geeignet sein mochten, denn sie flüsterten gar leise und vertraulich. Mariechen war besonders redselig.

Man mochte es aber der Müllerin ansehen, sie habe etwas auf dem Herzen; denn sie sprach heute weniger als sonst und um vieles zerstreuter. Kaum hatte sie gegessen, so gab sie vor, sie habe ein wichtiges Geschäft für ihre Mühle wegen der Schatzung bei dem Schultheißen abzuthun, und eilte dorthin.

Der Schultheiß war auch der Wirth im Ort, und mit seiner Frau hatte die Müllerin, als sie noch ein Mädchen war, einmal ein Kind gehoben, daher sie Gevattersleute waren.

Da wurde sie denn recht freundlich aufgenommen und mit einer Tasse Kaffee bewirthet, der Anno 1716 sich höchstens in die Häuser der Schultheißen und Pfarrer auf den Dörfern eingeschlichen hatte.

Als nun die Frauen bei einander saßen und der Schultheiß in der Wirthsstube mit den Gästen ein Spielchen „Kurtrierisch" für einen Schoppen machte, sprach die Gevatterin vertraulich: „Nun,

wird's denn bald mit Deinem Mariechen und dem Jakob? Du hast das doch schon lange vor?"

„Ja freilich," sagte seufzend die Müllerin, „aber denke Dir, das dumme Ding will ihn absolut nicht."

„Das Mädchen ist gescheidter wie Du," versetzte die Schultheißin. „Ich sage Dir, ich möchte ihn nicht und — wenn wir Zwei auch allein auf der Welt wären, wie weiland Adam und Eva!"

„Ei, sieh' 'mal — was hast Du denn gegen ihn?" rief scheinbar gereizt die Müllerin. „Glaub's wohl, wenn er um Dein Käthchen freite, Du gäbst ihm den Laufzettel; aber auf was will denn das arme Müllersmädchen hoffen? Es kommt kein Prinz und kein Graf, und ein tüchtiger Müller ist nicht zu verachten."

„Einen, wie den, kriegte sie noch, wenn sie auch sonst Keiner möchte," entgegnete die Wirthin. „Warum eilst Du denn so? Ist das Kind etwa schon altersgrau? Ist sie nicht bildhübsch?"

„Darum nicht," sagte die Müllerin; „aber siehst Du, der Jakob hat Vermögen, ist Müller und Mühlarzt, und Du selber sagtest, Du habest nie besseres Mehl und gerollte Gerste gehabt, als die, welche er mahlt und rollt. Guck," fuhr sie fort, „da hab' ich Dir auch ein Pröbchen mitgebracht."

Die Schultheißin nahm's dankbar an und sagte darauf: „Das ist schon Alles recht gut; aber zwischen gutem Mahlen und Heirathen ist ein großer Unterschied. Wenn ich den Kerl so ansehe, überläuft's mich allemal. Sieht er nicht aus wie ein ausgeheckter Strauchmörder? Hast Du auch gehört, daß heute vor acht Tagen wieder eine Mordthat an der Clemenskirche verübt worden ist? — Mein Mann hat einen Brief von Bingen gekriegt, der ihm befiehlt, den rothen Jörg und den Balthes im Auge zu behalten, weil man Verdacht auf sie hat, daß sie's gethan hätten. Die haben allen Potentaten gedient, und mit denen geht der Jakob um! Sie sitzen allemal bei einander. Sind sie allein, so reden sie eine Sprache, die der Teufel versteht. Sie spielen immer Landsknecht oder

würfeln nach Soldatenart und um vieles Geld. Letzthin sind sie einmal streitig geworden. Da hat Dein Jakob den rothen Jörg bei der Kehle gefaßt, daß er schier erstickt ist. Da rief der: Willst Du mir's machen wie dem Juden? Brich mir nur das Maul nicht auf! Und obgleich der Jakob vorher noch schäumte vor Wuth, so war er doch auf diese Worte wie ein Lamm. Ich that, als schliefe ich, als der Jakob an diese Thüre kam, um zu sehen, ob's Niemand im Nebenstübchen gehört hätte."

Der Müllerin sträubten sich die Haare zu Berge. Sie schwieg eine lange Weile und seufzte dann, weil sie sich erinnerte, daß sie von dem Jakob hundert Gulden geliehen hatte, und er darauf pochte, um Mariechens Hand zu erhalten. Sie hatte von dem Gelde dem Mädchen auch nichts gesagt, weil sie durch die Heirath mit Jakob des Zurückbezahlens wäre überhoben worden. Jetzt fiel ihr das wie eine Centnerlast auf die Seele, zumal sie selber zu Mariechen gesagt, das Mühlchen sei schuldenfrei.

„Du wirst doch nicht glauben, der Jakob sei ein Mörder?" fragte sie endlich, und das Entsetzen, das sich ihrer bemeistert hatte, schien der Schultheißin mit dieser Frage in Verbindung zu stehen.

„Ich weiß es nicht," sagte sie kurz.

„Ach, du lieber Gott," rief die Müllerin, „der Jakob ist der frommste Mensch von der Welt, der . . ."

„Bleib' mir damit vom Leibe," fiel ihr die Gevatterin in's Wort. „Oft sind gerade die eifrigen Kirchenläufer und Rosenkranzbeter die allerschlimmsten, die's dick hinter den Ohren haben."

Zum großen Bedauern der Müllerin kam der Schultheiß herein und setzte sich zu ihnen. Die Frauen ließen ihr vertrauliches Gespräch sogleich fallen, und der Schultheiß suchte einen anderen Stoff, der ihn mehr ansprach. Die Müllerin brach jedoch bald auf und lud nun den Schultheißen und seine Frau auf's Dringendste ein, doch auch einmal in der Mühle vorzusprechen; wenn sie auch keinen Kaffee habe, sagte sie, der zu armen Müllersleuten nicht

komme, so wolle sie doch einen Aepfelkuchen backen, der auch nicht zu verachten sei, denn sie habe noch Grünäpfel vom vorigen Jahre, die so frisch seien, als kämen sie eben von dem Apfelbaume hinter der Mühle. Das komme daher, versetzte sie, weil sie so etwas zu Rathe zu halten wisse, und ihr Keller sei ganz unübertrefflich, weil er ganz im Felsen liege; auch könne sie ein Glas Aepfelwein vorsetzen, der freilich kein Riesling sei, aber sich doch trinken lasse. Sie sollten's einmal probiren.

Die Gevattersleute versprachen zu kommen, und nachdem sich die Müllerin vielmal bedankt für die schöne Aufwartung, ging sie wieder nach dem Hause der Base, um Mariechen abzurufen, da es schon vier Uhr geschlagen.

Die Mädchen wurden da recht unangenehm gestört. Mariechen hatte ihr Abenteuer in Nothgottes zum ersten Mal dem lieben Jakobinchen erzählt, und so lebendig erzählt, daß ein scharfes Mädchenauge, wie das Jakobinchens, schnell herausfand, daß der junge Student oder Kaufmann, sie wußte ja nicht, was er eigentlich war, recht tief in dem Herzen Mariechens saß, und daß sie das Bild jener Stunde gar oft vor ihre Seele zurückrufe.

Sie hatte Mariechen zwar gesagt, es sei gar nicht gut, daß sie sich in den schönen Menschen so in Gedanken hineinverliebe, da sie doch ihr Lebtag ihn nicht wiedersehe, aber es that ihr hintennach leid, denn es waren ein Paar helle Thränen in Mariechens Auge sichtbar geworden. Dennoch wollte sie ihr noch Manches darüber sagen, aber die Mutter kam, und der Heimweg wurde angetreten unter Stimmungen, die weit unangenehmer waren, als die auf dem Herwege. In Beider Herzen lag ein scharfer Stachel.

## 3.

Es fliegt ein Engelein über das Land,
Das streuet Blumen mit seiner Hand,
Und schmücket die Flur, die Wiese, den Wald;
Und überall grünet's und blühet's bald —
Da ist der Frühling gekommen.

Lied.

Der Hanf war aufgesponnen, als ungewöhnlich frühe der Frühling in das Rheinthal und auch in das des Morgenbachs einzog.

Es war an einem sonnenlichten Sonntage gegen das Ende des März, als die Reihe an Mariechen war, zu Hause zu bleiben, und der Jakob mit der Mutter nach der Kirche ging. Er hatte in der Mühle noch vorher aufgeschüttet und ein halbes Malter Korn in drei Stümmel eingetheilt, damit Mariechen, wenn es schelle, ohne Mühe aufschütten könne. Der erfahrene Müllerbursche wußte, daß er zurück sei, wenn das noch lange nicht gemahlen sein würde.

Sie gingen stille neben einander hin. Als aber die Mühle weit genug im Rücken lag, hob der Jakob an, sich zu räuspern, was er jedesmal that, wenn er eine längere Rede halten wollte, da er in der Regel sehr einsylbig zu sein pflegte.

Der Müllerin wurde es unheimlich, denn sie kannte das Kapitel schon im Voraus, das jetzt verhandelt werden sollte, und sie sann auf das, was sie ihm sagen wollte, ohne doch eigentlich damit so weit in's Klare gekommen zu sein, als es nöthig war. Jakob hatte lange geschwiegen. Jetzt drängte ihn seine Leidenschaft für das schöne Mädchen und der Wunsch nach Gewißheit zum Worte. „Es sind," hob er endlich an, als schon die Burg Vautsberg nahe war, „nun drei bis vier Wochen wieder in das Land gegangen, und ich weiß noch nichts, was mir Gewißheit geben könnte. Ihr, Jungefrau, schweigt stockmäuschenstille, und das Mariechen sieht Euch an wie die Spatzen den Butzemann, der in den Erbsen steht.

Soll's nichts werden, so sagt's klar heraus, gebt mir Lohn und Geld, und ich gehe heim nach Schwaben und suche das Mariechen zu vergessen, so gut es gehen mag!"

„Mit der Sache," versetzte die Alte, „die so wichtig ist, soll man nicht die Treppe herunterstürzen. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht! Hat's denn so Eile?"

„Ei, ich denk', ich hab' lange genug herumgelöffelt," sagte Jakob, „um nun einmal an's Ende zu kommen. Ich steh' halt in den Jahren, wo man seinen festen Sitz sehen möchte, und auch sollte. Drüben zu Tiefenbach bei Simmern ist die Mühle feil, die kauf' ich mir dann, und wir sind geschiedene Leute. Eine Frau krieg' ich auch noch in der Welt, und am Narrenseile will ich mich nicht mehr lange führen lassen."

Man mochte es dem Ton anhören, daß es ihn, wie man am Rheine sagt, wurmte, daß man ihn so in die Länge hinhielt. „Das glaub' ich recht gern," sagte die Müllerin, „aber mein Kind ist noch gar jung, und da will's noch nicht recht einwilligen."

„Was Jugend?" rief Jakob. „Sie hat abgezahnt, und mit achtzehn Jahren ist den Kinderschuhen das Quartier längst niedergetreten. Sagt's mir rund heraus, sie hat etwas gegen mich!"

„Was fällt Euch ein, Jakob?" rief die Alte. „Wenn sie irgend etwas gegen Euch hätte, so wär's etwa das, daß Ihr gar manche Nacht nicht zu Hause seid und wegschleicht, wenn Ihr glaubt, wir schliefen."

Der Alten war über der Rede der Kamm gewachsen, daß sie so ohne Hehl herausreden konnte. Sie waren nun Bautsberg gegenüber und blieben stehen.

Diese Bemerkung hatte den Jakob der Art betroffen gemacht, daß er, weiß wie Kreide und völlig starr, stehen blieb und mit offenem Mund und stieren Blicken die Müllerin ansah. Endlich brachte er stotternd heraus: „Wer sagt das?"

„Ihr hört's ja," fiel, kecker werdend, die Alte ein, „ich sag' es!"

„Ihr seid belogen, Jungefrau! Es ist eine Verleumdung!"

„Wißt Ihr noch, Jakob," sagte sie, „an dem und dem Tage nach Lichtmeß waret Ihr wieder fort; wartet einmal, ich glaub', es war an dem Tag, als an der Clemenskirche —"

„Donner!" schrie Jakob auf einmal mit brüllender Stimme, „Ihr werdet am Ende mir nachsagen, ich hätte Theil an dem Verbrechen, das dort begangen wurde?"

„Daran hat meine Seele nicht gedacht," sagte die Alte, der es kalt über den Rücken lief; „aber wie kommt Ihr darauf? Damals waret Ihr schlafen gegangen, aber als ich nachsah, weil ich nicht wußte, wie's mit der Mühle stand, war Euer Bett völlig unberührt und Ihr fort. Daß dies Ausgehen und die Gesellschaft, die Ihr in Trechlingshausen habt, Euer Spiel und dergleichen Euch bei Marie keinen Stein in's Brett setzt, könnt Ihr an Euren Fingern abzählen. Ich hab' ihr sehr zugesetzt, aber sie will nicht."

„So ist's gut," sagte er grimmig. „Gebt mir mein Geld noch heute, und ich gehe noch heute fort."

„Das kann ich nicht, Jakob," sagte die Alte, „aber ich will sehen, daß ich's bald bezahle. Uebrigens glaub' ich, daß sich das Alles gibt, wenn Ihr das, was ihr soviel Anstoß gibt, lasset."

Er gab keine Antwort und ging stumm und trotzig vor ihr weg, und so rasch, daß er sie weit hinter sich ließ. Er brummelte immer halblaut vor sich hin, das konnte sie hören.

Aber der Alten wurde es so bange, so unheimlich, daß sie's gar nicht aushalten konnte. Wo sollte sie das Geld herkriegen? Und schied er im Zorne, so mußte sie es bezahlen, da war keine Rettung. In ihrem Schmerze beachtete sie es gar nicht, daß sie an der Clemenskirche vorüberging, wo sie allemal ein Kreuz zu schlagen pflegte und ein Ave betete. Das Alles vergaß sie. Aus alle dem Simuliren fand sie endlich so viel heraus, daß sie zu dem Schultheißen

gehen und den um die hundert Gulden bitten wollte, denn nun war's ab mit der Heirath, das sah sie ein.

Sie that das nach der Kirche, allein zu ihrem Schrecken sagte der Schultheiß, er könne im Augenblick nicht helfen, und noch trostloser kehrte sie heim, wo Jakob bereits war. Mürrisch saß er bei Tische da und aß kaum halb soviel, als sonst. Aerger und Grimm drückte sich in seinen Mienen aus.

Als er aufstand, fragte Mariechen: „Jakob, bleibt Ihr heute Mittag daheim? Ich möchte in's Dorf gehen."

Er bejahte die Frage und ging in's Thal hinauf spazieren.

Mariechen änderte indessen ihre Gesinnung, da die Mutter Besuch von einer guten Freundin von Aßmannshausen bekam, und blieb in ihrer Kammer, wo sie mancherlei an ihren Kleidern posselte. Sie hörte Jakob in die Kammer nebenan gehen und hielt sich stille.

Gegen vier Uhr Mittags pfiff es unten. Sie lugte durch die blinden Scheiben ihres Fensterleins und sah unten den rothen Jörg stehen.

Als Jakob öffnete, flüsterte er: „Sind wir sicher?"

„Ja," sagte Jakob halblaut. „Die Alte hat Besuch, und das Mädchen ist fort."

„Kommst Du heut' Abend?" fragte Jörg.

„Wozu?"

„Es gibt einen guten Fang!"

„Ich mag nicht!"

„Ei, seit wann bist Du denn so körsch?*) Oder ist's Blödigkeit?" höhnte der unten.

„Ich mag nicht!" versetzte mit Unwillen Jakob.

„Denke Dir," sagte Jörg, „es kommt ein Weinhändler von Mainz, der gestern in den vier Thälern Wein kaufte. Er hat einen Sack voll Geld. Sollen wir den Vogel fliegen lassen?"

*) Körsch, kürerisch, wählerisch, eigenwillig.

„Woher weißt Du so gewiß, daß er kommt?"

„Weil ich's gehört habe, als er es sagte, er müsse heute noch nach Bingen, weil er morgen in Rüdesheim Wein kaufen wolle."

„Macht's allein ab!" sagte Jakob.

„Willst Du wirklich nicht?" rief lauter Jörg. „Ist Dir's bange? Oder willst Du frei ausgehen? He! hat Dir die Alte Flöhe in's Ohr gesetzt? Ich sage Dir, Du kommst, oder es geht Dir nicht gut! Willst Du theilen, mußt Du auch möpsen*) helfen. Heute steckt Alles im Wirthshaus, und kein Mensch denkt, daß etwas geschehen könne. Ich fahre mit dem Balthes nach Aßmannshausen und setze bei Bautsberg über, und Einer hält Wache auf der Burg, wo man weit ausschaut, so lang' es hell ist. In der Clemenskirche erwart' ich Dich! Hörst Du! Kommst Du nicht, so ist's aus, und ich halte das Maul nicht mehr länger! — Dann wird mir die Straf' erlassen, und Du und Balthes — Du weißt schon!" — Er ging.

Jakob schlug das Fenster zu und rannte in dem Kämmerchen auf und ab wie ein Besessener. Endlich ging er hinab und schlug bald darauf die Hausthüre zu.

Mariechen saß da wie eine Bildsäule. Das Entsetzen hatte sie fast ihrer Besinnung geraubt. Also ein Mörder, ein Räuber war der Mensch, mit dem ihre Mutter sie zusammenkuppeln wollte! Und heute noch sollte ein Mensch hingemordet werden? Sie wollte aufstehen und hinuntergehen, aber sie konnte nicht von der Stelle. Wirre Gedanken jagten sich in ihrem Kopfe. Was sollte sie thun, den Menschen zu retten? Nach Trechlingshausen laufen? Das ging nicht, denn die Mörder mußten sie sehen, wenn sie vorüberlief. Durch die Berge und Hecken auf Umwegen hinkommen, das ging nicht, denn die Büsche waren ohne Laub und verbargen nicht. Das Rasseln

*) Möpsen, todtschlagen.

im dürren Laube mußte sie ja auch dem Verräther in die Hände liefern, der auf Bautsberg Wache hielt. Im Dunkeln war's vollends lebensgefährlich. Und doch stand's fest, den Menschen mußte sie retten! In der Angst ihrer Seele warf sie sich vor dem zinnernen Crucifix nieder, das an ihrem Weihwasserkesselchen hing, und betete mit großer Inbrunst und lange um Hülfe und rechten Weg.

Allmälig begann's zu dämmern. Ein Entschluß mußte gefaßt werden, und er kam auch zu Stande, und mit dem gefaßten Entschlusse wurde ihre Seele ruhig und freudig.

Sie ging hinab und sagte ihrer Mutter, sie wolle mit der guten Freundin nach Aßmannshausen fahren und die Nacht drüben bleiben. Dagegen hatte sie nichts einzuwenden, und Mariechen fuhr mit hinüber. Die Frau hatte zwei wackere Söhne, auf die sie ihr Vertrauen setzte. Indessen kam noch ein anderer Gedanke während der Fahrt. Kaum aus dem Kahne gestiegen, lief sie zum Pastor und offenbarte ihm Alles, was sie gehört, und beschwor ihn, ihr zu helfen, daß ein Menschenleben gerettet werde.

Der Pastor ließ sogleich den Schultheißen rufen und setzte ihn in Kenntniß von Allem. Dieser ließ sich von Mariechen noch einmal die Geschichte erzählen und sagte dann: „Gottlob, daß wir einmal eine Spur haben, um den Strauchmördern an den Leib zu kommen! Meinen Plan, Herr Pastor, will ich Ihnen sagen. Sobald es dunkel ist, fahre ich mit zehn bis zwölf gesunden Burschen nach Trechlingshausen und passe dem Kaufmann auf. Kommt er, so begleiten wir ihn in einiger Entfernung, und so muß es gelingen, der Hacke den rechten Stiel zu finden."

Er lief fort, das Nöthige zu besorgen, und als die Dämmerung sich auf das Thal und den Rhein gelegt hatte, glitt ein Kahn fast unhörbar von Aßmannshausen den Rhein hinab, und in dem Kahne saßen zwölf Bursche mit dem Schultheißen und Mariechen, die um keinen Preis zurückbleiben wollte.

Die in der Clemenskirche versteckten drei Genossen des schreck-

lichen Plans ahnten nichts von dem, was vorging, so wenig als der Reiter, der sorglos und sich auf sein Pferd und seine Pistolen verlassend, die scharf geladen waren, in die Nacht hineinritt. Mit den Aßmannshäusern vereinigte sich der Schultheiß von Trechlingshausen und eine Anzahl braver Männer. Vier derselben gingen voraus, um sich jenseit der Kirche zu verstecken und den Mördern den Weg zu verlegen, wenn sie zu entfliehen gedachten. Sie trugen Bündel und plauderten laut von ihrem guten Verdienste, welchen ihnen der Nachtgang nach Bingen brächte. Die Versteckten hörten das und blieben ruhig, obwohl sie der Gedanke beängstigte, der Reisende könne bald kommen und die Leute sein Schreien hören. Als es aber stille blieb, wurden sie wieder ruhig, mit Ausnahme Jakobs, der gar nicht begreifen konnte, wo das Mariechen so lange bliebe. Er hatte scharf den Weg beobachtet, wo er sie, die sonst stets frühe heimging, noch nicht vorübergehen gesehen.

Der Reisende war indessen nach Trechlingshausen gekommen und bei dem Schultheißen eingekehrt. Mit Erstaunen sah er hier die Bewaffneten und erschrak nicht wenig, als man ihm mittheilte, was ihm bevorgestanden.

Es war ein junger Mann von blühendem Aussehen. War er auch Anfangs recht erschrocken, als er von dem Mordanfalle hörte, der auf ihn sollte gemacht werden, so kehrte doch bald sein besonnener Muth zurück.

„Laßt mich ruhig fortreiten," sagte er, „ich habe zwei gute Pistolen, und folget Ihr mir leise nach. Ich werde laut singen, damit die Spitzbuben aufmerksam auf mich werden, Euer Gehen aber nicht hören."

Als nun Alles verabredet war, bestieg der Reisende durch einen Imbiß neu gestärkt sein Roß und ritt getrost in die dunkle Nacht hinein. In kurzer Entfernung folgten geräuschlos die beiden Schultheißen und die übrigen Männer.

Die Clemenskirche war ihm als die gefährlichste Stelle bezeichnet.

Als er in deren Nähe kam, machte er sich schußfertig und begann ein heiteres Liedchen laut und vernehmlich zu singen.

Auf einmal fühlte er, daß Einer das Pferd beim Zügel faßte. Das Thier bäumte sich, und ein wohlgezielter Schuß streckte den nieder, der das Pferd hielt; aber ehe die Helfer naheten, empfing der Reiter einen Schlag an den Kopf, daß er besinnungslos vom Pferde stürzte. In demselben Augenblick aber waren auch die beiden Mörder ergriffen. Nicht ohne Mühe wurde eine Laterne angezündet, und erst jetzt waren die beiden Schultheißen im Stande, Alles zu überschauen. Jakob lag todt an der Erde. Die Kugel hatte ihn gerade in der Stirn getroffen. Die beiden Anderen waren der rothe Jörg und Balthes. Erst jetzt aber bemerkte man, daß der Reisende blutend an der Erde lag und mit einem Fuße noch im Bügel hing. Hätte nicht einer der Burschen das Pferd gefaßt, so würde es ihn noch weit geschleift haben.

Schnell hob man ihn auf; aber er war bleich, und das Blut rann ihm vom Kopfe nieder.

Während die Aßmannshäuser die Raubmörder fesselten, trugen ihn die Anderen nach der Morgenbacher Mühle, wohin auch der Leichnam Jakobs gebracht wurde.

Todesschrecken ergriff die alte Müllerin, als der Trupp nahete und sie erfuhr, was geschehen war. Jakobs Leiche wurde in seine Kammer gelegt, welche der Schultheiß bewachen ließ. Mit dem Pferde des Verwundeten war ein Bursche nach Bingen gejagt, um den Arzt zu holen und dem Gerichte die Geschichte anzuzeigen.

Mariechen war sogleich nach der Landung zu ihrer Base geeilt und hatte dort in Angst und Gebet die Stunden verlebt, bis sie den Ausgang vernahm. Dieser erschütterte sie heftig, und die Nacht, welche sie im Hause ihrer Base verlebte, war eine der schwersten ihres Lebens. Kaum graute der Morgen, so eilte sie der Mutter zu Hülfe.

Wie fand sie aber den Zustand der Mühle verändert! In der

Stube lag unter den Händen des Arztes der Verwundete, der irre redete und die Binden von seinem Kopf immer abreißen wollte. In der Kammer saß das Gericht und vernahm die Zeugen. Die ganze Mühle war voller Menschen.

Kaum war sie eingetreten, als sie ebenfalls vor den Richter gefordert wurde. Alles, was sie gehört und was sie an dem Tage erlebt und gethan, erzählte sie getreulich, sowie auch, daß Jakob oft ganze Nächte außer dem Hause gewesen.

Schon jetzt lagen die Gründe des schwersten Verdachtes bei dem Verbrechen, bei dem er auf frischer That seinen Tod gefunden hatte; denn das Geld, die Kleidungsstücke, an denen überall noch Blutflecken sich befanden, die Uhren und Ringe — Alles deutete auf eine Reihe ähnlicher Verbrechen, wie das letzte.

Auf inständiges Bitten der Wittwe und ihrer Tochter wurde die Leiche des Mörders sammt seiner Kiste und seinen übrigen Habseligkeiten nach Trechlingshausen gebracht, wohin sich das Gericht begab, um die anderen Theilnehmer zu verhören. Diese leugneten wohl, aber des Amtmanns Fragen verwickelten sie so in Widersprüche, daß am Morgen des Tages noch ihre Geständnisse zahlreiche Verbrechen an den Tag brachten, an denen Jakob Theil genommen und deren Schauplatz die Clemenskirche gewesen war. Sie wurden nach Mainz gebracht und gegen Ostern dort gehängt, Jakob aber noch an demselben Tage eingescharrt.

Der Kranke mußte in der Mühle bleiben, weil sein Zustand sehr bedenklich war. Der Arzt wich nicht von ihm Tag und Nacht. Erst nach vier Tagen erklärte er ihn außer Gefahr, aber der sorglichsten Pflege bedürftig. Diese übten Mutter und Tochter aus.

Als Mariechen ihn zum ersten Mal erblickte, hätte sie fast laut aufgeschrieen, denn — sie erkannte auf den ersten Blick Den, der sie in Nothgottes aus der Kirche getragen. Er schlummerte und sah sie nicht; aber als er erwachte, sah er sie lange Zeit an, gleichsam als suche er in seinem Gedächtniß nach Ort und Zeit,

wo er das theure Bild gesehen, das hier so freundlich vor ihn hintrat wie ein schöner Traum. Ob er's gefunden? — Er lächelte mild und reichte ihr die matte Hand, denn zum Sprechen fühlte er sich zu schwach.

Nun wich Mariechen nicht mehr von seinem Bett. „Ich muß ihm vergelten, was er an mir that," sagte sie zu sich, und das, was als tieferer Beweggrund aus den geheimsten Falten des Herzens heraus sie antrieb, das kannte sie ja selber nicht, oder gestand es sich doch nicht.

Der Arzt kam oft und freute sich der treuen Pflege, die sein Leidender hatte. Jetzt erst bat der Kranke selber den Arzt, seiner alten Mutter in Mainz Alles genau zu berichten und ihr zu sagen, daß sie selbst ihn nicht besser pflegen könne, als es hier geschehe.

Als aber der Brief die Mutter erreichte, ließ die Mutterliebe sie nicht ruhen. Sie kam selber, um den theuren Sohn pflegen zu helfen. Da sah sie denn, wie das Mädchen Tag und Nacht sorgte und wachte, und wie wahr das sei, was der Doctor geschrieben.

Eins beunruhigte die Mutter doch. Es fiel ihr nicht schwer, zu beobachten, wie des Sohnes Blicke dem Mädchen folgten; wie sie auf der Thüre ruhten, durch die sie eintreten mußte, und wie sie leuchteten, wenn sie nun kam. Ja, er erzählte ihr eines Tages, das sei das Mädchen, das er in Nothgottes am Wallfahrtstag aus dem Gedränge getragen, wie er ihr damals erzählt habe. — Und damals schon sprach aus des Jünglings Worten eine Begeisterung, die einen tieferen Grund zu haben schien, als ein augenblickliches Wohlgefallen. Indessen hoffte sie, die Entfernung, sobald er genesen, werde ihn auch innerlich heilen.

Darin aber hatte sich die stolze Mainzerin denn doch verrechnet. Die unverwüstete Jugendkraft ihres Sohnes half mehr zu seiner Genesung, als die ärztliche Kunst. Schon nach vier Wochen, in der Hütte der Armuth zugebracht, konnte er ausgehen, und dies

that er gern, wenn ihn Mariechen in das herrliche Thal des Morgenbachs begleitete.

Diese Spaziergänge waren für das ungekünstelte Naturkind die seligsten Stunden; denn daß er ihre ganze Seele einnahm, war Jedem klar, der sie in seiner Nähe sah.

Einst kehrten sie an einem Nachmittage zurück, und der junge Mann führte Mariechen an seiner Hand. In ihren Zügen lag die reinste Wonne glücklicher Liebe.

„Mutter," sagte der junge Walter, „ich muß Dir ein Bekenntniß ablegen, das Dir aber kaum mehr fremd sein kann. Ich liebe Mariechen. Sie hat mir das Leben gerettet und durch ihre Pflege erhalten. Ein reineres Herz gibt's nicht. Gib uns Deinen Segen!" Die Mutter wendete gar Vieles ein. Sie wies darauf hin, daß Mariechen so arm sei.

„Hat uns nicht Gott gesegnet?" fragte er.

Sie meinte: „Mariechen passe nicht in die Stadt."

„O," lachte Walter, „ein so klarer Verstand findet sich schneller in das, was Du Stadt nennst, als Du es vermuthest!"

Sie meinte endlich: „Ihre Familie würde doch großen Anstoß daran nehmen!"

„Weißt Du was, Mutter," fiel ihr schnell der Sohn in die Rede, „so werde ich Müller und bleibe hier bis an mein Lebensende. Nur mit ihr will ich leben. Ohne Deinen Segen wird sie mein liebes Weib nicht, das hat sie mir heute gesagt; aber ich werde, wenn Du ihn versagst, ehelos bleiben und nie glücklich werden können. Willst Du das? O vergiß nicht, daß Du dem Mädchen das Leben Deines Sohnes dankst!"

Das wirkte, und ehe der Abend kam, segneten sie die beiden Mütter, und das glücklichste Paar umschloß das Mühlchen in der Morgenbach.

Wie staunten die Mädchen in Trechlingshausen, als am

Sonntage darauf das Paar aufgerufen wurde! — Und welch' ein Jubel war am Tage der Hochzeit in dem Mühlchen!

Mit Einstimmung der Müllerin wurde das Mühlchen verkauft, und die hundert Gulden, die sie dem Jakob schuldete, dessen Herkunft man nie erfuhr, wurden mit Bewilligung des Gerichtes zu einem Armenkapital der Kirche zu Trechlingshausen geschenkt, wo Walter eine Seelenmesse für Jakob stiftete.

Die schönen Töchter des goldenen Mainz, welche Anfangs die Näschen rümpften, meinten indessen bald, der junge Walter habe eine ganz allerliebste Frau, und es sei zum Verwundern, wie schnell sich die Müllerin aus der Morgenbacher Mühle die Sitte und feine Art der Stadt angeeignet, ohne die natürliche Demuth, die sie so wunderschön kleide, abgelegt zu haben. Die Mutter aber war stolz auf die bewunderte Schwiegertochter, und der junge Walter sagte vieltausendmal: Die Wallfahrt nach Nothgottes habe ihm das Glück seines Lebens gebracht, und im Morgenbacher Mühlchen sei ihm ein Frühling aufgegangen, dessen Blüthen unvergänglich seien.

Im Glück ihrer Kinder lebte die alte Müllerin auf, die, obwohl sie den Sitten ihres Standes treu blieb, sich dennoch unendlich glücklich in dem Haus ihres Schwiegersohnes fühlte, wo man sie achtete und ehrte.

Wenn aber das holdselige Weib bei dem geliebten Gatten saß und er sie küßte, sagte er immer: „Warum zürnest Du mir jetzt nicht, wie damals unter dem alten Nußbaume zu Nothgottes?"

Und ihre Antwort war die echt rheinische: „Du Wüster!" aber sie lächelte dabei so selig, daß man leicht errathen konnte, es sei ihr auch damals mit dem Zürnen kein rechter Ernst gewesen.

# Der Apostelhof.

Eine Geschichte aus der Vorzeit Bacharachs.

## 1. Die Willkommsnacht.

Ein reicher Quellenschatz für die vaterländische, vorzüglich für die Sondergeschichte einzelner Städte und Gegenden liegt noch ungehoben in den handschriftlichen Nachrichten und Chroniken, welche einzelne Insassen in ungeschminkter Wahrhaftigkeit und kindlicher Einfalt und Treue niedergeschrieben haben. Viele derselben verdienten es, an das Licht gezogen zu werden, weil sie treue Spiegel der Sitten und Denkweise ihrer Zeit sind, und die Begebenheiten, die die Verfasser erlebt oder aus dem Munde der Väter vernommen, in einer so lebensvollen Weise darstellen, daß sie mit wunderbarer Macht anzieht. Es ist freilich schwer, ihnen beizukommen, denn sie werden von den Familien, welche sie ererbt haben, wie ein Schatz gehütet, und es ist ein seltener Fall und setzt eine genaue Bekanntschaft und einen hohen Grad von Vertrauen voraus, wenn man ihrer theilhaftig werden soll.

Die frühesten Kinderjahre brachten den, der einer solchen Chronik folgend die Begebenheiten erzählt, welche sich an den Apostelhof in Bacharach knüpften, in die dunklen Mauern dieses Städtchens am Rheine. Wenn er auch nicht da geboren wurde, so heften sich doch seine süßesten Jugenderinnerungen an diesen Ort, dessen romantische Lage, geschichtlichen Denkmale und altehrwürdigen Bauwerke ihn mehr

als einem theuer und werth machen. Wo man seine Kinderspiele gespielt, seine Jugendträume geträumt, dahin wandert der Gedanke wachend und im Traume gern zurück, wenn auch das spätere Leben uns weit weg davon das Gebiet des Wirkens angewiesen hat.

Frühe schon war es des Erzählers Liebhaberei, die Geschichten seiner Vaterstadt, die der Zeiten Laune und des Glückes Ungunst von der Höhe des Glanzes und der Macht in Unbedeutendheit und Verarmung schonungslos hinabstieß, zu ergründen. Dazu riefen ihn die Ruinen einer großartigen Vergangenheit auf. Saß doch der Knabe gern an den Folianten, die des Vaters Büchersammlung enthielt oder die er sich aus anderen der Art zu verschaffen wußte, und folgte den Spuren der theuren Stadt in den Irrgängen geschichtlicher Ereignisse; lauschte er doch den Erzählungen der Greise mit angehaltenem Athem, wenn sie Ereignisse, auf sie bezüglich, erzählten, und einzelne bedeutsame Züge mittheilten; saß er doch so gern in den Ruinen und ließ an seinem inneren Auge ihre Geschicke vorübergehen.

Unter diesen Greisen war ein alter, vielbelesener Schneidermeister, der, des Knaben absonderlicher Freund und Gönner, ihm die Geschichten der Geschlechter vorführte mit einer Genauigkeit und Kunst der Darstellung, daß er wie bezaubert am Sorgenstuhle des Siebenzigjährigen saß und horchte und erfragte. Durch seine Vermittelung kamen zwei handschriftliche Chroniken in seine Hand, jene der Gotteshäuschen und die des Apostelhofes. Letztere war von einem Kürschnermeister Namens Sebastian Fabian verfaßt, der neben dem Apostelhof wohnte und die früheren Geschicke dieses merkwürdigen Gebäudes zwar kurz, die der Jahre 1700 bis 1712 aber mit seltener Ausführlichkeit beschrieben; auch, der Kunst des Zeichnens kundig, eine gar schöne Federzeichnung des Gebäudes erhielt, die um so werthvoller ist, als ein unseliges Ereigniß auch die letzte Spur desselben vertilgt hat, so daß nur der Name und die Räumlichkeit sich erhalten haben.

Daß der Erzähler sie sich abschrieb, rechnet er sich zu einem besonderen Verdienst an, weil das Orginal, wie spätere Erkundigungen ausweisen, untergegangen ist. Sie ist ein wahrer Schatz für ihn geblieben. So hat er denn in dem Nachfolgenden sich treu von dem alten, vielgereisten Kürschnermeister leiten lassen, und er wird in Dankbarkeit und Pietät es sich nicht versagen können, hin und wieder seinen biederen Gewährsmann redend anzuführen, wo gerade sein Wort besondere Bedeutung hat.

---

Anno 1708 war ein Winter, der, wie Sebastian Fabian mit dem rheinischen Kunstausdrucke sehr bezeichnend sich ausdrückt: „sich gewaschen hatte". Er war der heftigste seines und unseres Jahrhunderts, obwohl letzteres dato noch ein und fünfzig Jahre bis zu seinem Abschlusse nöthig hat. Es ist genugsam bekannt, wie entsetzlich die Kälte dieses Winters war, und die Chronik Fabian's weiß davon grausige Einzelheiten zu berichten.

Früh im October 1708 fiel ein ungeheurer Schnee und blieb liegen, bis die Aprilsonne des Jahres 1709 ihn wegleckte. Die Kälte stieg bis zu unerhörter Höhe. Der Rhein lag in den Fesseln des Eises bis in den April des folgenden Jahres. Die Thiere des Feldes und Waldes starben vor Hunger hin und waren, von dieser Gewalt getrieben, selbst furchtlos zu den Menschenwohnungen gekommen, Vögel stürzten todt aus der Luft, Felsen, durch die sich ein Quell hindurchgesickert, borsten und stürzten herab in die Thäler. Am Tag und in der Nacht that es in den Wäldern und Feldern Schläge, als ob eine Feldschlange abgefeuert würde, und doch waren es nur Bäume, die zerborsten von der Wurzel bis in die Krone. Kein Tag verging, wo nicht Menschen erfroren. Hunger und Elend war eine Folge dieser Noth, und die Menschenliebe, wo sie sich fand, hatte ein reiches Gebiet ihres segnenden Waltens. Die Weinstöcke erfroren bis zur Schneelinie, und an Stellen, wo die

Mittagssonne den Schnee nach und nach wegleckte, bis in die Wurzel hinab.

In Bacharach war auch eine rechte Noth, und Meister Fabian sagt: „Selbst die Patres Kapuziner im Kloster am Zoll, so vom Terminiren lebten, waren nahe daran, zu fühlen, wie das Hungerleiden thät, obwohlen sie wie fleißige Ameisen ihren Bettelsack ungefüllt niemals in das Pförtlein trugen, und mehr Speck hatten, als andere ehrliche Leute Schwarten und Knochen."

In Summa, es war ein Winter, wie seit Menschen-Gedenken keiner gewesen.

Es war in einer Decembernacht im Anfange dieses Monats jenes schrecklichen Jahres, als unfern von der Mitternacht ein einsamer Reisender den Weg am Ufer des Rheines gen Bacharach wanderte. Die Nacht war von einer wunderbaren Helle. Kein Wölkchen schwamm an dem tiefblauen Himmel, von dem der Vollmond und die vieltausend Sterne herabsahen und im Bunde mit der weißen Schneedecke des Landes die Nacht zur Tageshelle umwandelten.

Die Sterne glitzerten und funkelten so hell, daß man meinen konnte, ihrer seien noch vieltausend mehr am Himmel, als ohnehin schon in dem blauen Meere schwammen.

Vom Rheine her klang nicht jenes heimliche Plätschern und ahnungstiefe Rauschen, das in stillen Nächten so eigenthümlich die Seele ergreift und der Einbildungskraft jene anmuthigen Mährchenbilder von spielenden und badenden Niren und ihren goldenen Locken und reizenden Gliedern zuführt, vielmehr drangen eigenthümliche Schläge zu des Wanderers Ohr und erschreckten ihn weidlich; dann wieder knallte es in den Bergen, daß sich seine Haare sträubten. Jene Schläge kamen von dem sich senkenden und daher berstenden Eise, und jenes Knallen war die Kunde von berstenden Wallnußbäumen, die den Abhang der Berge bekleideten. Der Wanderer betete mehr als ein Ave und Paternoster in seiner Seelenangst, und wenn es dann wieder so lautlos stille wurde, hörte er

seine eigenen Tritte im krachenden Schnee wiederhallen und sah ängstlich um sich, weil es ihm oftmals schien, als folge ihm Einer nach in unheimlicher Absicht. Mehr als jemals erkannte er die Wahrheit des Sprüchleins: Die Nacht ist keines Menschen Freund. Sah's vielleicht auch im Gewissen nicht sauber aus?

Der Anblick des in diesen Gegenden so wunderherrlichen Rheinthales war nicht im Mindesten anziehend, sondern hatte etwas so Schauerliches, Oedes und Wildes, daß der Wanderer Nichts mehr ersehnte, als die Zutrauen gebende Nähe menschlicher Wohnstätten, und doch schien es, als solle er Bacharach gar nicht erreichen, und oft war es ihm zu Muth, als sei er von unheimlichen Mächten in diese starren Felsen, in diese lebenlose Winteröde hineingebannt, und drehe sich nur im Kreise, da müde ankommend, wo er vor Langem ausgegangen.

Diese offenbare Täuschung kam aber daher, daß die vielen Windungen des Rheines, das Vor- und Wiederzurücktreten der Bergstöcke allerdings eine Gleichförmigkeit hervorbringen, die immer wiederkehrt, zumal im Winter und unter solchen Umständen und in der hellen Mondnacht. Wohin das Auge blickte, da waltete das Erstarren, der Tod. Kein lebendiges Wesen, nicht einmal eine Eule oder ein Schuhu, der doch in diesen Felsen, besonders unter der Vogtswiese und am Kreuzsteine sich aufzuhalten pflegt, ließ sich sehen oder hören. Nur ein dumpfes Rauschen, vom Wasser herrührend, das sich unter der Eisdecke durcharbeitete, und jenes bereits erwähnte Krachen und Knallen störte die winterliche und nächtliche Todtenstille. Kein Menschengemüth, auch wenn es frei von dem Aberglauben gewesen wäre, der in jenen Tagen noch eine Herrschaft ausübte, die keine bessere Einsicht in ihrer legitimen Erblichkeit wankend gemacht, hätte sich eines bänglichen Gepreßtseins erwehren können. Unser Wanderer gehörte nicht zu den starken Geistern, darum war es ihm unter dem Brustlatz nicht so fröhlich wie am Kirchweihtage. Wohin er schaute, da glitzerte der Schnee im Mond-

und Sternenlichte. Die schwarzen, an und für sich grotesken Schieferfelsen traten in ihren oft fratzenhaften Bildungen um so schärfer hervor, je greller ihre Linien sich auf dem weißen Schneefeld abhoben. Das flimmernde Mond- und Sternenlicht lieh ihnen eine gewisse Bewegung, welche der bildnerischen Einbildungskraft neuen Stoff zum Entsetzen für das Herz zuführte. Bald schienen es entsetzliche Menschengestalten im riesigsten Maßstabe, bald fratzenhafte Thiergestalten, je nachdem der Standpunkt des Wanderers ihnen gegenüber sich änderte.

Der Rhein war ein wild durcheinandergeschobenes Eismeer, das bald spitzige Zacken, bald hügelartige Erhöhungen in wildester Bildung zeigte, und zwischen diesen unregelmäßigen, vom Eisgeschiebe gebildeten Gestaltungen erglänzten weite, ebene Spiegel, die das siderische Licht wunderbar zurückwarfen. Es waren dies die sogenannten „Lotten", Stellen, wo das Eisgeschiebe die klare Wasserfläche teichartig freigelassen. Eine dicke Spiegeleisfläche hatte sich darüber gebildet, die, durchsichtig, unten das Wasser erblicken ließ, aber den kecken Rheinländer nicht abhielt, mit beflügeltem Fuße die Lust des Schleifens oder Schlittschuhlaufens über der grauenvollen, verderbendrohenden Tiefe zu genießen. Vom Mondlichte beschienen, boten sie in dieser Nacht einen magischen Anblick, der bei geringerem Kältegrade zu längerem Beschauen geeignet gewesen wäre, wenn anders Lust dazu vorhanden war. Alle diese Erscheinungen übten auf den Wanderer eben keine andere, als eine innerlich aufregende, seinen Gang beschleunigende Wirkung aus. Und doch konnte er es sich nicht verhehlen, daß seine Kräfte abnahmen, daß eine Entkräftung und zum Schlafe hinziehende Ermüdung sich mehr und mehr seiner bemeisterte. Es waren schon Momente eingetreten, wo er, wie benebelt, zu taumeln begann; aber der Tod des Erfrierens trat dann wieder mit aller Schreckensmacht vor seine Seele, daß er die letzten Kräfte aufbot, um die Stadt zu erreichen, die ja unmöglich mehr fern sein konnte.

Jetzt bog er um eine scharfvorspringende Felsecke, und vor ihm lagen die schwarzen Umrisse der Thürme der alten Hansagenossin, Bacharach. Einen Augenblick hielt er an, aber dann griff er mit neuen Kräften, weil neuen Hoffnungen, stärker aus, während sein Auge sehnsüchtig auf der Stadt ruhte.

Aus der weißen Oede, an die sein Blick sich fast gewöhnt hatte, traten die schwarzen Thürme und Mauerlinien der Stadt, durch die eigenthümliche Beleuchtung riesig vergrößert, in scharfen Umrissen hervor.

Thurm schien sich an Thurm zu reihen, dort dem Rheinufer entlang, hier an den Bergseiten hinauf, bis zu den Resten Stahlecks, wo einst Hohenstaufen gewandelt, Guelfen geherrscht, Kurfürsten geweilt, Pfalzgrafen geboten hatten; und aus allen diesen Thürmen schaute der spitze Thurm der Pfarrkirche herauf wie ein Riese, wie ein gottgeweihter Herrscher unter den weltlichen, dachlos gewordenen Machthabern von ehedem.

Der Wanderer blickte nur flüchtig auf diese Anziehungspunkte hin, um sie schnell wieder aus seinem Auge schwinden zu lassen. Nur einer von ihnen zog ihn an. Es war der Zehnthorthurm, der das Thor umschloß und überwachte; aus dessen Mitte das roth-schimmernde Licht des Thürmers ihn besonders ansprach, weil es das erste Zeichen menschlicher Nähe war, die er so sehr ersehnte. Mit mächtigeren Schritten erreichte er das Thor. Er konnte eben noch mit seinem Knotenstock an dasselbe schlagen und: „Holla, Wächter!“ rufen, ehe seine Ueberspannung einer tödtlichen Abspannung wich, und er fast bewußtlos, seiner aber nicht mehr im Mindesten mächtig, vor dem Thor in den Schnee sank.

Obwohl in der Zerstörung des Jahres 1689 die Franzosen alle wirkliche Wehrhaftigkeit der Stadt zertrümmert hatten und das städtische Aerarium die Kräfte nicht mehr gewann, die niedergeworfenen Mauern und die gebrochenen Thürme wieder aufzurichten, so war doch der Stadtrath nicht mehr geneigt, den letzten Rest

seiner Freiheit und Selbstbeschützung aufzugeben. Sebastian Fabian, der Chronist, berichtet hierüber: „Es war fast sehr lächerlich von den Männern des Raths, daß sie die Stadtthore allnächtlich schlossen, maßen am Kühlberg und am Spitzenthurm die Mauern mehr denn dreißig Schritte Länge völlig niederlag, gen Steeg aber bis zum Schlosse hinauf fast gar wenig Mauer mehr stand und man an die Stadt konnte, wo und wie man wollte. Wenn man keinen Rock hat, soll man auch keinen Lappen an sich hängen, sintemal man der Leute Gespötte wird."

Trotz dieser nüchternen Ansicht der Dinge unseres Chronisten hielt doch der Rath noch an dem letzten Fetzen der einstigen Größe der Stadt. Wenn auch den Thürmen die Bedachung fehlte, so hatte doch des Thürmers Stübchen sein neues Schieferdach; obwohl Mond- und Sternenlicht, Käuzlein, Fledermaus und Sperber nach Belieben durch die Fensterluken oben aus und ein konnten, so war der Durchgang bei Nacht dem Menschen verwehrt. Ein mächtiges, eisenbeschlagenes Bohlenthor mit zwei Flügeln, und hinter demselben ein Fallgitter mit eisernen Spitzen wehrte den Aus- und Eingang nach freiem Gelieben und setzte etwaiger Vermessenheit ein Ziel.

Der Thürmer Zinkgräf, ein verdorbener Schuster und besonderer Freund des vaterländischen Weins, in dessen Ermangelung auch des aus den Hefen des Weins, „Drusen" genannt, bereiteten Branntweins, würde ohne Zweifel in den Armen des süßesten, vom „Dusel" bereiteten Schlafes gelegen haben um die Stunde der Mitternacht, hätte ihm nicht ein Kapuziner einen höchst ärgerlichen Streich gespielt und seinen Schlaf verscheucht.

An seinem Fensterlein auslugend, hatte er ihn herbeischleichen sehen. Aus besonderer Liebe zu Pater Florian, dem der an Gestalt glich, eilte er herab und öffnete; aber siehe, es war keine Kapuzinerseele mehr zu entdecken. Die Gestalt war rein verschwunden. Das würde jeden Anderen wenig erschüttert haben; allein eine getäuschte Hoffnung ist allezeit unangenehm. Zinkgräf wußte aus Erfahrung,

daß Pater Florian, der eifrigste Terminirer des Klosters, nie wanderte, ohne eine ansehnliche Branntweinflasche in seiner Kapuze zu bergen. Auch war er mittheilsamen Gemüthes. Zinkgräf hatte auf ein Extraschlücklein gezählt und sah sich nun bitter getäuscht. Als er nirgends eine Spur des Kapuziners erblickte, wurde es ihm „schuckerlich". Das konnte mit rechten Dingen kaum zugehen. „Der Teufel schlüpft auch bisweilen in eine Kutte!" Eilig flog das Thor zu und Zinkgräf die Holzstiege hinauf, hinter sein Oeschen, wo er „Alle gute Geister ꝛc." betete.

Der Schlaf war weg, aber gar schreckhafte Gedanken blieben da. Als der Schlag an's Thor geschah und das Holla! sein Ohr erreichte, fuhr er ein wenig zusammen; allein die Hoffnung des Schlückleins wurde wieder wach.

„Das ist doch der Pater Florian!" rief er, und das Gitter ächzte in seinen trockenen Fugen aufwärts; er selbst stieg mit seiner Laterne trotz der Helle der Nacht, mit heller Stimme ein „Schelmenlied" singend, um die Furcht zu scheuchen, herab.

Dennoch würde dies weniger rasch erfolgt sein, wenn nicht gerade der Nachtwächter, Michel Pelzer, am Hause des Zolleinnehmers Vogel, ganz in der Nähe Mitternacht geblasen hätte.

Als der Wächter unten angelangt war, rief er: „Bst! Michel, komm' 'mal her!"

Der Gerufene kam in einem dicken Mantel, eine Pelzmütze auf den Ohren, mächtige Faustshandschuhe an den Händen, einen Knotenstock von erheblicher Dicke führend, und nun gahrten die Thorflügel auf.

Welch' ein Schrecken! Da lag ein Mensch starr und steif im Schnee!

„Donner!" rief Zinkgräf ärgerlich, „es ist doch der vermaledeite Kapuziner nicht." — Aber ohne langes Besinnen faßten Beide den Menschen und schleppten ihn die Thurmtreppe hinauf, in des Thürmers warmes Stübchen.

„Todt kann er nicht sein," sagte Zinkgräf; „denn es sind noch

keine fünf Minuten, da klopfte er und rief mir zu, und ich hätte darauf geschworen, es sei der Pater Florian."

Michel Pelzer sagte: „Laß uns rasch reiben, sonst ist's aus mit ihm. Die Kälte dieser Nacht ist mörderlich. Die derben Versuche der handfesten Sicherheitsmänner der guten Stadt Bacharach, den Bewußtlosen in's Leben zu rufen, begannen und waren, der Zartheit nicht gerade verdächtig, um so wirksamer. Der Wanderer schlug bald das Auge auf, und ein Schluck Branntwein brachte ihn vollends zu sich.

„Wärmt Euch," sagte Zinkgräf, das Feuer schürend, und reichte ihm das Fläschchen dar. „Da holt Euch Lebenskraft! Sie trügt Euch nicht, wie mich der Kapuziner." Zu Michel Pelzer sich wendend, sagte er dann: „Eine verdammte Nacht heute! Erst ein gespenstiger Kapuziner, dann ein halberstarrter Kerl, von dem kein Mensch sagen kann, woher und wohin?"

„Was faselst Du von dem Kapuziner?" fragte Michel, der Nachtwächter, mit besonderer Theilnahme.

Zinkgräf erzählte das Abenteuer.

„Alle Pest!" rief Michel, „es ist wohl eine vermaledeite Nacht! Das Todtenvöglein ruft: Komm' mit, komm' mit; die Dachfahnen gahren; das Eis auf dem Rheine kracht, und der Kapuziner ist in die Stadt gekommen, Gott weiß wie, und steht leibhaftig an der Ecke der Bauersgasse, wie ein steinernes Bild. Hab's mit meinen leiblichen Augen gesehen!"

Während Zinkgräf sich zu dem Wiederinslebengerufenen wandte, versank Michel Pelzer in ein stummes Hinbrüten. Sollte es eine List des Spitzbuben sein? sagte er dann halblaut zu sich. Er schien den Gedanken nach allen Richtungen zu beleuchten, und als er endlich in's Klare gekommen, sprang er auf.

„Ich muß fort, Zinkgräf," sagte er, „denn ich habe noch die Untergasse hin zu blasen, und ich glaube, es gibt noch etwas diese Nacht. Wart's 'mal ab!"

„So kannst Du Dir ein Trinkgeld von dem Herrn da verdienen, wenn Du ihn mitnimmst in's „goldene Rad". Er hat mir eben gesagt, er sei der neue Zehntschreiber für den Apostelhof und wolle im „Rad" schlafen, weil's zur Einkehr im Apostelhof zu spät sei und er die Leute dort nicht mehr stören wolle."

Michel maß seinen Mann mit scharfem Blick und sagte dann: „So machet fort und kommet!"

Der junge Mann drückte dem Thürmer ein Trinkgeld in die Hand, und Beide verließen das warme Stübchen, um wieder in die eisige Luft hinauszutreten.

Unten angekommen, fragte Michel Pelzer: „Wie heißet Ihr denn, Herr Zehntschreiber?"

„Anselm Köhler," entgegnete der Gefragte kurz.

„Wo seid Ihr denn zu Hause?"

„In Köln."

„Ei der Blitz, da müßt Ihr ja wohl auch die schönen Stücklein von Eurem Amtsvorgänger kennen, dem siebenmal vermaledeiten Finkenstock?"

„Mein hochwürdiger, geistlicher Herr Oheim hat mir davon erzählt," sagte Anselm Köhler, und hätte Michel in sein Angesicht schauen können, er würde einer Miene begegnet sein, die es klar aussprach, daß er nur sehr ungern von diesem Punkte redete, und daß er ihn irgendwie unangenehm berühre.

Das bemerkte indeß der tiefeingemummte Wächter nicht und fuhr fort: „Ja, Herr Anselm, das ist eine ausgeheckte Spitzbubennatur. Treibt sich jetzt hier herum; aber ehe ihn der Teufel holt, erwisch' ich ihn noch, um ihm den Weg nach dem Niederthal zu zeigen, das heißt, an den Galgen; denn da drüben im Niederthal ist die Grenze zwischen Kurpfalz und Kurmainz, und gerade auf den Grenzfelsen hat jeder der beiden Potentaten seinen Galgen aufgebaut, zur Warnung für Gauner und Räuber, wie der Finkenstock einer ist."

So oft der Wächter diesen Namen nannte, war es, als habe den Anselm Köhler eine Natter gestochen.

„Ihr seid," fuhr der Unermüdliche fort, „von Oberwesel in dieser Nacht gekommen. Da mögt Ihr Gott danken, daß der Finkenstock, wahrscheinlich als Kapuziner verkleidet, in die Stadt gestiegen ist, sonst hätte er Euch das Lebenslichtlein am Weseler Grün ausgeblasen. Dort sind seit vierzehn Tagen vier Menschen ermordet worden. Hier hat er im Apostelhof schon einen Einbruch versucht. In Wesel hat er Helfershelfer, daran ist kein Zweifel, und der Kehlabschneider ist Finkenstock."

„Ihr sagt das ja mit voller Gewißheit," bemerkte mit unsicherer Stimme Köhler.

„Meint Ihr," fuhr Michel fort, „ich sagte etwas ohne Grund und Handhabe? Da seid Ihr schief gewickelt von Eurer Mutter. Hab' ich einmal die Fährte, so geht mir das Wild nicht mehr durch. Droben am Apostelhof stand ein Kapuziner, und ein Schatten suchte an den Häusern der Obergasse hin, daß es mir unheimlich wurde, zumal ein paar Katzen jämmerlich da herumheulten, und das ist allemal ein schlimmes Zeichen."

„Ist's Euch bange?" fragte Anselm, um ihn vielleicht auf ein weniger unangenehmes Kapitel überzuleiten.

„Bange?" fragte Michel. „Donnerwetter, Herr Zehntschreiber, die Frage dürfte ein Anderer nicht thun! Vier Potentaten hab' ich im Kriege gedient und trage noch zwei Kugeln im Leibe mit mir herum, die mich abscheulich zwicken, wenn sich das Wetter mausert; nein, bange nicht. Gegen Fleisch und Blut stehe ich meinen Mann; aber es gibt unheimliche Dinge genug in der Welt, wo der Soldatenmuth nicht ausreicht. Gegen Gespenster kämpft unser einer umsonst. Doch halt! hier muß ich blasen."

Sie hatten unter diesem Gespräche die Untergasse, durch die Fleischgasse herabschreitend, erreicht, und Michel blies die zwölfte Stunde, obwohl sie vorüber war.

Als sie wieder fortschritten, nahm der redselige Michel das Gespräch wieder auf.

„Glaubt mir, Herr Anselm," sagte er, „unser einer, der wachen muß, wenn Andere schlafen, sieht Dinge, von denen Ihr Euch nichts träumen lasset. Die Mitternacht ist eine arge Stunde. Da thun sich die Gräber auf, und Alle, die etwas Arges peccirt haben, müssen dann heraus und wandeln. Die Hölle öffnet ihre Thore und läßt Gespenster, Währwölfe und dergleichen Hausrath von des Teufels Großmutter heraus, die dann die Menschen plagen und ängstigen in allerhand Gestalten und Weisen. In meinen Kriegsläuften, auf Wachen und Posten hab' ich Manches erlebt, was ich nie vergessen werde, und Hunderte meiner Kameraden, Gott tröste sie, wo sie liegen, im Bett oder im Grabe, gesehen haben. Was aber den Kapuziner und den Schatten am Apostelhof betrifft, so mein' ich, obwohl es da „nicht just ist", er müsse Fleisch und Blut haben und Finkenstock heißen."

„Wer war denn der Bursche, und wie kommt er jetzt wieder hierher?" fragte Anselm, um sich doch genauer über die Lage der Sachen mit diesem ihm nicht unbekannten Menschen zu orientiren.

„Wartet ein bischen," sagte Michel, „hier sind wir am Markt-thor, hier muß ich blasen."

Wieder that der Alte seine Pflicht, während Anselm vom Froste geschüttelt wurde. „Ich sehe, Ihr friert tüchtig," nahm Michel das Wort wieder. „Seid zufrieden, nur noch einmal blas' ich an der Krahnengasse, dann ist's alle, und wir sind gleich am „goldenen Rade". Doch, um wieder auf den Finkenstock zu kommen, er ist ein lieb Seelchen, Herr, Sacré! Carracho! Maremdede! ein lieb Seelchen! Wenn je ein Höllenbrand in einer Menschenhaut steckte, so war der's. War mit allen Hunden gehetzt, hatte böse Milch getrunken und war im Apostelhof in der besten Schule. Hi, hi, hi! Doch was mich nicht brennt, das blas' ich nicht. Man sagt, er komme von Zeit zu Zeit, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, dem

alten Rath über den Hals und lasse seinem Geldsack zur Ader, oder hebe Zinsen von dem Kapital, das man „das Maul halten" heißt. Mir ist's recht; aber der Bub' ist aller Ränke voll, stellt nicht bloß dem Gelde nach; in Mainz war er ein Falschmünzer, in Frankfurt ein Dieb, in Coblenz ein Mörder! In allen drei Orten hat er gesessen; aber es gibt keine Mauer, die ihm zu hoch und zu dick; keine Kette, die ihm zu fest ist. Er kann „Blaupfeifen". Er bläst ein Schloß an und — es ist offen."

„Was heißt denn das Blaupfeifen?" fragte Anselm, der sichtlich zitterte.

„Was Ihr friert! Nun, hier an der Krahnengasse blas' ich noch einmal, dann sind wir schnell an Ort und Stelle."

Er blies.

Als sie wieder die lange Untergasse hinschritten, hob er an: „Blaupfeifen, Herr, ist eine Kunst, die der Teufel seine Lieblinge lehrt. So einer kann sich unsichtbar machen, wann er will; ist ihm eine Mauer zu dick — so pfeift er — und das Loch ist da; keine Fessel ist ihm zu fest, er pfeift, und sie fällt ab wie ein dürres Blatt am Baume, wie der Staub von einer Lederbüchse, wenn man sie schüttelt."

Ohne Zweifel würde Michel Pelzer diese diabolische Kunst noch mit einer Menge Einzelheiten belegt haben, wäre nicht in der Nähe des sogenannten Spurgäßchens eine schwarze Katze über den Weg gelaufen. Mit dem entsetzenvollen Ausruf: „Jeßmarjosep!" sprang er auf die Seite und hätte, wäre nicht die Mauer des nächsten Hauses sein Halt geworden, seinen Gefährten in den Schnee gestreckt.

„Was Teufels fällt Euch ein?" rief, über den unfeinen Ruck, den er bekommen, aufgebracht, der neue Zehntschreiber.

„Verzeiht," sagte Michel tiefaufathmend; „aber sahst Ihr denn die schwarze Katze nicht, die hier mit tellergroßen Feueraugen vorübersprang? Wenn das nicht die alte Annliese, die Wetterhexe war, so will ich nicht Michel Pelzer heißen!"

„Schämt Euch doch der Ammenmährlein!" rief Anselm zornig aus, „und sorgt, daß ich endlich unter Obdach komme!"

Da stand Michel stockstille vor ihm. „Donnerwetter!" rief er zornig aus und hob seinen Knotenstock: „wäret Ihr nicht der Zehntschreiber und mir nicht von meinem guten Kameraden, dem Zinkgräf, auf die Seele gebunden, ich wollte Euch das Ammenmährlein blitzblau auf den Rücken schreiben! Vier Potentaten hab' ich mit Ehren gedient und zwei Kugeln in meinem Fleisch, aber Ammenmährlein hab' ich nie geglaubt. Ihr seid ein Milchbart gegen mich, drum verzeih' ich Euch die Naseweisheit. Mir sind, hol' mich dieser und der, schon vor vierzig Jahren die Milchzähne ausgefallen, und wenn Ihr nicht scheel seid wie meines Nachbars, des Nagelschmieds Hund, der das Rad dreht, so müßt Ihr's an meinen Narben sehen, daß ich kein feiger Ofenhocker gewesen bin."

Anselm, der es mit dem ehrlichen Menschen nicht verderben wollte, faßte seine Hand, die in dem Fausthandschuhe von Katzenpelz steckte, und sagte begütigend: „Meister Michel Pelzer, nehmt mir das Wort nicht übel, das mir so herausfuhr. Ich wollte Euch nicht kränken." Michel gehörte zu den gutmüthigen Menschen, die leicht aufbrausen, aber ebenso leicht wieder zu beruhigen sind. Der Friede war um so schneller hergestellt, als sie ganz nahe an der hohen Steintreppe des Wirthshauses zum goldenen Rad angelangt waren.

Michel trommelte den Wirth heraus, und als Anselm ihm ein Trinkgeld in die Hand drückte, sagte er: „Nichts für ungut, Herr Zehntschreiber! Ich denke, wir werden noch gute Freunde. Ich werde Euch wohl noch manchmal des Nachts auf dem Heimweg aus dem Rade begegnen. Verlaßt Euch allezeit auf mich, und es soll Euch kein Haar gekrümmt werden. Auch sollt Ihr erfahren, daß Michel Pelzer Courage im Leibe hat, wenn's gegen Fleisch und Blut geht. Nun gute Nacht! Schluckt Euer Warmbier und legt Euch auf's Ohr in's warme Federbett. Ich armer Teufel muß bis

drei Uhr noch in den Straßen umherwandern, und Gott weiß, was mir noch blüht. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten schied er, und Anselm Köhler trat in die Wirthsstube des goldenen Rades, die noch leidlich warm war. Bald prasselte indessen ein loderndes Feuer im Ofen, und in kurzer Zeit stand ein glühendes und schäumendes Warmbier vor ihm auf dem Tisch am Ofen, das die fast erstarrten Glieder wohlthätig erwärmte.

Auch in seiner Schlafstube wurde eingewärmt, und ehe eine Stunde verging, verschwand seine Gestalt hinter einer berghohen Federdecke, wo ihn bald eine belebende Wärme durchdrang.

An Schlaf war nicht zu denken, denn der Name Finkenstock klang immer in seinen Ohren, und die Reihen von Vorstellungen und Gedanken, die sich daran knüpften, scheuchten den Schlaf; als aber endlich dennoch die Ermüdung über die innere Aufregung den Sieg davontrug, wob der Traum die Bilder regellos und toll in einander, welche die Seele beängstigt hatten. Immer wilder wurden diese Bilder. Er sah sich in einem Kerker mit Finkenstock, der ihn teuflisch höhnte; er hörte das Urtheil sprechen; er sah den Stab brechen über sich, und die Vorstellung, die Michels Wort von den beiden Galgen im Niederthale bei ihm geweckt, trat in den Vordergrund. Jenseit der schmalen Thalschlucht sah er Finkenstock am Galgen hangen und diesseit am anderen sich selbst. Der Strick schnürte ihm die Gurgel zu, und er zappelte und rang, sich los zu machen — als —

Doch wir müssen Michel Pelzer zuerst auf seinem Berufswege folgen.

Während der Zehntschreiber in die schwellenden Pfühle des hochaufbauschenden Federbettes sank, war der ehrliche Michel die Zollgasse hinaufgegangen, um sich durch die Obergasse an den Apostelhof zu schleichen, weil ihm eine dunkle Ahnung sagte, jener Kapuziner, der für Zinkgräf verschwunden war, den er aber in der

Bauersgasse hatte stehen sehen, sei eine Kriegslist Finkenstock's, der irgend wieder in den Apostelhof einbrechen wolle.

Es war eine runde Wahrheit, was Michel zu Anselm gesagt: daß er nämlich vor Fleisch und Blut nicht, wohl aber vor den unheimlichen Mächten der Finsterniß einen Schrecken habe und Aengste. Der berüchtigte Finkenstock war erst vor etwa vier Wochen von der Bergseite her in den Apostelhof eingebrochen, war aber durch das Dazwischenkommen Michel Pelzer's daran gehindert worden, sich zu holen, was ihm gelüstete.

Die beispiellose Frechheit dieses Gauners, der mit seinen Genossen die Gegend unsicher machte, ließ es erwarten, daß er jenen Versuch in anderer Weise erneuern wollte und erneuern würde.

Wenn ihn nun auch nicht das Pflichtgefühl getrieben hätte, so würde Michel Pelzer einen Sporn, den Gauner zu fangen, in dem Preise gefunden haben, den sowohl Kurmainz, als Kurpfalz auf seinen Kopf gesetzt hatten. Deßhalb war er ihm auf der Ferse wie die Bracke dem Hasen. Ueberdies schlug Michel die Ehre hoch an, da die Landdragoner umsonst bis jetzt auf ihn gefahndet hatten. War er ihm das letzte Mal durchgebrannt, so schwur er, daß ihn diesmal selbst das Blaupfeifen nicht aus seinen Fäusten befreien solle.

Zwei Mordthaten, die am Weseler Grün vorgefallen, die Beraubung reisender Handelsleute am Kreuzstein und einige Einbrüche in anliegenden Mühlen in dem Oberamte Simmern ließen auf eine Bande schließen, deren Oberhaupt Finkenstock war. Solch' Unwesen begünstigte die Zerrissenheit des Gebietes. Kam man doch innerhalb weniger Stunden in vier Herren Länder, und ein Schritt jenseit der Landesgrenze war ein Asyl für den Verbrecher, da die ohnehin lahme Polizei ihn nicht verfolgen durfte ohne besondere Ermächtigung. Die bunte Harlekinsjacke des höchstseligen deutschen Reiches bot Schlupfwinkel in Hülle und Fülle, und das goldene Zeitalter aller Spitzbuben und Räuber liegt in den letzten Zeiten seines siechen Daseins. Fiel doch das heillose Treiben des Schinder-

hannes und seiner Bande in dem Rheinlande noch zum Theil in die letzten Athemzüge dieses schon halbtodten Leibes, und konnte nur so fröhlich gedeihen, weil keine lebenskräftige Thätigkeit in den kleinen Staatsgebieten ihm entgegenzuwirken vermochte.

Vorsichtig, wie eine Katze sich dem Mausloche nähert, schlich Michel im Schatten der Häuser hin, den der schon jenseit der Ruinen Stahlecks hinabsinkende Mond bis weit über die Hälfte der Obergasse warf.

Michel hatte eine untersetzte Gestalt und war, trotz seines Alters, noch sehr muskelkräftig und wetterhart. Er gehörte insbesondere zu den Seltenheiten der menschlichen Race, die man „Kakerlaken" zu nennen pflegt. Sein Haar hatte eine Farbe zwischen weiß und gelb, doch so absonderlich, wie man es selten sieht. Das von der Regel Abweichendste war indessen sein Auge. Der Augapfel war roth, fast wie bei den weißen Kaninchen, und schien Nachts fast feurig, wie das Auge einer Katze. Beständig aber zwinkerte dies seltsam gebildete Auge, und rollte hin und her, daß es schier furchterregend war, hineinzublicken. Nachts hatte es die Natur des Katzenauges ganz, es sah im Dunkeln mit einer Schärfe, wie kaum das beste Auge anderer Leute am Tage. So hatte ihn die Natur und die Weisheit des Stadtrathes an die rechte Stelle als Nachtwächter gesetzt, ein Umstand, der, soweit chronikalische Nachrichten reichen, weder in der guten Stadt Bacharach, noch in den Mauern ihrer Schwestern anderwärts zu den regelmäßigen gehörte. Durch diese Naturgabe war er jetzt im Stande, trotz des blendenden Schnees und der Tiefe des Schattens, an den Häusern wahrzunehmen, daß am Apostelhof irgend etwas Unheimliches vorgehe. Er sah eine Gestalt arbeiten, ohne daß sein Ohr etwas vernahm, und der Kapuziner hatte an der Ecke der Bauersgasse noch immer seine Stelle, als ob er dort Wache hielte.

Er stand eine Weile und beobachtete scharf den Kapuziner. Darauf sagte er zu sich: Aha, das ist ein Schreckenberger, eine

leere Kutte, und der Vogel, der drin steckte, arbeitet am Thore des Apostelhofs! — Als er diese Ueberzeugung gewonnen, wickelte er den Riemen seines derben Knotenstockes stärker um die rechte Handwurzel und schlich mit Katzenvorsicht näher. Noch einmal hielt er ein und horchte. Der abknappende Ton eines Brecheisens verscheuchte vollends jeden Zweifel, und bald war er, ohne von dem Arbeitenden bemerkt worden zu sein, dem Menschen am Thore so nahe, daß er rasch in die Straße trat und sagte: „Du hast ja den Schlüssel vergessen, Freund Finkenstock?"

Wie von einem Zauberschlage getroffen, fuhr die dunkle Mannsgestalt am Thore herum. „Verfluchter Hund!" knirschte der Räuber, und das Brecheisen flog, wohlgezielt und mit entsetzlicher Gewalt geschleudert, gegen Michels Gesicht. So aus dem Schattendunkel des Thors herausgeschleudert, hätte es sicher jeden Anderen getroffen; aber Michels Katzenauge sah zu scharf; er wich aus, und mit voller Wucht flog das Eisen gegen die Mauer des gegenüberliegenden Hauses. „Fehlgeschossen!" hohnlachte Michel, und im gleichen Augenblicke sauste sein Knotenstock durch die Luft und traf mit schmetternder Macht den Räuber, der, sich bäumend, das Gleichgewicht auf der glatten Treppe verlor und auf die Straße herabrollte, wo er sich sogleich wieder aufzurichten versuchte.

Michel nahm indeß seinen Vortheil wahr und stürzte sich auf seinen Gegner; hier rang aalartige Gewandtheit mit herkulischer Kraft.

Michel sagte: „Blaupfeifer, nun entgehst Du mir nicht zum zweiten Male!" und setzte das Knie auf des Unterliegenden Brust; aber rasch zuckte dieser mit einer freigewordenen Hand ein Messer gegen Michels Seite.

Wieder war es die wundersame Beschaffenheit seines Auges, die ihn hier vor dem Verderben rettete. Ein kräftiger Schlag, auf den zuckenden Unterarm des Räubers geführt, schleuderte das Messer weit in die Straße; allein durch die Wucht dieses Schlages verlor

auch Michel seinen festen Halt. Eine rasche Bewegung Finkenstock's warf Michel auf die Seite, und wie ein Gedanke war der Andere auf den Beinen. Einen schnellen Blick warf er umher, ob er sein Messer nicht erreichen könne; als aber die Gewißheit sich ihm ergab, es liege nicht nahe, flog er pfeilschnell die Bauersgasse hinab. Michel brüllte: „Hülfe! Bürger heraus!" und rannte dem Entfliehenden nach.

Unglücklicher Weise prallte er wider die Kapuzinerkutte, die ruhig an ihrer Stelle stand, von einem Pfahle gehalten, stolperte darüber und stürzte noch einmal in den Schnee.

Durch diesen fatalen Zwischenfall gewann der Fliehende einen namhaften Vorsprung. Michel, noch immer brüllend: „Zu Hülfe! zu Hülfe!" rannte ihm nach und verfolgte ihn, seinen Stock nach seinen Beinen schleudernd. Auch dieser Versuch mißglückte, da im Eifer kein rechtes Zielen möglich war. Nun ging's an ein Hetzen! Durch die lange Untergasse hin ging die Flucht und die Verfolgung; allein immer größer wurde der Raum zwischen Beiden, und in der Nähe des „Rades", da, wo bei der Mündung des Spurgäßchens ein Brunnen sich zwischen zwei Häusern an die Stadtmauer rückt und eine Stiege auf den verdeckten Gang auf der Stadtmauer führt, verschwand der Fliehende, ohne daß Michel wußte, ob er in das Spurgäßchen entwischt sei oder auf den Mauergang sich geflüchtet habe. Als Michel an die Stelle kam, war Alles stille. Bleich vor Zorn stand er da und horchte, ob er nicht die Tritte des Fliehenden höre; aber es blieb stille. Hinten in der Straße jedoch wurde es laut. Die Bürger kamen in den groteskesten Aufzügen hervor, um Michels Flüche und Schimpfreden auf die Schlafhauben zu hören.

Michel dachte nicht daran, daß Finkenstock, der genau mit allen Räumlichkeiten der Stadt vertraut war, durch eine jener Luken der Stadtmauer hinausgestiegen und sich an der verwitterten Mauer festhaltend durch ein schnelles Hinabklettern gerettet habe, vielmehr

vermuthete er, daß er in eine etwa offene Thüre eines der umliegenden Häuser geschlüpft sei. Die Zahl der herbeieilenden Bürger mehrte sich. Der Amts- und Rathsschreiber Rudolphi, der in der Nähe „des goldenen Rades" wohnte, stürzte jetzt ebenfalls herbei, und nach kurzem Rathe wurde eine allgemeine Haussuchung beschlossen. Damit sie aber gleichzeitig in allen Häusern der Nachbarschaft des Mauerbrunnens statthabe, wurden die Bürger vertheilt, und ein Haufe von zehn tapferen Männern stürmte an das „goldene Rad".

Die heftigen Schläge an die Hausthüre weckten den Radwirth aus dem tiefen Schlaf, in den er kaum erst den rechten Weg gefunden. Taumelnd gelangte er zum Schlosse, und erst, als schon die Thüre fast erbrochen war, gelang es ihm, zu öffnen. „Was gibt's?" schrie er den Eindringenden entgegen.

„Du hast einen Spitzbuben im Hause," schrieen die Männer, denen selber der Zusammenhang der Begebenheit, in die sie plötzlich einzugreifen berufen wurden, noch dunkel war.

„Um des Himmels willen," schrie der Wirth, „es ist ja Niemand im Hause, als ein friedfertiger Reisender, der eben erst sich in's Bett verkrochen hat."

„Das ist er! das ist er!" tönte es aus allen Kehlen. „Wo liegt er?"

Und dem Wirthe nach stürmte die Rotte.

Anselm rang, wie bereits erzählt, eben danach, den Strick von seinem Halse abzustreifen, der ihm, alles Athems beraubend, an den Querbalken des zweibeinigen Galgens fesselte, als mit einem Höllenlärm seine Stubenthüre aufgerissen wurde und er erwachte.

Von kaltem Angstschweiße bedeckt, setzte er sich im Bett auf und starrte den furchtbaren Gestalten entgegen, die durch die Thüre in ununterbrochenen Reihen in das Schlafgemach quollen.

„Da ist er! Haben wir Dich endlich! Reißt ihn heraus!" das waren die Worte, welche Anselm vernahm, und blitzschnell folgten handgreifliche Zuthaten, welche ihn aus der süßen Wärme

des Bettes an den kalten Boden und in die erstarrende Kälte des Zimmers versetzten.

Er war keines Wortes mächtig, wäre aber auch nicht dazu gelangt, denn mehr als eine Faust, die, an Muskelkraft reich, Respect einflößen konnte, kam in unverhoffte und unerwünschte Nähe mit seinem Gesicht. Es hätte eines Wortes bedurft, um sie in eine bald verticale, bald horizontale Bewegung gegen seinen müden Leib zu bringen. Sobald Angst und Schrecken des ersten Augenblickes des Erwachens vorüber waren, begann er ruhiger zu werden und bat, ihm doch nur zu gestatten, daß er sich in dieser Hundekälte bekleide, er wolle ihnen ja gern folgen, wohin sie ihn zu bringen für gut fänden.

Das wurde endlich zugestanden.

Einer der Bürger war indessen hingeeilt, dem Stadtschreiber zu melden, daß sie den sauberen Vogel „im Rade" gefangen.

Ohne Säumen hörte nun alles Suchen auf, und die ganze Masse drang in das „Rad", wo Michel und der Stadtschreiber Rudolphi sich kaum Raum, zu dem Gefangenen zu kommen, erringen konnten.

Während dieser Zeit war der Wirth hinweggeeilt, Licht zu holen, da allmälig das erlöschende Mondlicht eine dichte Finsterniß eintreten ließ.

Anselm war noch immer bemüht, seine Kleider anzuziehen; allein ein gewaltiges Zittern an allen Gliedern, das theils von innen heraus kam, theils von der Kälte herrührte, ließ ihn vergeblich ein Geschäft verrichten, das er sonst in wenigen Minuten zu vollziehen gewohnt war.

Den heldenmüthigen Bürgern dauerte sein vergebliches Bemühen, sich in seine Kleider zurechtzufinden, über Gebühr und Geduld lange, und etwelche an Eile mahnende Rippenstöße vereitelten vollends die Erreichung des angestrebten Zieles.

Zu seinem Glücke nahte jetzt der Radwirth mit einer trübe

brennenden Oellampe. Als das Licht auf Anselms Gesicht fiel, verlängerten sich augenblicklich die Gesichter der umstehenden Bürger, und die, welche ihn mit Faustschlägen und Rippenstößen bedacht, begannen in ein weiter rückwärts stehendes Glied des Ringes sich zurückzuziehen, denn — das war ja nicht der Allen wohlbekannte Erzehntschreiber Finkenstock, sondern ein weltfremder, zitternder, todtbleicher Mensch.

„Alle Donnerwetter, Ihr Esel, was habt Ihr gemacht!" rief Michel Pelzer mit seiner Stentorstimme. „Habt da den müden Reisenden aus dem Bett gerissen, und währenddessen entwischt uns der Spitzbube! Das ist ja der neue Zehntschreiber, der diese Nacht erst angekommen ist."

Alle standen jetzt wie Bildsäulen da, und der Stadtschreiber, der schnell die Sachlage überblickte, begann in den Ton, den Michel angeschlagen, kräftig einzustimmen. Die Bürger wichen, tödtlich erschreckend, zurück, und nach wenigen Minuten war in der eben noch so tumultuarisch angefüllten Schlafstube Anselms nur noch der Stadtschreiber, der Wirth, Michel und der bebende Leidensbruder selbst.

Michel und der Amts- und Stadtschreiber überboten sich in den umschweifreichsten Entschuldigungen, die dem innerlich das Gleichgewicht nicht mehr findenden Anselm die Gelegenheit benahmen, wenn auch einen von Furcht überbotenen Unwillen auszusprechen.

Unter den herzlichsten Beileidsbezeugungen entfernten sie sich endlich, und Anselm kroch zitternd und bebend, wenn auch mit leichterem Herzen, unter den Berg seiner Federdecke, um den Schlaf zu suchen, der erst wieder sich einstellte, als der Tag glühend roth anzubrechen begann.

## 2. Der Morgen.

„Das war 'mal ein feiner Willkommen für Euch, Herr Zehnt schreiber," sagte der Wirth, die Hände reibend, als Anselm mi einem bleichen Gesicht in's Gemach trat, um das damals noch selten Frühstück eines duftigen Kaffees einzunehmen, das der Wirth au der Ofenkachel nahm und auf den Schenktisch setzte. „Ich verhoffe," fuhr er fort, „daß Ihr ob des unangenehmen Abenteuers keine Widerwillen auf mein Haus fallen lasset, das des Ruhmes nicht ohn Grund genießt, seine Gäste nach Verdienst und Würden freundlic und behaglich zu herbergen. Es ist ein schlimmes Zusammentreffe mit dem verruchten Spitzbuben. Ihr wißt doch —"

„Laßt mir meine Ruhe," rief Anselm, dem der ominös Name schon wieder in den Ohren klang; „ich habe nun gerad hautsatt daran."

„Wie Ihr wollt, Herr! seid so gut, mir Euren respectable Namen zu offenbaren," sagte mit großer Resignation der Wirth denn ein solch' reiches Unterhaltungskapitel hatte er lange nich unfreiwillig bei Seite gelegt.

„Ich heiße Anselm Köhler," sagte der Gast und setzte sich zum Frühstück.

„Köhler, Köhler!" wiederholte der Wirth. „Heißt nicht s der Herr Decanus von Sanct Apostеln in Köln?"

„Ist mein geistlicher Herr Oheim," sagte Anselm.

„So, so! Nun, da habt Ihr einen starken Hinterhalt, Her Zehntschreiber, und seiner Zeit ein wacker Erbe in Aussicht. Eue Stellchen im Apostelhof nährt auch seinen Mann und wirft einen Mann Eures Standes und Alters ein Erkleckliches zu seine besonderen Vergnügenheiten ab. Laßt Euch das „goldene Rad" empfohlen sein. Ihr findet da immer die standesmäßige Gesellschaft dermaßen die Herren Beamten meinen Steeger, Manubacher und Oberdiebacher sehr „süffig" finden. Habe auch Enghöller und Boden

häler und ziehe selbst in meinem Weinberg in der Wolfshöhle, welche ine vorzügliche Weinbergslage gen Steeg zu ist, die Perle des Beins unserer Gemarkung."

Anselm neigte sein Ohr der Rede des Wirthes nicht zu. In hm gingen die Erlebnisse dieser Nacht noch bunt durcheinander. Seine Miene war unfreundlich. Allmälig jedoch lag ein anderes Verlangen in ihm, und der redselige Wirth, der Alles aufbieten zu wollen schien, ihm die Drangsale der Nacht aus dem Gedächtniß wegzutilgen, schien ihm die beste Quelle, es zu befriedigen. Er wollte im Apostelhof in eine ihm fremde Welt, unter Menschen treten, die ihm Alle fremd waren.

„Herr Wirth," hob er darum endlich an, „wenn Ihr mir das Herzeleid wollt vergessen machen, das ich unter Eurem Dache verlebt, so setzt Euch einmal zu mir, da wir so schön allein sind, und schildert mir meine künftigen Hausgenossen im Apostelhof treu und wahr und ohne Rückhalt. Ihr mögt Euch vorstellen, daß es mir darum zu thun ist, klar zu sehen."

Der Wirth setzte sich. „Da sollt Ihr Euch an mir nicht betrogen haben," sagte er, „allein gebt mir Euer Wort, daß niemals auch nur eine Sylbe von dem bekannt wird, was ich Euch als guter Freund mittheilen werde."

Anselm gelobte das mit Freuden, und der Wirth strich seine Haare zurück, wie er pflegte, wenn er Wichtiges unternahm, hustete einmal und hob dann an zu erzählen.

„Wenn Ihr es verlangt," hob er zutraulich an, „daß ich frisch von der Leber und von der „Farbe" reden soll, so kommt nicht immer das Beste. Ich kann aber nichts dafür, wenn die nackte Wahrheit nicht schön ist. — Im Apostelhof leben zwei Hausgefäße, unten der Apostelküfer Ickrath mit seiner Sippschaft und oben der Herr Rath und kurkölnische Amtskeller Würfler mit der seinen.

„Der Ickrath ist ein ehrlicher Mensch, aber grob und in Redensarten nicht eben sehr wähleriſch. Er thut ehrlich seine Pflicht, trinkt

sein Schöpplein, singt und pfeift den ganzen Tag und läßt sonst „Gottes Wasser über Gottes Land laufen". Ihr wißt, was das heißt. Seine Frau ist still und ernst, eine tüchtige, respectable Hausfrau, von der Niemand redet. Das ist gewiß ein gutes Zeichen für die Frau. Nehmt Euch aber vor dessen achtzehnjährigem Kind in Acht! Ihr seid jung, und das Feuer in ihren braunen Augen zündet wie ein Blitz. Sie gilt für das hübscheste Mädchen der ganzen Stadt, mit Ausnahme der Tochter des Herrn Rath Würfler. Jckrath's Lenchen und Raths Tonchen heißen die „Perlen des Apostelhofs", und Ihr kommt da zwischen zwei Feuer, was an und für sich seine Mucken hat.

„Leuchen ist ein sittig Kind, das die Mutter streng erzogen hat, und nie ist mir etwas Unrechtes von ihr gesagt worden. Der schlechte Finkenstock stellte ihr nach wie ein Sperber der Taube, aber er flatterte ab.

„Eine Stiege höher als Meister Jckrath wohnt eben Herr Rath Würfler, das zweite Hausgefäß.

„Derselbe ist siebenzig Jahre alt und ein „alter Fuchs, der mehr als ein Loch in Bau hat," wie die Jäger reden. Wer ihn fangen will, muß frühe aufstehen und sich wohl vorsehen, daß er nicht gefangen wird. Seit länger als vierzig Jahren verwaltet er das Amt, und wer ihm nachsagen wollte, er habe seinen Vortheil versäumt, der löge es in seinen Hals. Mit dem Finkenstock hat er unter einer Decke gespielt; als aber der Bursche keck, unverschämt, diebisch wurde, zuletzt keine Rücksicht mehr gelten ließ, die Kasse erbrach, deren Mangel der Alte decken mußte, da war es aus. Er ließ ihn fallen, und er mußte flüchtig werden, um dem halsbrechenden Prozesse zu entfliehen. Nehmt Euch in Acht. Er wird Euch auf's Eis führen und so lange düfteln, bis er Euch im Garne hat. Reich ist er, entsetzlich reich, und genießt auch seinen Reichthum; denn trotz seines Zipperleins ist Küche und Keller sein Himmelreich. Er sitzt in maßloser Langweile den ganzen Tag im Polstersessel am

Fenster und haſcht nach Stadtmährlein. Seine kranken Füße ruhen in Lammpelz gehüllt auf einem Kissen, und wehe Dem, der das Unglück haben sollte, sie unsanft zu berühren.

„Sein größter Schatz aber ist Tonchen, sein Töchterlein, die andere „Perle des Apostelhofes". Ihr habt, darauf könnt Ihr Gift nehmen, nie ein hübscheres Mädchen gesehen. Schwarze Augen, Himmel und Erde! die leuchten, sengen, brennen und machen Jeden kapitaltoll, der zu tief hineinblickt. Ist ebenso als bei Jckrath's Lenchen, und wer die Schönste von beiden Mädchen ist, bleibt vor der Hand noch ein Räthsel. Versucht Euch einmal an der Lösung! Ihr seid, nehmt's nicht quer, ein hübscher Mensch und — wenn Feuer und Stroh zusammenkommt, brennt's gern, sagt das Sprüchwort am Rheine. Tonchen ist verliebt wie ein Eichhörnchen. Wer weiß, was sich macht? Ihr habt den hochwürdigen Decanus zum geistlichen Oheim, heirathet Ihr das Tonchen, so seid Ihr Amtskeller, so gewiß, als ich Radwirth allhier bin! Wär' nicht zu verachten! Eine bildschöne Frau, ein Haus wie ein Schloß, freier Herr, zwölfhundert Gulden Besoldung und zwölfhundert Gulden Nebenabfälle, das ist schon werth, überlegt zu werden. Daß Tonchen mit dem Amtsschreiber Rudolphi liebängelt, darf Euch nicht irre machen. Sie hat Niemand sonst, an dem sie Gefallen finden könnte. Die Beamten hier sind alle alte Knasterbärte, die meist ihre Weiber haben, und sonst ist Nichts vorhanden, was ihr ebenbürtig wäre. Der Rudolphi ist kreuzbrav, aber — aber — ob er es versteht, „Süßholz zu raspeln," das heißt, wie man sich hier scherzweise ausdrückt, einem hübschen Mädchen schön zu thun und artig zu sein, wie sie's gern haben, möchte ich wohl bezweifeln. Den hebt Ihr aus dem Sattel, so gewiß als zweimal zwei vier ist.

„Ich erleb's noch, daß ich auf Eurer Hochzeit lustig bin!"

Anselm zog die Stirn in Falten. „Macht die Rechnung nicht vor dem Wirthe," sagte er.

„Das kann ich gar nicht," lachte der mundfixe Wirth, „weil ich ja selber der Wirth bin." Ein schallendes Gelächter begleitete seinerseits diesen, in seinen Augen glänzenden Witz. Da er aber merkte, daß sein Gerede nicht den erwarteten Beifall fand, lenkte er ein.

„Haltet es meinem Naturell zu gut, Herr Zehntschreiber, wenn ich meiner Laune einmal den Zügel schießen lassen muß. „Einen Scherz in Ehren, kann Niemand wehren!" Außer dem schönen Tonchen leben noch zwei Personen im Hause, die von schwerem Gewichte sind, die Eine sogar auch lieblich, nämlich Jungfer Annemarthe, die aber eigentlich zu diesem Ehrennamen kein Recht von wegen eines Söhnleins, von dessen naher Verwandtschaft zu dem Herrn Rath und Amtskeller die böse Welt wissen will. Mir ist's einerlei. Annemarthe ist über die Jahre der Jugend, aber nicht über ihre Eitelkeit und Gefallsucht hinaus. Tonchens Milchamme wurde sie, als die Frau Räthin starb, Haushälterin; ja, ich kann sagen, die Seele des Hauses, weil sich Alles um sie herumdreht. Habt Ihr sie zur Freundin, so ist's lange gut mit Euch bestellt. Und sie zur Freundin zu kriegen, ist nicht schwer. Ihr dürft ihr nur artig sein und zuthunlich. Glaubt mir, der Finkenstock hätte sich im Apostelhof so lange nicht gehalten, wäre sie nicht seine Stütze und Schützerin gewesen, und — daß es ihm mehrmals gelang, den alten, schuftigen Filz von Rath, der von Geiz schier platzt, tüchtig herzuholen — ohne sie wär's sicherlich nicht gerathen. Man sagt, sie stehe heute noch mit ihm im Bunde. Behaupten will ich's nicht — aber ohne ist's auch nicht. Wie hätte er es sonst immer so trefflich treffen können, daß Niemand im Hause war, als Annemarthe und der Alte? Mein Großvater selig sagte, da er noch lebte: „mit Wasser bäckt man keine Pfannenkuchen!"

„Es war eine seltsame Geschichte," fuhr der Wirth fort, „daß der vermaledeite Finkenstock mit der alten, dicken Annemarthe ein Herz und eine Seele war und doch auch dem Tonchen den Hof

machte, und gern von ihr gesehen war. Ein schlauer Spitzbube war's, und er muß pfiffig sich durchgeholfen haben. Nun, Touchen ist ein verliebt Ding und leichtfertig dabei, obwohl man ihr kein Unrecht nachsagen kann; nur so ein bischen Liebelei und absonderliche Neigung zu den Mannsleuten. Zuletzt, Herr Zehntschreiber, ist noch eine Person von Wichtigkeit im Hause, nämlich das Jakößchen, Annemarthens Söhnlein. Ich sage nicht Söhnlein, weil ihn die Jugend drückt, denn er ist seine zwanzig und mehr Jahre alt, sondern vielmehr heißt er so einer Leibesgestalt wegen, die fast nur zwei Schuh mißt. Er ist ein Zwergab und ein erschrecklicher Buckelorum dazu, der auf dem Rücken und auf der Brust einen mächtigen Verdruß sitzen hat. Wenn Ihr Euer Lebtag etwas Häßlicheres und Erschrecklicheres gesehen habt, als Jakößchen, so will ich mein Lebtag Wasser trinken, was ich ungern thue. Er hat einen Kopf wie ein Fruchtkümmer, Augen von entsetzlicher Größe und brennrothe Haare. Alle Welt hält ihn für einen Simpel, aber er ist gescheidt wie ein Thorschreiber, und luchst den Leuten ihre Schwächen, Neigungen und Gedanken ab, wie man's sich gar nicht vorstellen kann. In seinem Thun ist er ein Kind. Seine Tauben sind sein Glück. Tag aus, Tag ein wandert er durch die Gassen, um dem Rath Neuigkeiten zu bringen. Er weiß auch alle Geschichten und was in den Häusern vorgeht. Hat man ihn zum Feinde, so ist Hopfen und Malz verloren, man kommt nicht mehr in's Fahrwasser, denn er gilt Alles bei dem Rath. Er allein kann dem die Lammpelze um die Füße wickeln und darf sich etwas bei ihm herausnehmen.

„Nun kennt Ihr Eure künftigen Hausgenossen genau; aber, ich wiederhole noch einmal, haltet bei Euch, was ich Euch gesagt."

Anselm Köhler versprach zu schweigen. Er saß stille in der Ecke am Kachelofen, überlegte sich, was er gehört, und schien sich einen Plan zu machen, wie er auftreten wolle.

Der Wirth war hinausgegangen, kam aber bald wieder und setzte sich zu Anselm.

„Wo habt Ihr denn Euer Gepäcke?" fragte er.

„Das bringt morgen oder übermorgen ein Lücker Fuhrmann mit," sagte Anselm und forderte seine Zeche. Als er sie berichtigt, brach er auf, um nach dem Apostelhof zu gehen. Der Wirth, der Allerweltsfreund sein mochte, hatte bereits dorthin seine Magd entsendet, um in besonderer Gefälligkeit die Anzeige zu machen, daß alsbald der neue Herr Zehntschreiber eintreffen würde, der diese drangsalvolle Nacht, selber angefochten, in seinem Hause geherbergt habe.

## 3.

Wo die vom Rheine gegen den Berg laufende Bauersgasse in die die Stadt der Länge nach durchschneidende Obergasse ausmündet, stand im Jahre 1708 ein Gebäude, dessen alterthümliche, wunderliche Bauart in eine längstverschwundene Zeit zurückwies. Der Styl, wenn auch vorherrschend gothisch, hatte so viel Eigenthümliches, daß er jeden kundigen, ja auch ganz unkundigen Blick fesselte und Räthsel vorlegte.

Man nahm es deutlich wahr, daß der ursprüngliche Plan des Baumeisters nicht seine volle Ausführung gefunden hatte, vielmehr ein Wesentliches fehlte, um die Einheit und Vollendung des Ganzen zu verwirklichen. Die ganze Anlage des Gebäudes zeigte es, daß der Baumeister im Sinne gehabt hatte, ein Mittel- und Hauptgebäude aufzuführen, an das sich zwei, mit dem Hauptbaue jedoch verbundene, nur weiter vorspringende, niedrigere, den viereckigen Platz nur nach der Straße offen lassende Flügel anschließen sollten. Der Hauptbau und der Flügel links vom Eingange waren auch vollendet. Der rechtsliegende jedoch war nie zur Ausführung gekommen, vielmehr bildete der ganze für ihn bestimmte Raum weite Bogenhallen, unter deren Gewölbe Keltern, Bütten und des Apostelküfers Werkstätte sich befanden.

Das Hauptgebäude, das eine doppelte Länge gegen den fertigen Flügelbau hatte, zeigte drei Giebel nach vorne, deren mittelster am höchsten war. Aus rothem Sandstein ausgeführt, waren diese Giebel mit der zierlichsten Steinmetzarbeit verziert und liefen in wundervolle Blattrosen aus. Große Spitzbogenfenster liefen am Hause hin im zweiten und dritten Geschosse, während das erste Geschoß Fenster zeigte, die volle Halbkreise bildeten. An dem mittelsten Stockwerke lief ein Balkon hin, dessen Lehne die allerzierlichsten Sculpturen bedeckten. Wo der Flügelbau sich an den Halbbau anschloß, erhob sich ein Thurm, in dem die gewundene steinerne Stiege alle Geschosse verband. Unter seinem Dache hauste Jakobchens zahlreiche Taubencolonie.

Wo man von der Wendelstiege in die einzelnen Stockwerke trat, befanden sich gewölbte Hallen, auf welche die Thüren der Gemächer mündeten, wenn sie nicht auf einen Gang ausliefen, der sich in der Mitte der Zimmerreihen dunkel und unheimlich hinzog.

Gegen die Straße schloß eine hohe Mauer den geräumigen Hof ab, und ein mächtiges Bohlenthor hatte in seinem rechten Flügel ein kleines Pförtchen zum Aus- und Eingang. Zur Seite des Thores befand sich ein mit mächtigen Eisenstäben verwahrtes Fenster in der Mauer, um, wenn das Thor geschlossen war, Diejenigen zu sehen, welche Einlaß begehrten. Zur Seite dieses Fensters befand sich der Brunnen. Der Baumeister mußte ein absonderlicher Kauz gewesen sein; denn wohin man blickte, da schauten aus dem reichen Blattwerke der Steinverzierungen sowohl am Balkon, wie am Fries und Gesimse die gräßlichsten, spottenden, höhnenden und lachenden Fratzen heraus, und besah man sie genau, so waren es tonsurirte Köpfe oder Thierköpfe mit geistlichen Kopfbedeckungen oder anderen leicht kenntlichen Abzeichen, als: Bischofsstäben, Infuln, Stolen und dergleichen. Die Sage berichtete, der Erbauer sei ein Decan oder Probst aus Köln gewesen, der am Delirium tremens, zu deutsch: am Säuferwahnsinne gelitten.

Der ehrliche Chronist Sebastian Fabian macht zu dieser Sage, die er erwähnt, die beherzigenswerthe Bemerkung: „Es ist wohl ein Zeugniß für die arge und böse Welt, daß man solche Greuel einem geistlichen Haupte zuschreibet und gar vermeinet, er habe an einem Delirio gelitten, so vom vielen Weintrinken kommet, was doch von einem solchen billig nicht vermuthet werden mag.“ Ob nun die Sage richtig, mag dahingestellt bleiben.

Dieses Gebäude hieß von uralten Zeiten der Apostelhof, und der Erzähler bezeugt, daß die Stätte, wo es stand, heute noch diesen seltsamen Namen trägt, obwohl vom ursprünglichen Baue leider nichts mehr übrig ist, als die stattlichen Keller.

Woher solcher Name? fragen vielleicht manche Leserinnen. Die Antwort ist diese: In der Zeit, wo Bacharach unter der Regierung des erzbischöflichen Krummstabes von Köln stand, hatte die Kirche zu den heiligen Aposteln in Köln reiche Schenkungen an Weinbergen, Aeckern und Wiesen in dem Gebiete der sogenannten „Vier Thäler“ erhalten, welche vier Thäler einen eigenen, durch selbstständige Verfassung getragenen Verband bildeten, nämlich Bacharach, Steeg, Manubach und Oberdiebach nebst den dazu gehörigen kleinen Dörfern und Weilern.

Ein reicher Ritter von Greifenclau, der es erwarten mußte, daß über seinem Grabe, da er erbenlos war, der Schild zerbrochen würde, schenkte diesen seinen Freihof oder sein Burghaus der Apostelkirche nebst allen daran haftenden Gütern, Gilden, Zinsen, Zehnten und „hörigen Lüten“, wie die von dem Chronisten erhaltene Urkunde sagt, hoffend, daß durch solche fromme Schenkung die Bürde, die seine Seele belastete, abgenommen oder doch namhaft erleichtert würde, da dafür Anniversarien und Singmessen gehalten werden mußten. So hieß denn fortan das Gebäude nicht mehr „Greifenclau'scher“, sondern Apostelhof.

Der Herr Rath und Amtskeller (wie die Verwalter der Gefälle irgend einer öffentlichen Anstalt damals hießen) saß in seinem

damastnen Schlafrocke, der gar absonderliche Blumen zu Tage legte, die weiße Zipfelmütze über den kahlen Schädel gezogen (da die Perrücke mit den mächtigen Rollen erst Mittags aufgesetzt wurde), in seinem grüngepolsterten Lehnstuhl und dampfte Ringlein in die Luft, deren Rundung und zierliches Schweben ihn über die Maßen erfreute und ergötzte. Noch eine Tasse Mokka stand auf dem achteckigen Tischchen von chinesischer Arbeit neben ihm, an deren duftigem Inhalt er von Zeit zu Zeit nippte. Jakübchen hatte bereits, da es stark auf den Mittag losging, seine Neuigkeiten referirt, die heute außergewöhnlich dünn ausfielen, weil nur ein Gegenstand die Stadt bewegte, das außerordentliche Ereigniß dieser Nacht, bei dem der Apostelhof extra betheiligt war.

Die Gemüthsruhe des Herrn Raths war zwar erschüttert worden, allein das Phlegma herrschte in seinem dicken Leibe so überwiegend vor, daß er sich, zumal ja Finkenstock's Versuch mißlungen war, bald wieder in das Geleise seines Beharrens hineinfand. Was ihm mehr zu denken gab, war eben der neue Zehntschreiber. Was wird denn das wieder für ein Vogel sein? sagte er laut zu sich selbst; denn laut zu denken war seine Weise. Ein Kölner Funke vielleicht? So einer, der auf der Fleischgabel liegen bliebe? Nepotchen vom alten Decan. Taugen in der Regel nicht viel! Werde klug sein müssen, um zu probiren, wie hoch er fliegt, wie schwer er wiegt. Nun, ich habe „ein Auge, das um die Ecke sieht," und mein Jakübchen versteht sich auf die Menschenprobe, wie Balthes Ickrath auf die Weinprobe. Der arme Teufel hat eine schlimme Willkommnacht gehabt. Muß ihm das Herzeleid durch Freundlichkeit zu ersetzen suchen, was ich auch Allen im Hause aufgegeben habe.

Neben ihm auf einem Tisch an der Wand lagen eine Anzahl schweinsledener Folianten, worin sich die Lagerbücher, Zehntlisten und dergleichen auf die Gefälle des Apostelhofs bezüglichen Stücke befanden.

Bis dahin hatte sie der Amtsschreiber dem Alten geführt. Sie sollten nun dem Zehntschreiber übergeben werden. Der alte Herr blickte indessen in ruhiger Erwartung auf die Straße, um den neuen Hausgenossen, bevor er einträte, schon einer Musterung zu unterwerfen.

Jungfer Annemarthe hatte schon die beiden Zimmer, die seine Wohnung abgaben, auf's Reinste hergestellt und auf's Anständigste möblirt. Auf dem Gesimse des Kleiderschrankes standen nickende Pagodchen und aus Wachs geformte Vögelein, an Farben reich, und kleine Töpfchen mit Wachsblumen von erklecklicher Steifheit. Ein Spiegel mit goldenem, verschnörkeltem Rahmen, eine wunderlich geformte Kommode, ein großblumig bezogener Sessel mit Rehfüßen, ein Tisch mit gewundenen Beinen und eine Anzahl hochlehniger Stühle bildeten das Geräthe des Zimmers. Im anderen stand ein unendlich großes, hochbauschiges Federbett mit einem Himmel und Behängen von blauem Damaste.

Jungfer Annemarthe stand vor dem Spiegel und betrachtete sich wohlgefällig, rückte an dem Aufsatz ihres hochgethürmten Kopfputzes und verhehlte sich nicht, daß sie trotz ihrer Jahre (der Puder deckte ja das grauende Haar mit seinem Alles gleichmachenden Schnee) noch immer im Stande sei, ein Zehntschreiberherz zu erobern. Nachdem sie mit seidenem Tuche nochmals vorsichtig jedes Stäubchen entfernt, verließ sie das Gemach und wanderte in die Küche, um — in der Nähe zu sein, wenn der Erwartete nahe. Die durch den Schrecken der vergangenen Nacht hervorgerufene Bläße der breiten Wangen der umfangreichen Matrone hatte ein Schminktöpfchen in blühendes Roth verwandelt. So konnte sie festen Muthes den ersehnten Augenblick erwarten.

Unten im Hofe stand der Apostelküfer Balthes Jckrath in der Bogenhalle des Kellerhauses und pfiff ein Lied, während das Linkbeil die Fuderfaßdauben bearbeitete. In dem Liedlein ließ er seinen Aerger sich entladen, daß ein tiefer Schlaf ihn der Luft verlustig

gemacht, den Räuber mit seinem Bandmesserrücken nach Gelüsten zu bedienen.

Aus dem Thorthürmchen trat jetzt Jakobchen hervor, pfiff seinen Tauben und streute, als diese mit lautem Flügelschlage zu Hauf herabstürzten, den schweren Hafer des Zehntspeichers in reichlichem Maße unter die beflügelten Lieblinge. Auf seinem unendlich häßlichen Gesichte lag ein unverkennbarer Unmuth.

Während dies Alles sich theils oben im Apostelhof, theils unten zutrug, saßen in der geräumigen Stube des Apostelkäfers zu ebener Erde zwei Personen, über die der Radwirth nur andeutend weggegangen, die Mutter und Lenchen. Die Mutter saß zur Seite des Kachelofens und spann, und Lenchen reinigte das Gemüse zum Mittag.

Frau Ickrath war eine Vierzigerin, unfern der fünften Zehn, aber noch keineswegs über die Periode des weiblichen Lebens hinaus, die ihr die Benennung einer stattlichen und schönen Frau mit Fug und Recht zuzusprechen erlaubte. Streng haltend an alter, echter Zucht und Sitte, bewahrte sie einen sittlichen Ernst und eine getragene Würde, wie sie in echten Bürgerfrauen jener und, leider seltener, in einer späteren Periode gefunden wurde. Diese ernste und edle Haltung nöthigte Jedem, der sich ihr näherte, Achtung, der sanfte Ausdruck ihrer Züge Wohlwollen ab. Das Regiment ihres Hauses führte sie mit solchem Takte und doch so zart, daß Meister Balthes es gar nicht merkte, daß er nicht alleine, wie man am Rheine zu sagen pflegt, im Besitze der Hosen sei. Die stete Fröhlichkeit ihres Gatten spiegelte sich in ihren Zügen höchstens in einem milden Lächeln wider.

Das einzige Kind beider Gatten war Lenchen. Sie stand eben im reichsten Schmucke jungfräulicher Blüthe. An dem Mädchen war kein Tadel von dem Kopfe bis zur Sohle, auch nicht der leiseste. Ihre ausgezeichnete Schönheit erhielt durch den stillen, sittigen, demüthigen Ausdruck einen unwiderstehlichen Reiz. Die Frucht einer

gottesfürchtigen Erziehung drückte ihr Wesen aus. Einfach und reinlich, war ihre Kleidung die der mittleren Bürgerklasse. Fromm von echter Farbe war des Apostelkäfers Familie, aber fern von jenem bigotten Wesen, das den Himmel ausschließlich als sein unbestreitbares Vorrecht in Anspruch nimmt. Ein Weihwasserkesselchen hing an der Wand und darüber geweihte Palmbüschel vom letztjährigen Palmsonntage, einige Heiligenbilder und ein kleines Spiegelchen. Das war der Wände ganzer Schmuck. Das Geräthe war einfach von Tannenholz, aber sowohl dieses, als der Fußboden blendend weiß gescheuert. Ein Käfig mit einem Blutfinken, den Meister Balthes pfeifen gelehrt und der auf Lenchens Ruf aus seinem Käfig auf ihre Schulter flog, vollendete die einfache Möblirung der geräumigen Wohnstube, deren Fenster von Eisblumen bedeckt waren, auf die der große Ofen trotz tüchtigen Einlegens noch nicht den mindesten Einfluß zu äußern im Stande gewesen war.

Mutter und Tochter hatten den Stoff, welchen die Ereignisse dieser Nacht geboten, bereits im Gespräche vollständig erschöpft, ohne daß die Kunde von dem neuen Zehntschreiber, der so übel davon berührt worden war, sie erreicht hätte, denn noch hatte kein Verkehr mit den Bewohnern des oberen Geschosses stattgefunden, selbst Jaköbchen war noch nicht bei seinem Lieblinge, dem schönen Lenchen, das er nur sein Engelslenchen nannte, gewesen.

Jetzt hüpfte ein leichter Fuß die Wendelstiege herab, und alsbald öffnete sich die Stubenthüre. Wenn auch in der Nachthaube und den Pudermantel um die schwellenden Glieder geschlagen, war das Köpfchen und die Gestalt, die in der Thüre erschien, höchst reizend. Ein lachend gebotener guter Morgen zog die Augen der beiden Anwesenden auf die Liebliche, und eine wohltönende Stimme sagte: „Ach, wie fleißig schon so früh!"

„Frühe?" wiederholte die ernste Frau Ickrath. „Man sieht wohl, wie lange Ihr geschlafen. Es ist elf Uhr alsbald, und die Eßglocke wird bald läuten."

„Lenchen putzt ja noch am Gemüse," sagte Tonchen lachend.

„Wir haben auch länger geschlafen, als ziemlich und recht," versetzte die Frau, „aber es ist auch kein Wunder."

„Nun, so grollt auch mir nicht, Frau Ickrath," fiel ihr Tonchen in die Rede, „und da Lenchen nahe fertig ist, so bitte ich, gestattet, daß sie mir das Haar mache."

Die Bitte der Tochter des gebietenden Herrn im Hause, dem ihr Mann untergeben war, konnte nicht leicht eine verneinende Antwort gewärtigen.

Die Mutter sah Lenchen an und sagte: „So geh' und setze das Gemüse zum Feuer; ich will dann ausnahmsweise heute weiter sorgen, da Ihr doch nicht sobald fertig sein werdet."

Das Wort war kaum gesprochen, als Lenchen den Zuber ergriff und mit Tonchen verschwand. Das Befohlene wurde schnell vollzogen, das Feuer geschürt, und wenige Minuten später hüpften die zwei lieblichen Gestalten Arm in Arm die Stiege hinauf und verschwanden jenseit einer Thüre, die rechts vom Eingange gerade über Ickrath's Wohnzimmer lag. Eine starke Wärme hatte das Eis der Fenster gänzlich vertilgt, so daß man auf das Hofthor den freien Blick hatte.

Tonchen setzte sich an das Fenster, und Lenchen begann die glänzenden Flechten des reichsten Haares von ihren Banden zu befreien, die nun fesselos in herrlichen Locken, wie ein weiter schwarzer Mantel, die reizende Gestalt umflossen.

„Du hast früher und besser ausgeschlafen, als ich," sagte das plauderlustige Tonchen zu der schönen Haarkünstlerin, die mit Wohlgefallen das schöne Haar löste. „Auf Deinen Wangen blühen wieder alle Rosen. Ich sehe bleich und angegriffen aus. War das aber auch ein Schrecken! Was nur der Spitzbube wieder wollte? Hätten sie ihn nur endlich einmal gekriegt!"

„Ist das Dein Ernst?" fragte mit sarkastischem Lächeln die

Jugendgespielin und neigte den schönen Kopf über die Schulter Tonchens, daß sie ihr gerade in die Augen blicken konnte.

Tonchen erschrak über die plötzliche Bewegung und die bedeutungsvolle Frage. Eine glühende Röthe flog über ihr schönes Gesichtchen. Sie war indessen nicht so leicht außer Fassung zu bringen. Komisch zürnend sagte sie: „Man meint, Du wärst ein Richter, der einem in's Gewissen hinein oder draus heraus fragen wollte."

„Und wenn ich das nun wollte," fragte Lenchen weiter.

„So könnte ich doch antworten, was ich wollte," erwiederte lachend Tonchen; „aber was soll ich's leugnen? Ich war ihm auch gut! Will's auch gar nicht in Abrede stellen, daß Deine Vermuthung richtig ist. Hast Du was dagegen, daß ich ihm gut war? War er nicht ein gar schöner Mann?"

„Allerdings," sagte Lenchen ernst werdend. „Du kanntest ihn als einen schlechten Menschen, leugnest Du das?"

„War's denn mein Ernst?" fragte Tonchen auffahrend. „Du kannst das Predigen so wenig lassen, als Deine Mutter. Ein wenig Kurzweil ist nicht verboten."

„So?" fragte das züchtige Lenchen. „Schäme Dich des Wortes. Hat er Dich nicht mehr als einmal geküßt?"

„Wenn ich ihn erhaschte und ich ihn geneckt hatte!" fiel Tonchen ein. „Wehren konnt' ich mich doch nicht gegen ihn! Was vermochte ich gegen den kräftigen Mann?"

„Aber ihn nicht necken und zum Haschen herausfordern," versetzte Lenchen scharf betont, „das konntest Du!"

„Du bist so spießbürgerlich und klösterlich zugleich erzogen, daß ich Dich bedaure. Fast glaube ich, daß Du Dich wehrst, wenn einmal Dein Bräutigam Dich küssen will. Da bin ich froh, daß ich anders erzogen bin, und ich dank' es meiner Annemarthe, die sagt, daß einen Scherz in Ehren Niemand wehren könne. Was ist denn auch so ein Kuß anders als ein Spaß?"

„Wenn ich ein Mann wäre, würde mir so leichtfertige Rede

schlecht gefallen. Was würde zum Beispiel der Herr Stadtschreiber dazu sagen, hörte er das, und wüßte, was ich weiß?" fragte Lenchen.

Tonchen erröthete und diesmal halb vor Aerger, halb vor Scham. Sie rief erregt aus: „Hat denn der einen Kaufbrief über mich, oder bin ich seine Frau? Wo steht es denn geschrieben, daß ich mich an ihn gebunden? Er hat mich noch nie geküßt, weil er zu steif und ungelenkig dazu ist und zu spießbürgerlich. Der paßte prächtig zu Dir!"

Lenchen erröthete tief und war froh, daß Tonchen sie nicht ansehen konnte. Jene fuhr in ihrem leichtfertigen Tone fort: „Ich halt' es mit dem Liedchen, welches das verrückte Baumannslieschen singt:

Der Anton und der Peter,
Der Jakob auch dabei,
Die thun mir wohlgefallen,
Ich lieb' sie alle Drei.
Den Anton thu' ich küssen,
Dem Peter folg' ich zum Spiel —
Und sollt' ich dann heirathen —
Der Jakob mir gefiel!

Trallerallera!" sang Tonchen mit lauter Stimme, sie war aufgesprungen und tanzte wie toll im Zimmer herum. Die Lockenfülle umwallte die schöne bewegliche Gestalt, und sie war anzusehen wie eine jener reizenden Bacchantinnen, die der Meißel der Künstler des Alterthums uns überliefert hat. Wenn auch Lenchen bei ihren streng sittlichen Grundsätzen einen Stachel in ihrer Brust fühlte und einen edlen Unwillen kaum bergen konnte, so vermochte sie doch das Auge nicht von der wunderschönen Leichtsinnigen abzuwenden.

Endlich blieb Tonchen vor Lenchen stehen und sagte unnachahmlich komisch: „Nun, Nönnchen, reizendes Nönnchen, gehst Du bald in's Kloster? Ich nicht, Täubchen, ich nicht! Mit dem hübschen

Finkenstock hab' ich geschertzt. Daß er ein Spitzbube war, wußte ich nicht. Der einfältige Canonicus Schmitz hätt' ihn auch erst warnen können, ehe er ihn knall und fall absetzte und fortjagte. Was sollte der arme Teufel machen? So hat er ihn dem Verderben in die Arme geworfen. Es ist Schade für ihn! Was thut's übrigens? Heute noch kommt der neue Zehntschreiber."

„Und Du wirst Dein Spiel von Neuem beginnen?"

„Warum nicht, wenn er hübsch ist?"

„Pfui, Tonchen, pfui!"

„Hör' 'mal, Leuchen," hob jetzt Tonchen etwas schnippisch an, „wenn ich außer dem Pater Quardian im Kloster noch einen Beichtvater brauche, so berufe ich Dich dazu! Der Zehntschreiber fand mich hübsch. Warum nicht? Ich bin's ja! Dem Amtsschreiber Rudolphi hat das keinen Abtrag gethan. Hab' ich einmal zu heirathen Lust, so dankt der Steifschechter dem lieben Gott, wenn ich ihn nehme; denn an mir hängt das Amt meines Vaters, und das Geld desselben fällt schwer in die Wagschaale mit gehörigem Gewichte."

Leuchens Antlitz überzog eine dunkle Röthe; aber sie schwieg, bis Tonchen wieder saß; dann sagte sie: „Du hast Recht, mich zurückzuweisen. Einem armen Bürgermädchen kommt so etwas nicht zu. Weil ich mit Dir in die Schule gegangen und Deine Gespielin war, glaubte ich, ich dürfte meinen schwesterlichen Tadel aussprechen, wo ich's für Recht hielt und Dich vor Abwegen warnen zu müssen glaubte. Ich habe mich geirrt, obwohl ich es so treu meinte."

Tonchens Uebermuth war Leuchen wie ein Schwert durch die Seele gegangen. Sie hatte die Worte mit wehmüthig-bitterem Tone gesprochen, und als Tonchen sie ansah, zitterte eine Thräne in den langen Wimpern des schönen Auges.

Tonchen war leichtsinnig und lebenslustig. Das Blut ihrer Mutter, einer Französin, rann in ihren Adern; aber sie war zu gutmüthig, es ertragen zu können, daß Leuchens treues Gemüth,

irgendwie von ihr verletzt, traure. Lenchens Worte drangen wie scharfe Pfeile in ihre Brust. Obwohl sie wußte, daß, wenn sie jetzt aufspränge, sie Lenchens mühsame Arbeit an ihrer Frisur wieder vernichte, so konnte sie doch die Thräne in Lenchens Auge nicht dulden. Rasch sprang sie auf, umfaßte die treue Freundin und küßte schnell die Thräne weg.

„Sie würde auf meiner Seele brennen," sagte sie bewegt. „Vergib mir! Um aller Heiligen willen, grolle mir nicht! Du weißt, wie lieb ich Dich habe; Du kennst aber auch meine Art. Ich kann einmal so ehrenfest und ehrbar nicht sein wie Du; daß ich aber die Wege dessen verlasse, was dem Menschen allein den Werth gibt, das wirst Du doch von mir nicht glauben?"

Lenchen war besiegt. Sie küßte den lieben Mund, vergab, und der Friede war hergestellt. Dennoch fiel auf der Stelle Tonchen wieder in den alten Ton.

„Komm', schöne heilige Marzibille," rief sie, „und fange Dein Werk von Neuem an. Ich weiß, daß es doch Deine größte Lust ist, mich recht schön zu putzen, was ich heute ganz besonders wünsche, weil bald der neue Zehntschreiber kommen muß. Denke nur, der arme Mensch hat diese Nacht im „Rad" geschlafen, und die Esel von Bürgern haben ihn aus dem süßesten Schlafe gerissen und ihn mißhandelt, weil sie meinten, es sei der Finkenstock. Das muß ich ihm mit Liebe und Freundlichkeit doch vergessen zu machen suchen? Nicht wahr? der Vater will's auch haben."

Lenchen hörte mit Erstaunen der Freundin Erzählung.

„Wie er nur aussehen mag?" fuhr Tonchen fort. „Ich kann es kaum erwarten! Siehe, darum möchte ich heute recht hübsch sein. Ist er häßlich, nun, so lasse ich ihn laufen, stelle mich vor den Spiegel und bewundere mich selbst."

Während Tonchen noch so fortplauderte, ging unten das Hofthor auf, und Anselm Köhler trat herein.

Jakobchen stand mitten unter seinen Tauben, die pickend die

Körner auflasen und mit den Flügeln sich schlagend den Vorrang neidisch einander streitig machten. Mit dem kleinen Kobold waren sie so vertraut und er mit ihnen, daß er züchtigend hier und dort einen herrschsüchtigen Tauber am Flügel faßte und ihn strafte, ohne daß es den übrigen eingefallen wäre, aufzufliegen. Ein weißes Täubchen begünstigte er ganz besonders und nannte es sein „Engelslenchen", während er eine schwarze Taube „arge Here" und „Tonchen" schalt. In diesem Treiben bemerkte er kaum, daß der Fremde eingetreten war.

Desto eher aber hatten dies die Mädchen wahrgenommen.

Wenn Tonchen aufsprang, den Pudermantel enger um Brust und Schultern zusammenzog und an das Fenster lief, so war dies bei ihrer Art und Weise nicht zu verwundern; aber daß sich auch das andere schöne Köpfchen höher reckte, daß endlich auch Lenchen an's Fenster trat, das bewies klar, wie weit die Ureltermutter auch in der zartesten, ernstesten und sinnigsten ihrer Urenkeltöchter steckt, mögen sie es in Abrede stellen, wie sie wollen. Selbst Sebastian Fabian, der ernste, hausbackene Chronist, kann nicht umhin, bei Erzählung dieses Auftrittes die Bemerkung zu machen: „Und siehet man hieran unwidersprechlich, wie das Sprüchwort ein Wahrwort ist: Die Eva kann nicht sterben."

Jaköbchen fuhr herum, als das schwere Pförtchen im Thore zufuhr. Ein scharfer Blick fuhr nach dem Fremden hinüber, worauf er ihm zurief: „Bleib' stehen und scheuche mir meine zahmen Täublein nicht!"

Die Art und Weise, wie der Zwergel ihm das zugerufen hatte, hatte so etwas Befehlendes und Herrisches, daß Anselm davon höchst unangenehm berührt wurde. Man sah es der gerunzelten Stirne, den sich senkenden Brauen, dem unwillig blitzenden Auge an, was in ihm vorging. Diese Wirkung währte jedoch nur wenige Augenblicke. Anselm erinnerte sich der Bemerkungen des Wirths und sammelte sich schnell. Mit scheinbarem Wohl-

gefallen blickte er auf die Tauben und ihr buntes Durcheinanderlaufen.

Jaköbchen bemerkte das und sagte: „Gelt, Zehntschreiber, sie sind schön?"

„Kennst Du mich?" fragte Anselm nicht ohne Erstaunen.

Jaköbchen überhörte die Frage. „Hast Du schon schönere Tauben gesehen?" fragte er weiter, indem sein Auge durchbohrend auf dem vor Frost zitternden Anselm weilte.

„Niemals," sagte Anselm. „Hab' doch daheim auch Tauben gehalten, aber so schöne hatte ich nicht, und so zahm brachte ich sie nicht."

„Das ist leicht!" erwiederte der Zwerg; „man muß sie nur recht lieb haben. Das liebe Viehchen merkt's so gut wie der Mensch, wenn man es liebt."

Anselm sah nicht ohne Erstaunen den blödsinnig aussehenden Zwerg an, als er diese Bemerkung machte, allein auch das erinnerte ihn an des Radwirths Rede.

„Den Finkenstock, den Unhold, konnten sie nicht leiden," fuhr Jaköbchen fort. „Der Spitzbube war aber auch Niemandem gut als sich selbst, und das nicht einmal! Du kennst ihn wohl?"

Hatte schon die Nennung dieses ihm so ominösen Namens Anselm sichtbarlich unangenehm berührt, so kam ihm diese von einem stechenden Blicke begleitete Frage ungemein quer. Dennoch fühlte er, daß Zusammennehmen noth war. Das Lächeln, das über seine Züge glitt, war so bittersüß und erzwungen, daß ein scharfer Blick über seine Natur sich nicht täuschen konnte. Etwas stotternd sagte er: „Der Name ärgert mich, weil er mich um die Ruhe dieser Nacht brachte."

„So?" dehnte Jaköbchen. „Nun, der war ein rechter Satan. Was ich Dir rathen wollte, mach's nur nicht wie der!"

Der Apostelküfer hatte die Unterredung mit angehört und sah, wie der Zehntschreiber vor Frost bebte. Da lief seine Galle über.

„Hör' 'mal, Du Schlingel," rief er Jaköbchen zu: „siehst Du nicht, wie der Herr vor Frost zittert? Wenn Du nicht fortmachst mit Deinem Taubenvolke, so werf' ich Dir und Deinen Tauben eine Faßdaube an den Kopf! Meinst Du, der Fremde sei Dein Narr?"

Jaköbchen warf dem Apostelküfer einen bösen Blick zu und knurrte in den Bart.

„Herr," rief Meister Balthes, „Ihr habt mehr Geduld als ich. Schreitet zu! Die Tauben mögen wiederkommen, wenn sie noch nicht satt sind. Ihr geht ja vor Kälte zu Grunde!"

Die Wahrheit wirkte wie eine Macht. Anselm schritt vor, und die Tauben flogen mit rauschendem Flügelschlag auf die Fensterbrüstungen und den Rand der Altane und kehrten erst wieder, als er im Treppenthurme verschwunden war.

Der Meister Balthes kollerte mit dem Jaköbchen; dieser brummte in den Bart, und die Tauben kehrten wieder zu ihrem Futter.

Während sich das im Hofe zutrug, beobachteten die Mädchen den ganzen Hergang hinter dem Fenster, dessen wieder anschießende Eisblumen der weiche Hauch ihres Mundes nur zu entfernen vermochte.

„Hast Du Dir ihn betrachtet?" fragte Tonchen. „Meiner Sir, es ist ein hübscher Mensch, zwanzigmal hübscher, als Finkenstock war! Wie gefällt er Dir?"

„Gut," sagte Lenchen. „Er scheint ein sanfter Mensch zu sein, sonst hätte er nicht mit Jaköbchen so viele Geduld gehabt, denn er schnatterte vor Kälte."

„Ach, was kümmert mich das!" rief Tonchen aus. „Ich musterte nur seine Gestalt und sein Aussehen, und das Alles hat mir gefallen. Zwar sieht er bleich aus — doch, wenn ich bedenke, daß er gestern einen mühsamen Weg machte und diese Nacht so abscheulich gestört wurde, so finde ich das natürlich. Wie viel

schöner muß er sein, wenn erst seine Wangen blühen! Er hat ein wunderschönes Auge, und in seiner Haltung liegt so etwas Vornehmes. Man sieht doch gleich, woher so ein Mensch stammt. Wenn ich damit die Haltung des Amtsschreibers vergleiche, so ist die ganz unzweideutig bäurisch und plump. Wo sollt' er's auch her haben? Ist nie über das Weichbild Bacharachs hinausgekommen, und sein Vater war ein Gewürzkrämer. Dem sieht man die große Stadt, die Welt, die Erziehung an der Nase an. Ich freue mich recht auf ihn."

Lenchen sah sie mit strafendem Ernst an.

„Wer doch gleich so sicher urtheilen möchte und so wegwerfend über einen braven jungen Mann!" sagte sie. „Wenn Dir ein angelerntes Wesen besser gefällt als Redlichkeit und Treue, so will ich schweigen. Ihn kennst Du, den dort aber nicht; und doch stellst Du ihn hoch über Rudolphi. Kannst Du ihn nicht leiden, oder hast Du ihn nicht lieb, so mach's ihm wenigstens nicht weiß. Das ist sündlich, einen braven Menschen am Narrenseile herumzugängeln und ihn zu hänseln!"

„Wer sagt denn das?" fiel Tonchen ein. „Wenn ich meine Meinung über die Schönheit und anständige Haltung eines Anderen ausspreche, wer sagt denn gleich, daß ich ihn lieber habe als den, mit dem ich ihn vergleiche? Ich sage Dir, daß ich ihn wahrscheinlich heirathen werde, wenn er Kellner wird."

„So?" fragte Lenchen. „Will er denn Kellner werden?"

„Ei du mein Gott, wie albern! Er kann sich glücklich preisen," rief Tonchen, „wenn er es wird."

„Sein Amt ist gut, und er ist ein Pfälzer, der nicht in Kölnische Pfaffendienste treten wird," sagte Lenchen.

„Steht Dein Vater nicht auch im Pfaffendienste?" fragte schnippisch Tonchen. „Wenn das jemals der Herr Decan zu Sanct Aposteln hörte? Aber ich sage Dir," fuhr sie fort, „Amtsschreiberin mag ich nicht werden. Das hieße vom Gaul auf den Esel steigen.

Doch wozu das Gerede? Schnüre meine Schnürbrust zu, dann ist's gut!"

„Und Du kannst gehen!" rief Lenchen mit einiger Bitterkeit. „Sag' ich ein wohlgemeintes Wort, so bist Du gleich oben draußen. Es wird besser sein, wenn ich in meiner Niedrigkeit bleibe und Dich nicht mehr ärgere!"

Tonchen hielt sie, da sie sich entfernen wollte; aber Lenchen ließ sich nicht halten und ging.

Auf der Stiege begegnete sie Anselm. Er trat an die Mauer und grüßte höflich. Mit leichtem Danke flog das überraschte Mädchen an ihm vorüber die Stiege hinab.

„Gewiß eine der Perlen des Apostelhofes," dachte der Zehntschreiber, und wahrlich, sie verdient den Namen! Finkenstock nannte Eine eine Heilige und — ich glaube, das war sie!

In Nachdenken versunken, stieg er die Treppe hinauf und trat in die Halle, wo viele Thüren mündeten. Unschlüssig, weil unbekannt, weilte er einen Augenblick, ob nicht Jemand käme.

Durch eine Spalte der Küchenthüre lugte Jungfer Annemarthe nach dem hübschen Fremdlinge. Nachdem sie ihn sattsam betrachtet, trat sie hervor unter vielen Bücklingen und Knixen, mit dem ganzen feisten Vollmondgesichte lächelnd, so süß, als sie es nur irgend vermochte.

Ihre Ueberzeugung stand fest, wie die Tonchens, daß der neue Zehntschreiber ein würdigerer Gegenstand der Eroberung sei, als sein Vorgänger, und demgemäß setzte sie sogleich alle Segel ein.

Anselm erkannte sogleich nach des Wirthes Schilderung, wen er vor sich hatte. Hier durfte er schon eine derbe Mine springen lassen und war gewiß, daß sie ihres Zieles, der Eitelkeit zu schmeicheln, nicht verfehlen würde. Er stellte sich daher ganz fremd mit den Verhältnissen des Hauses und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Wahrscheinlich die Frau Hofkammerräthin? Ich bin der künftige Zehntschreiber, Anselm Köhler, und möchte mich Ihrem Wohlwollen bestens empfohlen halten!"

Jungfer Annemarthe erröthete vor Vergnügen, daß ihre Erscheinung solche Voraussetzungen rechtfertige, und erwiederte demüthig: „Ich bin nur des Hauses Schaffnerin."

Anselm ließ sich nicht irre machen und setzte schnell hinzu: „Was nicht ist, könnte doch in bester Form sein. Dem Fremden ist ein Irrthum verzeihlich. Vergebt ihm; allein dennoch liegt auch so in Eurer Hand, was in der der Nichtvorhandenen liegen würde, und ich wiederhole die Bitte, laßt mich Eurem Wohlwollen empfohlen sein und vertrauet mir, daß ich Alles aufbieten werde, seiner würdig zu werden."

Jungfer Annemarthe hatte schon den Mund gespitzt zu einer mindestens eben so artig gesetzten Gegenrede, als Jaköbchen die Treppe heraufstürmte und rief:

„Der Herr Rath hat Euch gesehen durch's Fenster und hat eben gefragt, wo Ihr so lange bliebet. Kommt daher schnell."

Annemarthe schoß auf ihren hoffnungsvollen Sprößling einen Basiliskenblick und sagte dann, eine Thüre öffnend: „Tretet hier gefälligst ein! — Ein andermal, denke ich, ist die Stunde zu einer vertrauteren Bekanntschaft gelegener," flüsterte sie ihm zu, und lächelnd nickte Anselm der Freundlichen zu, indem er durch die Thüre in Rath Würfler's Gemach trat.

Anselm hätte innerlich laut auflachen mögen über das erste gelungene Kunststück, allein jetzt galt's, einen wundervollen Ernst zu behaupten.

Auf die Verbeugung des Zehntschreibers griff der alte Herr an die weiße Baumwollmütze und rückte sie leise.

„Leget mir's nicht als Unhöflichkeit aus, Herr Zehntschreiber, wenn ich nicht aufstehe," sagte er, „das Zipperlein ist ein gar ungelegener Gast, und der meine seit Jahren."

„Bitte unterthänigst," sagte Anselm mit einem Bückling, „es sollte mir leid thun, wenn der Herr Hofkammerrath —"

„Sagt kurzweg Rath," fiel ihm der Alte in die Rede, „Ihr spart allemal drei Sylben, und es gilt ein Geld. Auch liebe ich viele Redensarten nicht. Setzt Euch! Jaköbchen, setz' einen Stuhl! So, setzt Euch! Euer geistlicher Herr Oheim hat mir geschrieben und einige Personalnotizen beigefügt. Nach denen habt Ihr tüchtig getobt. Ich hoffe und wünsche, daß Ihr ausgetobt habt und Euch hier „mausert", damit die Wildfangsfedern bei Zeiten ausfallen. Ich liebe es an einem jungen Manne, wenn er solid und treu ist im Dienste. Hab' leider viel erfahren an dem Spitzbuben, dem Finkenstock. Wollt', er hinge drüben am kurpfälzischen Landesgalgen oder am Mainzischen! Wie diese Nacht gezeigt hat, ist der Hallunke noch immer lüstern nach den Fleischtöpfen Aegyti, wie mein Freund, der hochwürdige Kapuziner Quardian, Bruder Bonifacius aus dem dasigen Kloster, zu sagen pflegt. Glaub', es steht in der Bibel. — Ja, der hat mich drangsalirt, daß die Steine weinen möchten, und mit schnödem Undank meine Güte und Nachsicht belohnt. Hol' ihn der Teufel! Habt auch schon, wie ich höre, diese Nacht durch ihn Drangsal gelitten. Ihr seid dadurch schon unser Leidensgenosse geworden. Item, das könnte der Gaudieb mehr versuchen. Dannenhero ersuche ich Euch, die Pistolen immer geladen zu halten, die ich Euch auf's Zimmer schicken werde. Was Euer Amt betrifft, so hat mich alten Mann bis jetzt der sehr ehrenwerthe kurpfälzische Amts- und Stadtschreiber, Herr Rudolphi dahier, freundnachbarlich unterstützt, so daß Ihr keine Rückstände habet. Hier sind die Bücher; orientirt Euch darin. Ordnung über Alles! Sonsten ist der Dienst ein Kinderspiel und nur im Herbst etwas mehr zu thun als sonsten."

Anselm hatte sich bei jeder betreffenden Stelle stumm verbeugt. Da jetzt der Alte schwieg, glaubte er reden zu müssen, versprach daher pünktliche Ordnung, Treue, Fleiß und solides Betragen. Zum Schluß sprach er sein Bedauern über die Schrecken der Nacht aus.

„Macht Euch darüber keine Moleſten," ſagte der Rath. „Ich kann, das Zipperlein abgerechnet, noch etwas vertragen."

„Was den Zehntſpeicher betrifft," fuhr er fort, „ſo wird Euch meine getreue Schaffnerin, Jungfer Annemarthe, den Beſtand genau angeben, und über den Keller verweiſe ich Euch an den braven Meiſter Balthes Ickrath, ſo drunten wohnt."

Während dieſer langen Rede, die, weil es die längſte war, die er je gehört, Jaköbchen in völliges Erſtaunen ſetzte, kauerte der Kleine zur Seite des Ofens und beobachtete ſcharf den Zehntſchreiber. Jenes inſtinktartige Wittern, das ihm eigenthümlich war, machte ſich auch hier wieder geltend und ſtellte ſein Urtheil feſt. Der Ausdruck ſeiner Züge jedoch hätte jedem Beobachter verkündigen müſſen, daß dies Urtheil zu Anſelms Gunſten nicht ausgefallen war.

In der eben eingetretenen Pauſe öffnete ſich die Seitenthüre, und Tonchen, im vollen Schmuck ihrer Reize, mit dem bezaubernden Lächeln auf den kirſchrothen Lippen, trat mit leichtem Gruß in das Gemach. Ihr Feuerauge traf zündend den Schreiber. Er mußte das ſeine niederſchlagen vor der Macht dieſes Blickes.

„Meine Tochter!" ſagte der Rath nun zu Tonchen: „Der neue Zehntſchreiber, Herr Anſelmus Köhler aus Köln."

„Ich freue mich," ſagte ſie, ſich an dem Eindrucke weidend, den ihre Reize auf Anſelm machten, „ich freue mich, daß es durch Eure Gegenwart wieder lebendiger im Apoſtelhofe wird, obgleich ich bedaure, daß die Nacht Eures Willkommens in der Stadt eine ſo ſchlimme und ſorgenvolle war, die auch Euch unſchuldigerweiſe unangenehm traf."

„Sie dürfte wohl Euch noch viel unangenehmer geweſen ſein," ſagte Anſelm verbindlich. „Mir hat der Eintritt in dieſes Haus alles Unangenehme vergeſſen gemacht. Was ich zur Annehmlichkeit und Lebendigkeit beitragen kann," ſetzte er hinzu, „das werde ich mit Freuden thun."

Lebhaft wandte ſich der Alte zu Tonchen, und man hörte es,

daß ihn die Bemerkung über die Lebendigkeit im Apostelhof geärgert. „Ich denke," rief er bissig, „diese Nacht ist lebendig genug gewesen!"

„Der Vater beliebt zu scherzen," sagte lächelnd das reizende Mädchen. „An solcher Lebendigkeit hab' ich kein Wohlgefallen und könnte sie für immer missen!"

„Nun, so weiß ich nicht, was Du willst," rief der Alte in sichtlich steigender Erregung. „Alle Abend ist Gesellschaft bei uns. Da kommen liebe Gäste — als der Herr Amts- und Stadtschreiber Rudolphi, der Herr Zollbeseher Siegling und der Herr Quardian Bonifacius — doch, was ich sagen wollte, könnt Ihr auch ein Kartspielchen? Ein Piquetchen? Landsknechtchen oder Kurtrierisch? Letzteres ist das berühmte Spiel, womit die Schoppenstecher in Trier ihre Schöpplein herausmachen."

„Sind mir Alle nicht fremd," sagte Anselm.

„Dacht's wohl," sagte der Alte: „ein Kölner Kind ist in solchen Dingen Meister. Vielleicht steckt's auch im Holze, denn Euer geistlicher Herr Oehm ist auch kein Stümper. Nun sehet, da sitzen wir und spielen, trinken unser Gläslein Enghöller, den uns observanzmäßig der Apostelkeller gratis liefern muß. Wollen heut' Abend eins riskiren."

„Zu Befehl!" sagte Anselm.

Tonchen, die ihre blendend weißen, schönen Zähne dem Zehntschreiber zeigen wollte, sagte: „Ihr seid auch nicht allezeit in Köln gewesen, denn Eure Mundart ist nicht rein kölnisch?"

Anselm mußte sich zusammennehmen. Wieder eine Mahnung an eine Vergangenheit trat ihm nahe, die er gern vermieden hätte. Er war indeß gewandt genug, sich nicht bloßzustellen. Er erzählte nun, wie er in Geschäften des Handlungshauses, in dem er gestanden, Gelegenheit gefunden, die Niederlande, Westphalen und einen Theil von Frankreich zu bereisen.

„Ach, da freue ich mich auf Eure Erzählungen," rief Tonchen

aus. „Die Leute sind alle rechte Kümmeltürken, die über das Weichbild der Stadt ihre Nase nicht hinausreckten, daher sie denn auch weidlich langweilig sind."

Ueber des Alten blutrothes Gesicht legte sich eine noch dunklere Röthe des Zorns. Es war der Anblick wirklich unheimlich.

„Ich hoffe, Du nimmst den Herrn Amtsschreiber Rudolphi aus," rief er zornig. „Er ist ein vielwerther Freund meines Hauses, der nicht verdient, von Deiner siren Zunge also schimpfirt zu werden."

„Für den Herrn Vater mag er nicht langweilig sein," sagte gereizt und schnippig das verzogene Kind. Ihr Blick flog auf den Zehntschreiber, als wolle er sagen: „Du versprichst mir mehr als der langweilige Geselle, den der Vater so hoch preist."

Obgleich in der Regel der Rath schwach genug war, dem Mädchen gegenüber zu schweigen, wenn sie eine vorlaute und naseweise Bemerkung machte, so war denn das ihm doch zu viel, zumal es jetzt galt, sein Ansehen dem Zehntschreiber gegenüber nicht bloßzustellen. Heftig rief er aus: „Es stünde Dir besser an, über einen Mann, der in literis wohlerfahren ist, bescheidener zu urtheilen, und über Dinge ganz zu schweigen, die Du nicht verstehst. Jakobchen," rief er, „zeige dem Herrn Zehntschreiber seine Stube, und trag' ihm die Bücher hinüber."

Anselm war froh, der peinlichen Lage enthoben zu werden; denn Tonchen glühte vor Zorn, und in des Alten Auge zuckten noch Blitze, die den Donner nach sich ziehen mußten.

Kaum war denn auch Anselm draußen und seine Tritte verhallt, als sich das Wetter entlud:

„Ich habe leider zu lange und zu viel Geduld mit Dir ungerathenem Dinge gehabt," rief er und wandte sich, den Schmerz verachtend, den diese Wendung an seinen Füßen verursachte, gegen Tonchen, die ihren Grimm an den Fensterscheiben zu vertrommeln suchte, „aber nun ist's am Ende. So einem leichtfertigen Gelbschnabel gegenüber einen Mann wie Rudolphi zu verkleinern, zu

schimpfiren, das übersteigt meine Geduld. Schämst Du Dich nicht? Gelt, der hübsche Fant gefällt Dir? Soll's wieder eine Liebelei geben wie mit dem Finkenstock, den Gott verdamme? Meinst Du, ich wüßt's nicht? Mach' mir den Kopf toll, so steck' ich Dich in's Bopparder Kloster! Da wirst Du zahm und das Franzosenblut in Deinen Adern kühl. Du weißt, daß Du den Rudolphi heirathen sollst. Hast's ihm auch nahe genug gelegt, daß er's erwarten kann. Am Ende willst Du ihn äffen? Ich rathe Dir, nimm Dich zusammen. Entweder Du heirathest Rudolphi, oder wanderst in's Kloster, so wahr ich Würfler heiße! Jetzt geh', daß mich nicht vor Alteration der Schlag rührt!"

Tonchen eilte hinaus. Scham und Zorn rangen in ihrer Brust um die Uebermacht. Also der Alte wußte Alles! O weh! Sie wußte, es war mit ihm nicht zu scherzen, und sie in's Kloster zu stecken, war ihm nicht zu viel. Sie eilte auf ihr Zimmer, und ein Thränenstrom entquoll den schönen Augen. Ob er zur Besserung führte? Die Frage war schwer zu entscheiden.

---

## 4. Rückblicke.

Der Name Finkenstock hatte, als ihn die beiden Wächter, Zinkgräf und Michel Pelzer, aussprachen, eine Wirkung auf Anselm Köhler hervorgebracht, die nothwendig auf eine besondere Beziehung zu diesem gefährlichen Verbrecher schließen lassen mußte, ein Umstand, den Jakobchens feiner Instinkt bereits herausgefunden hatte und der durch den Zustand Anselms, als er sich allein in seinem warmen Gemach im Apostelhof befand, noch mehr an Gewißheit gewann; denn er warf sich in den Lehnstuhl und drückte beide Hände vor seine Augen, seufzte tief auf und rief halblaut in tiefer Bewegung: „Weicht denn der Fluch nie von mir, dem mich mein früheres

Leben zuführte? Soll denn der Entschluß, auf bessere Wege zu treten, ohne gesegnete Wirkung bleiben? Läßt denn die Hölle ihr Opfer nicht los, auch wenn es sich selber aus ihren Stricken lösen will? Ist denn keine Barmherzigkeit mehr für mich?"

Darauf sprang er auf und rannte, die Hände ringend, wie ein Wahnsinniger im Gemach auf und nieder. Endlich blieb er stehen und fragte sich selbst: „Was soll aus mir werden, wenn er erfährt, daß ich an seiner Stelle bin? Wird er sich nicht an meine Ferse heften wie mein Schatten? — Befriedige ich seine Ansinnen, die nicht ausbleiben werden, so enden sie nie, und wo soll ich die Mittel dazu finden? Befriedige ich sie nicht, wird er nicht aus Rache dann Alles aufdecken und mich hinabziehen in das unabwendbare Verhängniß, in das er stürzt? Wo ist der Ausweg!" rief er dann verzweifelnd aus. „Wo die Rettung aus solcher Lage!"

Der Seelenzustand Anselms war in der That bemitleidenswerth.

Anselm war der älteste Sohn eines Schusters, dessen Wohnung bei Sanct Columba in Köln stand; der wenig Brod, aber mit Einschluß seiner selbst und seiner Frau elf tüchtige Esser hatte. Da wäre Betteln das unausweichliche Loos gewesen, wenn nicht des Schusters geistlicher Herr Bruder (wie sich die Katholiken niederer Stände ausdrücken) Dechant der Kirche von Sanct Aposteln gewesen wäre und ein Herz für seines Bruders Hauskreuz und Hausfegen gehabt hätte. Er gab Brod und Kleidung für das bewegliche Häuflein und war auch bereit, den Aeltesten, der Niemand anders als Anselm Köhler war, für den geistlichen Stand heranbilden zu lassen und so der Familie eine neue Stütze zu gewähren. Anselm war ein talentvoller Junge, aber das Ideal eines Kölner Gassenbuben, was, wie Unterrichtete wissen, sehr viel sagen will, denn es steckt eine erkleckliche Masse von Teufelei in diesen Bälgen von Kölner Gassenbuben. Außer seinen Talenten war er reich begabt mit denjenigen Anlagen, welche die vollendete Natur eines Kölner „Drickes" oder auch „Funken" ausmachen.

Dennoch gewann er die Liebe des geistlichen Herrn; denn einen schöneren Lockenkopf mit helleren, größeren und ausdrucksvolleren Augen gab's dazumal schwerlich in der „hilligen Stadt Köln". Er wurde in die Schule der Jesuiten geschickt, und die auffallenden Fortschritte ließen das auf seine Erziehung verwendete Geld durchaus nicht als ein weggeworfenes ansehen.

Anselm hielt sich auch scheinbar gut; aber er täuschte seine Lehrer. Pfiffig und schlau wußte er alle seine Lumpenstreiche zu verdecken. Das Glück begünstigte ihn, daß keiner, so zahlreich sie auch waren, entdeckt wurde.

Wo irgend eine Schelmerei, ein Schalksstreich ausgeführt wurde, da war Anselm, wenn nicht der Anführer, doch gewiß dabei betheiligt, und hätte man die Quelle aufsuchen sollen, so würde sein Kopf sicher als solche von hundert Fällen neun und neunzigmal entdeckt worden sein. Er müßte kein Kölner Blut in seinen Adern gehabt haben, wenn er nicht bei Zeiten sein Liebchen hätte haben sollen.

Er fand eine junge Näherin hübsch, und sie ihn — so machte sich die warme Herzensverbindung einfach und leicht.

Der Zeitpunkt, wo diese Liebe in ihrer Blüthe stand, war eben der, wo er in das Seminar eintreten mußte. Seminarzwang und goldene Freiheit! Ernste Uebungen und Liebeständelei! Entsagung und ein heißes Herz! Wer könnte solche Gegensätze einigen, die sich polarisch entgegengesetzt sind? Ueberall stand vor der Seele das Bild seines schönen Applonchens. Da mußte die alte List aushelfen, die bis jetzt ihren Träger sicher geleitet hatte. Manchen Abend und manche Nacht war der Seminarist bei der Geliebten, bis — die Entdeckung erfolgte und die Strafe unabweisbar in Aussicht stand.

Armer Anselm! Was blieb da anders übrig, als dulden oder durchbrennen?

Zum geistlichen Stande hatte er nie einen inneren Beruf gehabt; darum entschied er sich für das letzte Auskunftsmittel, und an einem

schönen Morgen fehlte Anselm Köhler im Convictorium und zwar eben an dem Tage, an welchem er seine Strafe erleiden sollte.

Anselm hatte wohl überlegt, daß die Rückkehr in's Vaterhaus der Rückkehr in's Seminar so ähnlich sähe wie ein Ei dem anderen; er hatte erwogen, daß, trotz Applonchens ewiger Liebe, sein Bleiben bei ihr, die selber ihre Eltern und Geschwister unterstützen mußte, nicht sei. Ueberhaupt hatte in Köln sein Bleiben Gefahr, weil er befürchten mußte, mit Gewalt an den Pater Regens abgeliefert zu werden. So wurde das „Alaf Köln" in seiner Brust zu einem „Adieu Köln". Er mußte der geweihten Stätte seiner Kindheit, seiner Spiele, seiner Lumpenstreiche und seiner Liebe Valet geben. Scheiden und Meiden thut weh; aber was half's? Die Thränenströme flossen, die Schwüre ewiger Liebe und Treue wurden gewechselt, und Anselm entfloh mit einem Schiff, auf dem ein Jugendfreund Matrose war, nach Arnheim.

Der erste Schritt vom Bord führte ihn in Arnheim unter holländische Werber, und die Wahl war nicht schwer. Das Handgeld, das zweierlei Tuch und das edle, süße Nichtsthun, wozu er von je und je die eminentesten Anlagen gehabt hatte, entschieden schnell. Zu seiner Ehre sei es aber gesagt, daß die Möglichkeit, in wenigen Jahren Hauptmann oder Obrist zu werden, dann in der Glorie dieser Stellung nach Köln heimzukehren, Applonchen zu heirathen und die Seinigen zu unterstützen, doch auch ein Gewicht in die sinkende Schale seines Entschlusses legte.

So lange sein Regiment in Arnheim stand, wechselte er regelmäßig Briefe mit Applonchen; als aber das Regiment nach Rotterdam gelegt wurde, da hörte dieser Herzensverkehr auf. Ein neugewonnenes Liebchen in Rotterdam machte überdies das Abbrechen des Briefwechsels nothwendig. Hatte schon das Kasernenleben seine Bitterkeiten, besonders das zeitige Heimkehren an den Abenden, so erwuchs eine neue Fatalität aus dem Umstande, daß das Regiment nach Java sollte eingeschifft werden. Eine Seereise — das verpestete

Klima von Java, wo alle Europäer wie die Schneeflocken hinstarben; wo der Giftbaum Bogon upas wächst, der die Luft auf zehn Meilen vergiftet; wo endlich die vermaledeiten Indianer mit vergifteten Pfeilen schießen und auf jedem Schritt und Tritt giftiges Gewürme Tod und Verderben droht. — Nein, das hieß Anselm zu viel zumuthen! Mit dem Uebel des Heldenmuthes war er nicht behaftet. Das war mehr, als der gute „Kölsche Jung" zu übernehmen Lust trug. Schon einmal hatte ihn ein kühner Harrassprung aus dem Fenster des Seminars vor dem Elende bewahrt; vom Kasernenfenster bis zu Gottes festem Erdboden war kaum halb so hoch, als dort im Seminar. Frisch gewagt, sagte er zu sich, ist halb gewonnen, und er that's, und — wie der Kunstausdruck jener Tage lautete: er ranzionirte sich und — kam glücklich durch zu seinem Liebchen in der Sackgasse.

An Schlupfwinkeln für also bedrängte Seelen fehlte es damals, wie auch heute, in der Stadt Rotterdam nicht; ihm dortselbst nicht an edlen Bekanntschaften, die halfen in der Noth dem Liebchen und ihm.

Ein Genie verdirbt nicht, besonders wenn es sich nicht genirt. Ein Vorwurf, wie dieser, wird einem echten „Kölschen Jung" mit großem Unrechte gemacht. An Anselm wäre es hämische Verleumdung gewesen. Schon in Köln hatte er manche Kunst erlernt, die sich unter keine der bekannten sieben eigentlich rangiren ließ und doch den Namen einer „freien" verdiente. Falsch Spielen zum Beispiel verstand er wie ein Meister. Dies war nun für ihn der erste Buchstabe eines langen, sehr einträglichen Alphabets — an dessen letztem in der Regel ein Galgen gemalt steht, entweder prophetisch, oder um als Weisung zu dienen, ihn zu umgehen.

Wenn Anselm mit solchen Anlagen Köln verließ, so wäre bei seiner Natur und aalartigen geistigen Gewandtheit die Wette nicht riskirt gewesen über seine Fortschritte auf dem Wege, der zu jenem bedenklichen Tz führt, dessen am Schlusse des vorigen Satzes

gedacht ist. Geht's rechts nicht, so geht's links! pflegte er zu sagen. Ein „Kölscher Jung" ist wie ein Frosch. Siebenmal verwandelt, bleibt er doch, was er ist. In einer verrufenen Straße der Stadt suchte er, nachdem sein dunkler Bart entstellend gewachsen, die Uniform verkauft und der Erlös davon wie die Börse seines Lieutenants, die er in der Zerstreuung mitgenommen, als er die Kaserne verließ, in seines Liebchens Gesellschaft Flügel gewonnen hatten, eine günstige Gelegenheit zum Erwerb. Es war eine Matrosenkneipe, wo die Seeleute, wenn sie das Trockene des Vaterlandes erreicht, mit dem seelenvollen Ausruf: Oranje bove! ihre Löhnung durchbrachten, um nach etlichen bestialisch hingelebten Tagen wieder unter die Herrschaft des Schiffstaues oder der berüchtigten „neunschwänzigen Katze" zurückzukehren. Spiel war da der Lückenbüßer roher Lust, und der lustige „Moff", wie die streifblutigen Niederländer den Deutschen benennen, lehrte sie das noble Landsknechtsspiel, das er von Köln her mit großer Gewandtheit und Umsicht zu tractiren verstand, damit er — nicht zu kurz kam. Eine Gans zu rupfen, wenn die Federn reif sind, hatte er in Altniederland noch besser gelernt. Bald blühte das Geschäft, und Anselm fand es gar nöthig, nicht alle erworbenen Schätze dem Liebchen zu vertrauen, weil er aus weiser Vorsicht an einen Nothpfennig dachte für vorkommende Fatalitäten.

Die Zeit, wo er dessen bedurfte, nahte schneller, als er es selbst gedacht. Eines Abends, wo die Ducaten wieder lustig klangen, witterte ein aus Ostindien heimgekehrter Matrose, der „Moff" betrüge. Darüber entstand ein wilder Zank; daraus ein Streit, bei dem die Fäuste redeten; daraus endlich ein Kampf, in dem die blanken Matrosenmesser die Entscheidung gaben. Anselm, der vor dem Blute eine unüberwindliche Abneigung in seinem Herzen trug, namentlich wenn ein spitzes und scharfes Metall es fließen machte, oder der sogenannte „Soldatenhagel", wie man die Kugeln nannte, salvirte sich rechtzeitig und auch den Einsatz der Bank, damit er

nicht entwendet würde. Als er weg war und seine Freunde für ihn kämpften, machte sich das Unglück, daß zwei Matrosen auf dem Platze blieben.

Die Polizei fand nun erst den Weg in diesen Schlupfwinkel der Schlechtigkeit. Die Helden dieses Abends wurden „eingesponnen", aber der Haupthahn war in das stille Nest seines Liebchens in der Sackgasse entflogen.

Anselm sah die Wolken sich aufthürmen, deren Blitzstrahl auf sein Haupt sich zu lenken drohte. Ohne Abschied von der theuren Seele, die sich an die seine angeschlossen, weil er fürchtete, sie möge ihn, um sich zu retten, verrathen, schied er in der Dämmerung auf Nimmerwiederkehr.

In der Kunst des Entstellens war er ein unerreichbarer Meister. Er vermochte das linke Auge so fest zuzukneipen, daß Niemand errathen konnte, dies verdeckte Auge berge ein gesundes, sondern ein Jeder überzeugt war, die Hülle decke eine leere Höhle. Hinken und Stottern machte er so ungemein natürlich, daß alle Welt an die pure Natur glaubte; seine Gesichtsmuskeln hatte er in dem Grad in seiner Macht, daß er im Stande war, sein Gesicht bis zur völligen Unkenntlichkeit, selbst für Bekannte, zu verändern.

Mit solchen Hülfsquellen und Mitteln ausgerüstet, verließ er Liebchens süße Nähe. Heroisch riß er zum zweiten Male das Herz, das sonst bekanntlich „an etwas hangen muß", los und wanderte als Bettler durch Rotterdam, durch — Holland. Kein Hahn krähte nach ihm, obgleich die holländischen „Spitzeln" schier Rotterdam in seinen verrufenen Winkeln nach ihm umkehrten und sein Feinsliebchen schuldlos seinetwegen die Kerkermauern von Flüchen wiederhallen ließ. Sie galten ihm, aber sie waren ja holländisch gesprochen, und er war auf deutschem Boden, wo das Auge wieder sah, das Bein wieder seine ungeschmälerten Dienste that und das Stottern gründlich geheilt war.

Zum dritten Male hatte er sich glücklich ranzionirt. Das gab Muth und Selbstvertrauen; aber seine Lage war dennoch, obwohl er Geld genug besaß, um auf neue Erwerbsquellen für's Erste nicht sinnen zu müssen, nicht über alle Sorgen und Zweifel hinausgehoben. Könnte, dürfte er nach Köln gehen! Apploncheu zog mit erneuter, magnetischer Kraft, aber das Seminar drohte. Drei Jahre im Dienste Hollands und der freien Künste hoben ihn nicht hinaus über Gefahren, die ihn mit Entsetzen erfüllten.

Hier mußte ein Entschluß gefaßt werden. Die Muskete mochte er nicht mehr tragen. Seine bisherige Künstlerlaufbahn hatte das bedenkliche Tz am Ende ihres Alphabets. Genies zerbrechen sich nicht lange den Kopf. „Die Welt ist groß und weit," sagte Anselm zu sich selbst, wandere frisch hinein und sieh' zu, wohin dich die Wellen des Lebens tragen. Geld hast du. Was braucht's weiter?"

Eine anständige Kleidung wurde gekauft, ein Felleisen dazu und ein gewundener Stock. So zog er als Handwerksbursche von Herberge zu Herberge. Allein in einem Punkte hatte er sich verrechnet. Dem Gelde, das er besaß, traute er längere Lebensdauer zu, als es wirklich hatte. Es schmolz wie Butter in der Sonne, und seiner ward alle Tage weniger.

Mit den Hefen seines Geldbeutes erreichte er endlich, nachdem er in der Welt ziemlich weit umher „gefochten", wie der Kunstausdruck der Zünftigen lautet, die goldene Stadt Mainz, zu der Zeit, als Finkenstock sich dorthin ranzionirt hatte. Gleich und Gleich gesellt sich gern, sagt das Sprüchwort. Verwandtes zieht sich an, ist das Axiom der Wissenschaft. Beides lauft auf eins hinaus, und im gegebenen Falle fand es seine Anwendung bei Anselm und Finkenstock.

Letzterer hatte für die Unterscheidung der Geister einen geübten und scharfen Blick. Wie konnte er die Brauchbarkeit Anselms übersehen? Das war sein Mann!

Er machte sich an ihn, und bald war der Bund geschlossen.

Anselm war im Spiel Finkenstock überlegen; dieser Anselm in den Listen und Intriguen. So ergänzten sie sich Beide zu vollendeten Spitzbuben.

Finkenstock hatte durch Fingertalent manche Tasche gelehrt; Anselm that's im Spiel, aber Beide waren gewitzigt, und das Auffinden eines reelleren Erwerbes forderte ihr Sinnen und Bedenken.

Zufällig führte die Seelenverwandtschaft Finkenstock mit einem in Lüderlichkeit versunkenen geschickten Mechaniker zusammen, und nun war die Bahn gefunden, auf der sich gut wandeln ließ. Die drei verwandten Geister einigten sich, falsche Münze zu machen. Das war ein Geschäft, welches, wenn es ging, seinen Mann ernährte, und auch drei. Das Talent des Mechanikers entschied, und die Geschäfte nahmen einen Anfang und Fortgang, der alle Hoffnungen überstieg.

Nun waren die goldenen Tage gekommen, von denen alle Drei in schönen Stunden geträumt. Anselm überkam den gefährlichsten Theil des Geschäftes, das Produkt ihrer Kunst in den Verkehr des Lebens einzuführen. Von jeher waren talentvolle Kinder Israels zu solchem Verschleiße die erprobtesten, wenn ein ansehnliches Profitchen in ihrer Hand blieb. Leute wie das noble Kleeblatt in der Winkelgasse in Mainz mußten dem Grundsatz huldigen: Leben und leben lassen! So kam es, daß Anselm bald seine Helfershelfer in Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim und Kassel gewann und das Geschäft wie an Umfang so an Gewinn außerordentlich wuchs und die Keckheit seiner Genossen in bedenklicher Weise zunahm.

Eines schönen Tages war Anselm nach Frankfurt gereist, reich gespickt mit neuen holländischen Ducaten, denen aber leider nichts mehr fehlte, als das holländische Gold. Sie waren durch geschickte Vermittelung seines Freundes Aaron in die Hand eines Wechslers gewandert und Silber und anderes, aber echtes Gold in ihre Taschen. Beide waren froh des gelungenen Streiches von einander geschieden am Abend, als plötzlich Aaron um Mitternacht Anselm weckte.

„O waih geschrieen!“ rief der Jude. „Wir sind entdeckt. Fort, so schnell als möglich — Du nach Norden, ich nach Süden!“

Da war keine Wahl. Sie theilten, wenn auch von Anselms Seite nicht brüderlich, und durch Aaron's Vermittelung gelang die vierte „Ranzionirung“.

Nach elf Monaten voller Kreuz- und Querzüge finden wir Anselm in Rheda in Westphalen krank und abgezehrt in einem Bett. Ein Kapuziner saß an seinem Bett und schärfte sein Gewissen.

Mangel, Elend, Krankheit, keine Aussichten, die Zukunft und die erweckenden Worte des frommen Mönches brachten in Anselm eine Sinnesänderung zum Bessern hervor. Er beichtete dem Mönch, und dieser legte ihm Bußen auf, die er treulich ausführte. Als er genesen war, schrieb er einen reuevollen Brief an seinen geistlichen Herrn Oehm in Köln. Der Kapuziner legte ein gutes Zeugniß bei und — es gelang, den erzürnten Oehm zu versöhnen. Er sandte Geld. Anselm konnte seine Schulden zahlen, konnte sich anständig ausrüsten, und die Bestallung zum Zehntschreiber in Bacharach setzte dem Werk der Liebe des gutmüthigen Decans Köhler die Krone auf.

Nach Köln aber durfte er nicht kommen, damit nicht ein Skandal entstehe.

So finden wir ihn denn bald auf der Reise in dem entsetzlichen Winter. Seine wiedergewonnene Gesundheit ließ ihn Alles überwinden, nur nicht die innere Angst und Furcht vor möglicher Entdeckung. Sie wich indessen mit jedem Schritte mehr, der ihn einer endlichen Thätigkeit, einem geordneten Leben, einem ehrenwerthen Berufe näher brachte.

Jetzt stand sein Vorsatz fest, von nun an ein anderer Mensch zu werden. Begraben sollte seine Vergangenheit sein, und seine Zukunft Zeugniß für ihn ablegen, daß es ihm ein rechter Ernst sei, sich mit dem Leben zu versöhnen, und so hoffte er auch Gnade von oben und die Liebe seines Oheims und guter Menschen wieder zu gewinnen.

Und kaum hatte er nun den ersten Tritt in seinen neuen

Lebenskreis gethan, so hing sich wie ein unseliges Verhängniß der Name an ihn an, den er unter allen in der Welt am meisten fürchtete, weil der, der ihn trug, ihn genau kannte und verrucht genug war, ihn in den Abgrund zu stürzen, wenn er ihn auf guten Wegen, also im offenen Widerstande gegen sich fand. Daher die namenlose Angst in seiner Seele; daher die wilde Verzweiflung, die ihn innerlich schier zerriß. Noch lange dauerte jener Zustand, bis der Ruf Jaköbchens zum Mittagstisch ihn zwang, den Sturm im Innern mit der ganzen Kraft eines festen Willens zu beschwören.

---

## 5. Ein Blick in's häusliche Leben.

In des Apostelküfers Hauswesen herrschte noch ganz die einfache und schlichte Weise des unteren Bürgerstandes Bacharachs, wie sie sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts erhielt, wo die leckende Cultur und der Luxus unserer Tage Manchem eine andere Richtung und Gestalt gab, die freilich nicht zum Besten gereichen dürfte. Stille und Ordnung, Reinlichkeit und pünktliche Erfüllung der Geschäfte, die Stand und Beruf und der unabänderliche Wille der ordnenden Hausmutter Jedem anwies, war hier im geregelten Gange. Die Mutter spann und ordnete, that die Hauptgeschäfte des Hauses, regierte in Kisten und Kasten, und die Tochter kochte und besorgte das Reinigen und alle Dienste, welche einer Magd oblagen, die damals noch nicht in den Häusern dieser Bürgerklasse zu sehen war. Der Vater arbeitete im Keller und in der Küferwerkstätte, ging auf die Zunftstube, wo er als Altmeister gebot, oder auf das Rathhaus, wo er als Rathsbürgermeister im Rathe der vier Thäler saß. Diese Stelle, obwohl sie den prunkenden Titel hatte, war indeß nichts mehr und nicht weniger als die eines Stadt- oder Schöffenrathes, wenn auch nicht im Sinn einer späteren Zeit; denn der Vierthälerrath

entschied damals noch bis zu fünf Gulden Strafe und nahm eine sehr freie und kräftige Stellung im inneren Verwaltungswesen an. Das Blutgericht, welches er früher besessen, war freilich längst abhanden gekommen, und deß war man froh.

Auch heute war der Vater in der Rathsstube, und schon hatte es elf Uhr geschlagen auf dem Stadtkirchthurm, und auch das helle Klosterglöcklein hatte geläutet, und der Vater war noch nicht da.

„Die müssen heute viel zu verschneiden haben," sagte halblaut Frau Ickrath, daß sie die Eßglocke nicht hören und die Haushaltung in Unordnung bringen. „Geh', Lenchen, melke die Kuh. Ihr Futter hat sie ja?"

Lenchen bejahte.

„Das Mittagessen will ich in die Ofenkachel stellen, daß es warm bleibe, bis er endlich kommt. Es ist doch gar keine Hausordnung mehr zu halten," grämelte sie halblaut. „Der Bürgermeister muß eine schöne Wirthschaft haben. Gott behüte unsereins davor!"

Lenchen war während dieses halblauten Selbstgespräches hinausgegangen, um in der Küche den blanken Melkeimer zu nehmen, mit dem sie dem reinlichen Stalle zueilte. Die glänzende Kuh sah nach dem Mädchen, das ihr ein Stück nahrhaften Brodes mitbrachte, sie streichelte und ihr liebkoste. Als sie das Brod mit Behagen genossen, Lenchens kleine Hand geleckt, und diese ihr neues Futter in die Raufe gelegt, schob Lenchen den halbrunden Melkstuhl zurecht, setzte sich, den Eimer zwischen den Knieen haltend, die weiße Stirne wider die Seite der Kuh lehnend, und bald rauschten die Ströme der duftenden Milch in dem Gefäß unter Lenchens runden, weißen Fingern. Wenige Minuten später ging die Stallthüre auf, und Jaköbchen trat mit einer Blechschale in der Hand herein und blieb in der Thüre stehen.

„Mach' die Thüre zu," sagte Lenchen, ohne sich umzusehen, weil sie wußte, wer es sei, „es zieht sonst die Kälte zu sehr an die

gute Lise. Hast Du auch Deine Schale, alter Nascher?" fragte sie freundlich und drehte den schönen Kopf nach der kleinen Mißgestalt mit einem Lächeln, das jedes Herz zu bezwingen geeignet war.

Jaköbchen wies die Schale.

„Es fehlt nur noch eins," versetzte Lenchen, „und das hast Du wieder vergessen, den Topf für die gute Frau Klein. Hole ihn doch gleich, aber gib Acht, daß es Niemand sieht."

Jaköbchen eilte von dannen und erschien gleich wieder mit dem Topfe, den Lenchen gewünscht.

Lenchen ließ nun Milch in den Topf laufen, reichte ihn Jaköbchen und füllte ihm alsdann auch seine Schale.

„Gutes Lenchen, Engelslenchen!" rief er aus, und führte sogleich seine Schale zum Munde, indem er mit großem Behagen die aromatische Milch einsog.

So pflegte er jeden Mittag und Abend zur Melkstunde zu Lenchen zu kommen, um seinen Labetrank wie ein Kind zu empfangen.

Ueberhaupt war Lenchen sein Augapfel. Sie war aber auch, außer dem alten Würfler, die Einzige im Hause, die dem armen Menschen Liebe bewies.

Tonchen stieß ihn mit Härte von sich, mit einem Abscheu, der in seiner Mißgestalt wurzeln mochte, aber auch mit einem Hasse, der in einer jener geheimen Regungen des Menschenherzens zu wurzeln schien, für die und von der wir uns keine Rechenschaft geben können, mögen sie nun unwiderstehlich uns zu Jemand hinziehen, oder ebenso unwiderstehlich uns von einem Anderen abziehen und zurückstoßen. Eine weit schlimmere Aeußerung ihrer Liebloſigkeit war es, daß sie ihn mit Spott und Hohn übergoß, wo sie konnte. Lenchen tadelte das oft hart und bitter, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, eine Aenderung hervorzubringen.

„Habe doch Erbarmen mit ihm," sagte sie oft mit der Thräne eines schönen Gefühls im Auge. „Ist er denn nicht schon

unglücklich genug, daß der Makel der Geburt ihn drückt, die Mißgestalt ihm die Herzen entfremdet? Er ist doch unschuldig an seinem Weh, und es scheint mir Pflicht, dem Armen das, was er entbehrt, liebreich zu versüßen!"

„Mach', was Du willst, heilige Marzibilla," lachte dann Tonchen, „aber muthe mir nicht zu, das Ungethüm zu lieben, das weder die Gestalt, noch den Geist eines Menschen hat."

„Du versündigst Dich doppelt," rief dann Lenchen aus. „Er hat mehr Verstand, als Du ahnst, und gesetzt, er hätte ihn nicht, so ist er unseres Mitleids um so bedürftiger. Ein gutes Herz hat er gewiß."

„Ich möchte doch einmal das Gebrechen sehen, das Du nicht entschuldigst und milderst," rief dann Tonchen. „Weißt Du was, heirathe ihn, Lenchen, weil er Dir so wohlgefällt. Ich will ihn aussteuern."

Damit hatte dann das Gespräch zu Gunsten Jakobchens sein Ende erreicht.

Auch selbst von seiner Mutter empfing er keine Liebe. Es war, als hätte seine Mißgestalt jede mütterliche Regung in ihrer Brust erstickt, und das heilige Wort: Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen, bei ihr gar keine Geltung. Sie sorgte wohl äußerlich für ihn, weil sie den alten Rath fürchtete, aber um seine Bildung, um die Entwicklung seines Innern kümmerte sie sich nicht. Ja mehr als einmal stieß sie ihn mit einem Fußtritte von sich, wenn er mit kindlichem Gefühle sich ihr nahte.

So fühlte sich der Arme verlassen und verstoßen. War es da ein Wunder, daß sein Herz mit aller Macht der Liebe, die es fassen konnte, sich dahin neigte, von woher ihm Wohlwollen und Wohlthat entgegenkam?

Lenchen betrachtete sich als verpflichtet, ihm das zu ersetzen, was er bei denen entbehrte, die ihm nahe standen. Daher wäre er auch für sie in den Tod gegangen. Ihr klagte er sein Leid, ihr

theilte er seine Freude mit. Ihr brachte er im Frühling die ersten Veilchen, im Sommer die ersten edlen Baumfrüchte, im Herbst die erste reife Traube. Tonchen nannte ihn nur Lenchens Liebhaber und Bräutigam. Alle kleinen Dienste, für die er zu brauchen war, richtete er willig für Lenchen aus, während er Tonchen jede Dienstleistung hartnäckig verweigerte.

Seit dem Auftritte mit ihrem Vater wegen ihres Betragens gegen Finkenstock steigerte sich ihr Haß gegen ihn nur noch mehr; denn sie sah ihn als den Verräther an und schwur, er solle es ihr entgelten.

Jaköbchen hatte seine Milch getrunken und lehnte, mit der Zunge ob des genossenen Wohlgeschmackes thierisch schnalzend, an dem Pfosten der Stallthüre. Er hielt den gefüllten Topf für Frau Klein in seiner Hand. Er hatte ziemlich lange schweigend dagestanden, als er die Frage herausstieß: „Hast Du auch den neuen Zehntschreiber gesehen?"

Lenchen bejahte mit leisem Neigen des Hauptes.

„Auch nichts nutz!" rief er aus. „Gib Acht, er ist ein Schuft! Kennt den Finkenstock! Ist sein Spießgeselle!"

„Was schwatzest Du da?" fragte das Mädchen mit sichtbarem Erstaunen und Erschrecken.

„Was ich weiß!" war seine Antwort.

Lenchen kannte die wunderbare Schärfe des Urtheils über den sittlichen Werth der Menschen, die der Zwerg an den Tag legte und so oft schon sich als wahr bewiesen hatte; indessen war ihr Herz nicht fähig, ein solch' schnelles, schneidendes und wegwerfendes Urtheil sofort anzunehmen. Ihr Glaube an das Bessere im Menschen, wurzelnd in ihrer eigenen Reinheit, stand zu fest dazu. „Geh' weg," sagte sie verweisend; „Du bist gleich mit Deinem harten, vorlauten Urtheile da. Kennst ihn ja noch gar nicht."

„Hinlänglich, um zu wissen, was ich weiß!" rief Jaköbchen. „Machst mir meinen Gaul nicht scheu. Denk' an mich. Jaköbchen

ist nicht so dumm, als er aussieht und die Leute glauben. Es wird schon noch klar werden. Wart's nur ab."

Es überlief Lenchen eiskalt bei dem Gedanken, er könne Recht haben. Er hatte so oft schon auf den ersten Blick den Nagel auf den Kopf getroffen, daß sie sich dieses Erschreckens nicht erwehren konnte.

Sie schwieg aber still, weil sie wußte, daß es völlig vergeblich war, ihm eine festgefaßte Meinung zu benehmen. Vielmehr diente der Widerspruch dazu, ihn in seiner Meinung zu bestärken und ihn zu noch heftigeren Aeußerungen zu veranlassen. Nach einer geraumen Pause hob er wieder an: „Wird wieder eine schöne Geschichte werden! Die Alte liebäugelt mit ihm, und Tonchen — ist in ihn stockverliebt. Macht Augen — Augen — purer Feuerbrand! Weißt ja wie! Redet honigsüß. Hat schon den guten Amtsschreiber „verstichelt" bei ihm; aber der Alte hat sie gedeckt. Himmel! Hab's gehört; hat ihr den Finkenstock vorgehalten, und sie ist fortgerannt wie eine wilde Katze."

„Pfui, Jaköbchen, wie redest Du wieder lieblos von dem guten Tonchen, und hast auch wieder gelauscht, was gute Kinder gar nicht dürfen," strafte ihn Lenchen.

„Gut, was, gut?" rief er zornig, den letzten Tadel überhörend. Seine kleinen Augen funkelten und rollten wie Feuerräder in ihren tiefen Höhlen. „Gut?" wiederholte er. „Tritt mich armen Bub' mit Füßen, jagt meine Tauben, stößt und stumpft mich überall, und verhöhnt und verspottet mich. Ist das gut? Thust Du das auch? — Hoh!"

Lenchen sagte: „Sie ist aufbrausend und „hitzeblitzig". Sie meint es aber nicht bös."

„Warum thust Du es nicht?" fragte er. „Nein, sie ist bös und leichtfertig. Hat sie der schlechte Finkenstock nicht geherzt und geküßt, und sie ihn? Und doch gefielst Du ihm besser, weil Du schöner bist."

Lenchen, die ihre Stirn an die Kuh lehnte, an deren rechter Seite sie saß, fühlte, wie eine Gluth bei diesem ungeschminkten Lobe Jaköbchens ihr ganzes Gesicht überzog.

„Schweig' doch mit dem dummen Gerede," sagte sie ärgerlich.

„Nicht bös sein, Lenchen, Engelslenchen!" flehte der Arme, der es nicht ertragen konnte, wenn sie ihm zürnte. — Es entstand wieder eine Pause. Bei Jaköbchens beschränktem Geiste war es aber so, daß, wenn er einmal mit seinen Gedanken in einem Kreise sich befand, er wie darin festgebannt war. Es wäre vergeblich gewesen, ihn jetzt auf andere Vorstellungen zu bringen.

„Thut mir nur leid," fuhr er darauf fort, „um den guten Amtsschreiber! Hat ihm da gleich einen Denkzettel bei dem fremden Menschen angehängt. Führt ihn nur am Narrenseile. Meint, sie hätt' ihn lieb. Ja, prost die Mahlzeit! Jaköbchen weiß es besser. Ist nur der Nothstopfen, wenn kein Anderer da ist. Schad' drum! Dich, Lenchen, soll er lieb haben. Mußt doch noch seine Frau werden. Bist ganz für ihn, und ihm gönn' ich Dich allein, weil er so gut ist wie Du!"

Eine brennende Gluth übergoß Lenchen. Diesmal hatte der Zwerg eine Saite angeschlagen, die lange schon unbemerkt von Anderer Augen in dem stillen, unentweihten Heiligthum eines keuschen Herzens in lebhaften Schwingungen klang. Sie hatte das, was hier ein anderer Mund aussprach, obwohl sie es tief empfand, nie sich zu gestehen gewagt. Und doch war es richtig. Sie liebte den schönen, geachteten und wackeren Mann im tiefsten Herzensgrunde, und diese verschwiegene Liebe, die nichts für sich hatte, wurzelte um so tiefer.

Lenchen, die es nie erfolglos that, wenn sie einen Mann bezaubern wollte, hatte ihn in ihren Kreis gebannt. Er verrieth ohne Hehl seine Liebe und seine redlichen Absichten. Der alte Rath Würfler wünschte nichts sehnlicher, als ihn zum Schwiegersohne zu haben. Das aber reichte schon allein hin, in dem Herzen des eigen-

sinnigen Mädchens einen Widerwillen gegen Rudolphi zu wecken. Er gefiel ihr schon, aber zum Manne würde sie ihn nicht gewählt haben. Ueberdies konnte der einfache Mann nicht mit schönen Worten schmeicheln; kroch nicht zu ihren Füßen, anbetend ihre Reize; seufzte nicht wie ein liebesiecher, liebetoller Schäfer, wie sie es in den Büchern gelesen, die ihre Bildung zu einer verschrobenen gemacht. Darum konnte sie den verworfenen, aber verführerisch schmeichelnden Finkenstock selbst diesem Manne vorziehen. — Lenchen bedauerte den guten Rudolphi. Oft ist schon das stille Mitleid die Brücke der Liebe geworden und wurde es auch bei Lenchen. Sie sah Rudolphi mit dem Auge theilnehmenden Wohlwollens an, und dies Wohlwollen wurde Liebe. Rudolphi gab dazu wenig oder keine Veranlassung. Lenchen sah ihn selten. Er sie noch seltener. Manchmal war sein Blick länger bei ihr verweilt, als es ihr zartes Gefühl ohne Erröthen ertragen konnte; allein, wie sollte sie, die Tochter des bürgerlichen Handwerksmannes von mäßiger Habe, ihre Gedanken bis zu dem kurpfälzischen Beamten erheben dürfen? — Und doch war diese stille Liebe der Grund, daß sie sich jeder Bewerbung entzog, jede Annäherung braver Bürgerssöhne zurückwies, jeder Werbung mit der Ausrede auswich, sie sei noch zu jung und könne ihre Eltern nicht verlassen.

Jetzt ließ Jaköbchen mit seiner Bemerkung ein Licht in ihr Inneres fallen, daß sie erschrak. Sie erkannte es, daß, wie sehr auch ihr klarer Verstand eine solche Hoffnung als Thorheit wegwies, dennoch im tiefen, geheimen Grund ihrer Seele eine solche Hoffnung, wenn auch als zarte Pflanze, Wurzeln geschlagen. Sie erschrak so heftig, daß fast der Melkeimer mit seinem schäumenden Inhalt ihr entfallen wäre. Es währte lange, bis sie sich gesammelt; Jaköbchen hatte unterdessen, ohne Ahnung von dem Sturme, den sein Wort in der jungfräulichen Brust erregt, fortgeplaudert. Sie hatte nichts mehr davon gehört als verworrene Töne. Endlich rief sie zürnend: „Nun sei mir aber endlich still mit Deinem tollen Gerede!“

Sie stand auf.

„Lenchen, Engelslenchen," flehte er, „sei mir nicht gram, sonst hab' ich ja Niemanden mehr in der Welt."

Das Flehen ging ihr durch die Seele.

„Komm' nur," sagte sie, und er folgte ihr in die Küche. Dort stellte sie den Topf voll Milch für Frau Klein in einen Korb, fügte noch andere Lebensmittel hinzu, reichte ihn dann Jaköbchen und sagte: „Sei so gut und bring' es der Frau Klein, und sag' ihr, ich lasse sie freundlich grüßen."

Jaköbchen ging. Sie aber seufzte tief auf, tief aus der innersten Brust, legte ihre Hände vor der Brust zusammen und betete: Heilige Jungfrau, stärke mich im Dulden! Und eine Thräne rann über die Wange, welche die Schürze schnell tilgte, denn die Mutter rief: „Bist Du denn noch immer nicht fertig?" Sie eilte in die Stube, wo die Eltern schon im Gespräch am Tische saßen.

„Man meint, Ihr hättet heute einen Kaiser zu wählen gehabt," sagte die Mutter unwirsch. „Das Essen ist ganz „eingebrotzelt". Wenn Ihr so fort Rathssitzungen haltet, müßt Ihr die Elfuhrglocke abschaffen und die Ordnung umkehren. Was gab's denn?"

Der Vater lachte. „Brummst 'mal wieder, Alte!" rief er aus. „Wer kann's ändern? Sind wir die Väter der Stadt, so müssen sich die Kinder nach uns richten."

„Ganz recht," sagte die Mutter, „aber noch nicht die Hausfrauen! Die müssen das Land im Geleise halten und die Männer dazu. Nun magst Du das goldgelbe Sauerkraut braun hinnehmen und den Speck halb gebraten!"

„Ist mir Alles recht," erwiederte lachend Jckrath. „Auf meiner Wanderschaft hätt' ich's oft gern so gegessen."

„Die Wanderschaft ist aber, hoff' ich, nun zu Ende," fuhr etwas freundlicher die ordnungsliebende Mutter fort.

„Gewiß," sagte Balthes Ickrath und sah ihr lachend in die Augen. „Du hast mich ja seßhaft gemacht, darum sei auch zufrieden. Will's künftig besser machen. Wir hatten auch viel zu thun. Erstlich war die verfluchte Geschichte mit dem Finkenstock auf dem Tapet, und der Bürgermeister wollte absolut zu Ostern die Stadtmauern wieder aufbauen lassen, da der versoffene Zinkgräf angezeigt, er sei als Kapuziner verkleidet hereingeschlüpft, was Pelzer's Michel bestätigte. Wir haben dem alten Narren aber einen Riegel vor seine Mauern geschoben. Der hätte der verarmten Stadt wieder ein acht- bis zehntausend Schulden aufgebürdet, und wenn die Franzosen einmal wieder kämen, hätten sie auch wieder etwas zu sprengen, wie Anno 1689. Nun ist's ab, allein es soll eine Bürgerwehr eingerichtet werden, die in der Stadt herumzieht, um es gehen zu lassen, wie's Gott gefällt. Mir ist's recht. Ich komme alle acht Monate einmal drauf. Was aber die Bürgerschaft dazu sagen wird, weiß ich nicht. Sodann war die Rede von einem Eistanz an einem der nächsten Sonntage vor Weihnachten, etwa am vierten Advent."

„So?" fragte die Mutter mit Theilnahme, — „wenn's Wetter hält."

„Freilich," sagte Balthes. „Da der Apostelhof das Recht hat, das große Zelt zu bauen, so mögt Ihr sorgen, daß die Zelttücher ganz sind, die wahrscheinlich von den Mäusen zerbissen, und Du kannst unser fettes Schwein schlachten, daß es Würste gibt. Vergiß aber Pfeffer und Salz nicht, denn das macht den Gästen Durst."

Durch diese Erzählung war aller Unmuth zerstreut. Die Sorgen der Hausfrau kamen in den Vordergrund der Seele. Sie ordnete nun schon Alles an. Die Gläser und Flaschen, die Pfannen, Schüsseln und Teller, obwohl die spiegelblank waren, sollten frisch gescheuert und gefegt werden; kurz ihre Seele hatte vollauf zu thun, und Niemand merkte, wie bleich das schöne Kind drein sah, das kaum die Speisen berührte. Gleich nach Tisch begann schon das

Werk vorbereitet zu werden, und in den folgenden Tagen hatten Alle im Hause die Hände voll zu thun.

Während solchergestallt der häusliche Himmel, der trübe gewesen, sich schnell entwölkte, stieg Jaköbchen ächzend unter der Last seines Korbes die Stiege in dem Hause des Bäckers Meerscheidt, neben dem Gasthofe zum Rad, hinauf.

Während Meerscheidt und seine Familie das erste Geschoß des Hauses bewohnten, saß im zweiten miethsweise der Herr Amtsschreiber Rudolphi, und im Dachstübchen wohnte Frau Klein, zu der Jaköbchen seine belasteten Schritte lenkte auf einer Stiege, wo das Halsbrechen keine Kunst war.

Frau Klein war die Wittwe eines Kaufmanns, der durch gewagte Speculationen im Weinhandel, durch leichtsinnige Verschwendung und zuletzt durch Trinksucht ein Bettler geworden war. Als er starb, ließ er die kinderlose Frau im tiefsten Elende zurück. Tadellos im Leben, einer der ersten Familien der Stadt entsprossen, suchte sie ihrer Noth durch Unterricht im Nähen und Stricken abzuhelfen. Auch Tonchen und Lenchen waren ihre Schülerinnen gewesen. Jetzt, wo das Auge nicht mehr dienen wollte und das hohe Alter kam, darbte sie. Tonchen hatte sie vergessen, Lenchen nicht. Die arme Frau lebte fast nur von ihren sich täglich erneuernden Wohlthaten, von denen selbst ihre Eltern nichts wußten. Jaköbchen war allein der Vertraute in diesen Erweisungen ihres guten Herzens.

Als Jaköbchen sich die steile Stiege hinaufarbeitete und unter der Last des vollen Korbes seufzte, trat gerade der Amtsschreiber aus seinem Zimmer, um nach dem „goldenen Rade" zum Mittagstische zu gehen, wohin man ihn schon zweimal gerufen, da er noch erst eine dringende Arbeit vollenden wollte. Allezeit hatte der milde und wackere Mann den Unglücklichen mit Theilnahme und Mitleid betrachtet. Nicht ohne Erstaunen erblickte er ihn hier. Der Gedanke, er sei ein Bote Tonchens an ihn, fuhr wie ein Blitzstrahl

durch seine Seele. So sehr er auch eilte, so blieb er doch, von diesem Gedanken durchzuckt, stehen und fragte: „Wohin mit der Last, Jaköbchen? Willst Du zu mir?"

„Ach nein, Herr!" entgegnete der Kleine. „Wer sollte mich zu Euch senden? Ich gehe zu der Frau Klein."

„Ach, die Arme," sprach Rudolphi, den die Enttäuschung darum nicht bitter stimmte, weil er Zeuge einer edlen That Tonchens zu sein vermeinte. „Sie wird sich Deiner Gabe freuen," setzte er hinzu.

„Bring' ihr alle Tage. Müßte sonst verhungern. Weiß den Hauszins nicht aufzubringen," sagte Jaköbchen, der ganz außer Athem auf dem Hausgange stehen blieb.

„Glaub's wohl," sagte nachdenklich der Amtsschreiber. „Warum mag sie wohl nicht in dem Gotteshäuchen wohnen?"

„Lenchen sagt, sie könne das nicht über sich gewinnen," bemerkte Jaköbchen.

„Mag wohl sein," versetzte Rudolphi, mehr zu sich, als zu dem Kleinen redend. „Es ist bitter, so in die Hütten der verlassenen, darbenden Armuth zu ziehen, wenn man einst dem Glück im Schooße saß."

„Ihr habt Recht," sagte darauf Jaköbchen. „aber könnt Ihr denn der grundbraven Frau nicht anders helfen?"

Der Amtsschreiber sann eile Weile, sodann sprach er: „Sage der guten Frau, ich wolle ihr für den Hauszins aus den Hospitalgefällen sorgen."

„Ach, wie seid Ihr so gut!" rief Jaköbchen, „wie wird sich Lenchen freuen!"

„Meinst Du?" fragte lächelnd der Amtsschreiber, der den Namen überhört und, mit dem Gedanken an Tonchen, der Wohlthäterin verschämter Armuth, erfüllt, nur dachte, er rede von ihr.

„O gewiß, gewiß! Sie ist so engelsgut!" rief Jaköbchen.

„Ich weiß es," erwiederte mit einem seelenvollen Lächeln der Amtsschreiber.

„Wirklich?“ fragte erstaunt Jaköbchen.

„Warum zweifelst Du daran, närrischer Kauz?“ fragte Rudolphi. „Doch geh' jetzt, ich muß zum Essen eilen. Bring' ihr meine besten Grüße, hörst Du? — Sag' ihr, ich käme heute.“

Der Amtsschreiber eilte die Treppe hinab, und erst jetzt begriff Jaköbchen des Amtsschreibers Irrthum. Das brannte auf seiner Seele. Gern wäre er ihm nachgeeilt, aber der Kleine war kein Läufer, denn nur mühsam bewegte er sich auf seinen steifen Säbelbeinen vorwärts, und überdies war auch der Amtsschreiber bereits vor dem Hause, ehe er sich von seinem unangenehmen Erstaunen erholt hatte.

Droben aber brachte er der Armen eine doppelt frohe Botschaft; denn Rudolphi hatte den Ruf, daß er nie sein Wort gebrochen. Desto mißvergnügter trat Jaköbchen seinen Rückweg an. Er überlegte, ob er Lenchen etwas von der Unterredung sagen solle, fand es aber noch gerade gerathener, von der Sache zu schweigen und die Gelegenheit wahrzunehmen, um den Amtsschreiber zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen.

---

## 6. Die Gesellschaft.

Der Nachmittag war im zweiten Geschosse des Apostelhofes still vorübergegangen. Der alte Rath rauchte seine irdene Pfeife und trank Enghöller in langen, vollen Zügen dazu. Er sah bald auf die schneebedeckte, menschenleere Gasse hinab, bald spielte er das langweiligste Geduldspiel mit seiner Karte, die immer neben ihm lag.

Annemarthe saß in ihrer Kammer und machte Eroberungspläne in Betreff des Herrn Zehntschreibers. Nun war der geliebte, untreue Finkenstock ausgestochen; denn Anselm Köhler, das mußte

ihm sein Feind zugestehen, war, abgesehen von einigem verwüsteten Aussehen, noch immer ein bildhübscher Junge und werth, daß Angel und Netz in Bereitschaft gesetzt werde für das sehnsüchtige Herz, das Fischlein zu fangen.

Wenn irgendje die unnatürliche Mutter ihrem Jaköbchen ein selig Stündlein gewünscht, so war es heute; denn der Balg war ein Stein des Anstoßes — sonst — das fühlte Annemarthe, war sie ihres Sieges gewiß. Welch' ein Triumph wär' es doch gewesen, wenn sich die Apostelküferin, die so recht eigentlich sich nichts aus ihr machte und nichts mit ihr zu schaffen haben mochte, vor der über ihr stehenden Frau Zehntschreiberin hätte ehrerbietigst beugen und ihr einen Knir hätte machen müssen. Wenn daraus nichts würde, war kein Mensch Schuld daran, als der verwünschte Balg, der, das gestand sie sich, weder dem Vater, noch der Mutter im Entferntesten glich; vielmehr ein wahrer Abschaum der Häßlichkeit war.

Tonchen saß in ihrer Stube und „protzte", wie man am Rheine sagt. Hatte sie doch Lenchen geärgert, der alte Vater mit seiner unzeitigen Strafruthe erzürnt und der Verräther, das Jaköbchen, vollends außer sich gebracht. Sie sann, wie sie sich rächen wolle. Vor Grimm rannen anfänglich heiße Thränen aus den schönen Gluthaugen. Die stillten sich aber wieder, als die Nachepläne reiften. Lenchen wollte sie durch völlige Nichtachtung und Gleichgültigkeit, den Vater durch das Nichterscheinen beim Abendspielchen, Jaköbchen durch raffinirte Bosheit und Mißhandlung ihren Zorn fühlen lassen.

Die Rache erfreute ihr Herz, und in diesen Gedanken schwelgend, wurde sie wieder fröhlich. So kam die Dämmerung, und zuerst trat zum Thore herein der Zollbeseher Siegling, ein Männlein, so dürr wie ein ausgenommener Häring, dessen Haut aussah wie eine getrocknete Rindsblase. Ihm folgte sein absolutes Gegentheil, der Kapuziner Quardian, dessen Umfang sich nur nach Ellen

berechnen ließ; dessen Bauch wie eine Tonne aussah; dessen Antlitz blauroth vom Weintrinken war. Bald darauf trat auch der Amtsschreiber durch das Thor. Sein Auge flog zu Tonchens Fenstern herauf; als er sie aber dunkel sah, eilte er die Thurmstiege herauf. „Ich möchte sie einmal neben einander sehen, den Köhler und den Rudolphi; möchte sie Beide eifersüchtig sehen!" rief Tonchen und klatschte in die Hände. Nun waren alle Pläne, sich durch Ausbleiben an dem Vater zu rächen, rein vergessen. Sie eilte flüchtigen Fußes hinüber, wo die Herren bereits über das Abenteuer der letzten Nacht im lebhaftesten Gespräche waren.

Der Amtsschreiber verließ sogleich die Männer und trat zu ihr in eine Fensternische, um ihr sein Beileid auszusprechen.

Anselm fehlte noch. Ihm war der Nachmittag am schmerzlichsten geworden. An die Einsichtnahme in die Bücher kam er nicht. Sein Inneres war zu aufgeregt. Als er indessen die Herren kommen sah, suchte er sich zu fassen und trat endlich auch in das Gemach, wo der Rath ihn sogleich mit sehr empfehlenden Worten als Zehntschreiber und Brudersohn des Herrn Decans zu Sanct Aposteln vorstellte.

„Wir kennen uns schon," sagte der Amtsschreiber, „denn wir haben trauriger Weise Bekanntschaft gemacht. Leider wurde der Herr Zehntschreiber für einen Spitzbuben gehalten. Ich hoffe indeß, daß er dies lediglich durch der Bürger Ungeschick veranlaßte Malheur günstig vergeben wird."

Jakobchens stechende Augen verfolgten auf Anselm Köhler's Angesicht die Unbehaglichkeit, welche diese wohlgemeinte, wenn auch für Anselm verfängliche Bemerkung hervorbrachte.

Anselm wurde indessen bald wieder Herr seiner Stimmung und entgegnete lächelnd: „Es ist zwar allerdings kein Plaisir gewesen, todtmüde von der Reise und kaum in den Armen des ersten Schlafes liegend, so unbarmherzig heraus aus dem wohlthätig erwärmenden Bette gerissen zu werden; allein er finde den Irrthum

in seiner Person, wie den Eifer der Bürger ganz erklärlich, und habe es längst vergessen und verziehen."

„Aber sagt mir doch," hob der Rath Würfler an, „wo ist nur der Hallunke hingekommen? O hättet Ihr ihn nur erwischt! Wie wollt' ich mich freuen, wenn er am kurpfälzer Galgen baumelte!"

„Ich würde Eure Freude um Euretwillen schon theilen," sagte Rudolphi, „und hoffe, wir werden sie eher erleben, als wir denken. Der Kerl ist frech, und wie schlau er auch operiren mag, er entgeht uns nicht, und ich hoffe, die ganze noble Rotte denselben Weg wandern zu sehen. Es ist eine Wahrheit, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er zerbricht. Michel Pelzer meinte zwar immer, er könne blaupfeifen, aber Ihr wißt, die Gerechtigkeit hält darauf nichts."

„Recht so," rief Würfler; „aber die Antwort auf meine erste Frage seid Ihr mir schuldig geblieben!"

„Ich kann sie kurz beantworten," versetzte der Amtsschreiber; „er ist an dem Hause des Winzers Krämer durch die Mauerluke hinaus, an der ausgefressenen Stadtmauer hinabgeklettert und, wie die Spur zeigt, auf dem Wege nach Oberwesel hin entwischt."

Während der Rath diesem Berichte zuhorchte, hatte er bereits eine neue Karte gemischt und rief nun: „An Eure Plätze, meine werthen Herren und Freunde!"

Alle setzten sich in hergebrachter Ordnung.

„Was spielen wir," fragte der Rath.

„Landsknecht!" entgegnete der leidenschaftlich spielende Quardian.

Sie waren mit dem Vorschlage des geistlichen Herrn Alle zufrieden, und das Spiel begann. In den grünen Römern perlte der goldene Enghöller, und die Pfeifen dampften bis auf den Quardian, der eine Dose von großem Umfang in seiner Hand rollen ließ wie das Rad in seiner Achse, und abwechselnd ein Glas Enghöller

hinabstürzte und eine Prise von solchem Umfang nahm, daß er unmöglich seinen ganzen Zweck erreichen konnte, vielmehr die Hälfte auf seine Kutte fallen ließ.

Tonchen nahm ihren Sitz so, daß sie den Zehntschreiber und den Amtsschreiber im vollen Anblicke hatte. Zuvörderst verglich sie Beide sorgfältig und fand, daß Anselm Köhler um vieles schöner sei, als Rudolphi. Rudolphi hatte blondes Haar und blaue Augen. In seinen Zügen war Gutmüthigkeit ausgedrückt und ruhiges, verständiges Wesen. Frische und Gesundheit zeigte sein männlich schönes, regelmäßig geformtes Gesicht. Anselm Köhler's Augen waren groß, schwarz, leidenschaftlich glühend. Sein Haar hing in dunklen Locken um den Kopf. Bleich zwar, aber anziehend war sein, wenn auch nicht regelmäßiges, doch gerade in seiner Eigenthümlichkeit anziehendes Gesicht. Ein schärferes Auge hätte in der Abspannung seiner Züge die Spuren eines wüsten, ausschweifenden Lebens erblickt. Tonchens Unerfahrenheit entging das, und sie wurde durch den feinen Ausdruck und die Beweglichkeit seiner Züge erst recht angezogen. Der volle, üppige Mund dünkte ihr besonders küßlich. Was im Innern des Mädchens vorging, that sich mehr oder weniger in ihrem Benehmen kund. Ihr Blick ruhte nur auf Anselm; an ihn richtete sie ihre Worte meist, und auf die seinen horchte sie sorgfältig.

Rudolphi, dem das nicht entging, wurde verstimmt, einsilbig, ernst, im Spielen unaufmerksam. Nichts aber konnte Würfler weniger dulden, als eine solche Nichtachtung des Spieles, das zu seiner wichtigsten Angelegenheit gehörte. Auch der Quardian merkte das wohl und wollte mit einem gelehrten Excursus der Sache eine andere Wendung geben.

Er nahm seinen Römer, hielt ihn an die Nase und zog gierig und mit Behagen die Blume des Enghöllers ein. „Welch' ein Duft!" rief er zu dem Amtsschreiber gewendet aus. „Ich kann es nicht begreifen, wie der sonst so getreue Tacitus behaupten

konnte, an unserem Rheine sei es so rauh, daß kaum die wilde Kirsche reife. Ich habe heute diese Stelle gelesen und unterwerfe sie nun mit diesem Götterweine vor der Nase und auf der Zunge — er goß bei diesen Worten des ansehnlichen Glases Inhalt in seine weite Gurgel — einer Prüfung. Sollte man nicht meinen, der alte Römer habe an dem delirium tremens laborirt, als er das schrieb, oder sei stockblind gewesen?"

„Gibt's nicht noch ein drittes?" fragte Rudolphi.

„Was meint Ihr damit?" fragte der Quardian.

„Nun, ich meine, er habe sich ein Mährlein aufbinden lassen und den Rhein gar nicht gesehen! Seht, Herr Quardian, es assirt auch heute noch, daß Einem Mährlein aufgebunden werden. Man glaubt sie, weil sie Einem gefallen, aber es ist Lug und Trug, wenn man die Sache genau an- oder in die Augen sieht." Diese Worte sprach Rudolphi mit Bitterkeit, und die Beziehung war nicht zu verkennen.

„Dafür ist der Mann zu eifrig nach der Wahrheit gewesen," sagte der Quardian. „Damals mag's freilich auch am Rheine noch nicht ausgesehen haben wie heute."

Anselm betonte das von ihm wiederholte Wort „heute" und sagte: „Nun, schön sieht's heut' am Rheine auch nicht aus. Wenn an der Römer heute sähe, würde er nicht abgeneigt sein, das Mährlein zu glauben.

„Wozu diese gelehrten Reden!" rief Würfler und hob seinen Römer in die Höhe. „Ihr Herren, laßt die alten Römer ruhen. Sehet, diese allerneuesten legen ein besseres Zeugniß für den Wein ... und für den Rhein. Die neuen Römer und was drin perlt, sollen leben!"

Die Gläser klangen fröhlich zusammen. Das Spiel begann wieder.

„Ihr habt Recht, Herr Köhler," hob Rudolphi nach einer kleinen Pause wieder an, „wenn Euch jetzt unsere Gegend nicht

gefällt; allein auch in diesem herben Winterkleide hat der Rhein eigenthümliche Freuden. Habt Ihr schon etwas von dem Eistanz gehört?"

„Nein," sagte trocken der Zehntschreiber.

„So könnt Ihr am Sonntage vor Weihnachten ihn kennen lernen und mit Jungfer Tonchen auf der Eisfläche der großen „Lotte" dahinschweben."

„Wie ist denn das?" fragte Tonchen, die noch keinen Eistan erlebt hatte. Das Bild, welches, durch Rudolphi's Bemerkun hervorgerufen, ihre Seele bewegte, war zu lockend, als daß sie nich hätte neugierig forschen sollen.

„Wißt Ihr was, Herr Amtsschreiber," sagte der alte Ratk „setzt Euch zu meinem Tonchen und erzählt ihr das genau. Eue Spiel ist doch keinen Schuß Pulver werth. Ihr seid mit Eure Gedanken Gott weiß wo, und nur Eure Finger spielen."

Der Quardian lachte wie ein Faun und sagte zu Würfler „Da thut Ihr ihm eine rechte Schmach an!"

Rudolphi ließ es sich nicht zweimal sagen. Das Spiel lan weilte ihn schon geraume Zeit. Er wollte das gefährdete Gu wieder zu gewinnen suchen und rückte nahe zu Tonchen, die fleiß die Römer vollgoß.

Der Zehntschreiber wünschte den Glücklichen in den Schwefe pfuhl der Hölle; indeß — er mußte sich halten und spielen.

Während jetzt über einen Fehlgriff im Spiel, den Sieglin gemacht, ein Disput unter den Spielenden sich entspann, neigte si Rudolphi zu Tonchens Ohr und flüsterte ihr zu: „Seid Ihr au nicht abhold, daß ich zu Euch gewiesen worden bin?"

Sie sah ihn mit einem jener lodernden Blicke an, die unendl beredt waren, dann flüsterte sie zurück: „Alte Liebe rostet nicht

Den Amtsschreiber durchrieselte ein Wonneschauer. Er drü selig die weiße kleine Hand, und in der Seligkeit seines Herze flüsterte er weiter, während Anselms Kopf glühte und giftige Bli

herüberschossen wie Pfeile: „Ich habe heute in Euer edles Herz geschaut!"

„Ihr?" fragte Tonchen erstaunt. „Wie ging das zu?"

„Nun, Ihr werdet's besser wissen, als ich, und Euer Beispiel hat Gutes gewirkt."

„Ich verstehe Euch nicht!"

„Ihr wollt nicht, daß ich davon rede," sagte der Amtsschreiber, „weil sich Euer wohlthätiges Gemüth hinter den Versteck des Geheimnisses bergen möchte. Nicht wahr?"

„Ich weiß wahrlich nicht, was Ihr wollt. Ist Euch der Enghöller zu Kopf gestiegen?"

„Ich bin Jakobchen heute begegnet —"

„Nun, das könnt Ihr alle Tage, denn der abscheuliche, nichtsnutzige Buckelorum zieht auf allen Gassen herum; Ihr wißt aber doch, daß ich ihn von Grund meiner Seele hasse."

„Ich bitt' Euch," sagte Rudolphi, „redet doch nicht so. Er trug einen Korb voll Lebensmittel zu der armen Frau Klein in meinem Hause, und um Euch zu beweisen, wie glücklich es mich macht, Euch nacheifern zu können, hab' ich gleich heute den Hauszins ausgewirkt für die arme Alte."

Tonchen lachte laut auf. „Wahrhaftig, Ihr habt den Wein im Oberstübchen, und die Ziegel sind schon aus der Ordnung gerückt! Wie kommt Ihr zu dem himmelhohen Unsinn? Da seid Ihr auf falscher Fährte. Erstlich hab' ich weder Zeit, noch Lust, mich um alte Bettelweiber zu kümmern; zweitens ist diese Frau Klein eine Ketzerin, und die mögen Alle verhungern, ehe ich ihnen etwas gebe, und drittens würde ich den Buckelorum nicht zu meinem Boten machen, ihm vielmehr lieber einen Fußtritt geben."

Tonchens Lachen war schneidend herzlos gewesen, aber diese Rede überbot das Gelächter. Sie war herzlos, satanisch, boshaft.

Rudolphi sah sie an mit einem Erstaunen, das er nicht bemänteln konnte, noch mochte. War das Wahrheit oder Verstellung?

Wollte sie durch erkünstelte Härte ihr Gefühl verbergen? Hatte es sie vielleicht verletzt, daß er so schonungslos ein zartes Geheimniß an's Licht zog? Und doch — der Eindruck ihres Wortes, Tones, Benehmens war so entsetzlich, daß er sich kaum fassen konnte.

„Geht mir weg mit solchen Albernheiten," sagte Tonchen, „und erzählt mir einmal etwas von dem Eistanze, von dem ich nie etwas gehört: Ich freue mich darauf. — Nicht wahr, Herr Köhler, Ihr auch?" wandte sie sich zu diesem.

„Außerordentlich," antwortete er, „wenn Ihr mir die Ehre eines Tanzes gönnt!"

„Zehn für einen!" rief Tonchen kichernd. „Ihr müßt nach Eurem leichten, kaum hörbaren Auftreten erstaunlich leicht und gut tanzen?"

„Macht die Probe," sagte Anselm süß lächelnd.

„Es bleibt dabei!" schloß Tonchen und wandte sich wieder zu dem Amtsschreiber, dessen Lippe von innerer Erregung bebte.

„Da seht Ihr," sagte sie lachend, „für mich ist keine Noth, und ein leichter Tänzer ist immer ein reicher Gewinn!"

„Ich wünsche Euch Glück zu dem Gewinne," sagte Rudolphi bitter.

„Damit seid Ihr ja nicht ausgeschlossen," flüsterte sie mit lockendem Ton in sein Ohr. „Zwar tanzt Ihr nicht leicht, aber ich habe mich, das müßt Ihr mir doch bekennen, wacker mit Euch herumgearbeitet."

„Und geplagt!" sagte noch bitterer Rudolphi.

„Das sagt' ich nicht," versetzte Tonchen; allein sie fühlte, daß sie wieder einlenken müsse. „Seid Ihr böse?" fragte sie flüsternd. „Seht mich doch einmal mit Eurem lieben Auge an. Könnt Ihr denn gar keinen Scherz vertragen?"

„Euer Scherz ist ätzend wie Scheidewasser."

Tonchen sah ihn ernst an. „Ich glaube, es ist Euch Ernst?"

fragte sie. „Soll ich mein Wort von vorhin wiederholen?“ Sie drückte seine Hand. „Nicht wahr, den ersten tanzt Ihr mit mir?“

„Ich tanze nicht.“

„Das ist Scherz. Wenn ich Euch nun aufforderе?“ fragte sie schalkig.

„Es ist heuer kein Schaltjahr,“ sagte Rudolphi.

„Das ist garstig,“ sagte sie zürnend und wandte sich protzend ab.

Rudolphi fühlte, daß auch er nun zu weit gegangen, beleidigend geworden war, weil er sich auf das Sprüchwort bezog: „Alle Schaltjahre freien die Mädchen.“ Gern lenkte er wieder ein.

„Ich dachte mir wohl,“ hob er an, „daß Ihr gern das alte Herkommen des Eistanzes von mir hören würdet, deßhalb habe ich heute die Chronik des alten Kürschnermeisters Sebastian Fabian nachgelesen, der aus alter Zeit die einzige Kunde überliefert von solchem Tanz, in dem auch der Apostelhof eine Stelle hat durch besondere Vorrechte.“

„So?“ fragte, wieder auf anderen Gedanken, neugierig das Mädchen. „So gebt's zum Besten.“

Rudolphi berichtete: „In solchen Wintern, wo der Rhein ganz gefahrlos zugefroren ist, erzählt Meister Fabian, pflegte man in der guten Stadt Bacharach ein Eisfest von zwei Tagen und einen Eistanz zu halten.

„Die jungen Schiffer und die Schröter ebneten durch Eisklopfen einen Raum neben einer „Lotte“. Auf diesen Raum bauten die Wirthe ihre Zelte. Das, welches unmittelbar an der „Lotte“ liegt und das größte ist, auch mit der kurkölnischen Fahne allein sich schmücken darf, ist das des jedesmaligen Apostelküfers, der das unverkürzbare Recht hat, gegen billige Tare das beste Fuder Wein aus dem Apostelhofkeller zu wählen, daß er es dort zu seinem Vortheile verzapfe. Er allein darf einen Feuerherd in

seinem Zelt errichten und einen Holzboden legen; er allein darf Warmwein bereiten und Würste braten, und die Tanzmusik halten, wofür jeder Tänzer einen Albus zu bezahlen hat. Nachdem sich jedermänniglich geatzet, beginnt der Tanz auf der Spiegelfläche der „Lotte".

„Himmel!" rief Tonchen, „da muß es sich köstlich tanzen auf so glattem Boden!"

„Wenn der Tanz im Gang ist, ziehen die jungen Burschen auf und wählen unter den jungen Leuten, die da sind, einen Eiskönig, der nun das Recht hat, sich das schönste Mädchen zur Tänzerin zu wählen, die als Königin nur mit ihm tanzen muß."

„Ei," rief Tonchen, die ganz von dem Vorgefühl der Lust durchglüht war, „der wird doch mich nicht wählen!"

„Nun," sagte kalt Rudolphi, „er wählt die Schönste: da mögt Ihr Euch wohl darauf richten."

„Das thue ich nicht!" rief das eitle Mädchen. „Ich will frei sein."

„Gesetzt aber," sagte mit Nachdruck Rudolphi, „der Herr Zehntschreiber würde Eiskönig?"

Tonchen fuhr blitzschnell herum und sah ihn an.

Rudolphi sah eiskalt in ihr Auge.

„Oder Ihr!" bemerkte sie.

„Es muß ein feiner Tänzer sein," entgegnete er.

„Ihr seid boshaft," flüsterte sie ihm in's Ohr.

Rudolphi fuhr fort: „Der Hauptkohl kommt erst am zweiten Tage. Nachts bauen die Bäcker einen Backofen von Tuffsteinen und backen am Tage Bretzeln, die Eisbretzeln heißen, und um die sich Alt und Jung streitet. Die Frauen kommen mit Körben voll gefärbter Eier, und es wird „gekippt", wie am zweiten Ostertage in Steeg. Die Küfer machen ein neues Faß auf dem Eis, das ausgelooft wird. Die Schröter tragen um ein Uhr den Eiskönig auf einer Schrotleiter mit Musik in's Apostelküferzelt, und Alles

zieht im Jubel in Procession hinterdrein. Die jungen Burschen machen auf dem Eis eine Kegelbahn und kegeln einen Hammel aus, der stolz mit Sträußen und Bändern verziert ist. Dann folgt wieder Tanz bis in die Nacht, und das Fest ist aus."

„Ein Heidenfest," rief der Quardian zornig, dem der Wein in den Kopf gestiegen war; „ein wahres Heidenfest, wo der Teufel seine reiche Ernte hält. So etwas sollte eine wohlgeordnete Verwaltung und christliche Obrigkeit nimmer zulassen. Ich werde protestiren bei dem Oberamte."

„Wird Euch wenig helfen, Hochwürdiger," sagte der Rath. „Das sind Privilegien — Alles verbrieft. Da beißt keine Maus einen Faden ab."

„Was Privilegien!" schrie kirschroth der Quardian. „Gegen Gottes Ordnung dürfen keine Privilegien verliehen werden, sonst sind sie eo ipso ungültig. Ueberhaupt heißt es Gott versuchen, wenn man auf dem Eise tanzt."

„Wollt Ihr nicht im Apostelzelt eine Predigt halten?" bemerkte spottend der Rath.

„Warum nicht?" entgegnete bissig der Quardian — „freilich würde sie so wenig Frucht tragen als die, welche ich bisweilen alten Sündern gehalten!"

Jetzt zog der Rath Würfler seine Uhr und sagte: „Wahrhaftig, schon ein Viertel über zehn! Wir haben die Zehnuhrglocke ganz überhört."

Die Mahnung war handgreiflich, aber nothwendig, denn der Quardian konnte in solchen Zuständen der halben Trunkenheit sehr unangenehm werden, und der Rath befürchtete das, wollte aber ein Aergerniß abwenden.

Der Stadtschreiber nahm seinen Hut, und der Zollbeseher Siegling reichte dem Quardian seinen Arm, und er selber bedurfte einer Stütze.

Der Abschied Rudolphi's war kühl, trotz der süßflötenden

Stimme, die ihm „gute Nacht" sagte, und den Glühblicken, die wirksam zu sein bestimmt schienen, es aber nicht wurden.

Absichtlich ging der Amts- und Stadtschreiber die Bauersgasse hinab, indeß die beiden Anderen umsonst die Mitte der Straße zu halten suchten. Er wollte allein sein. Der Abend hatte ihm viel Bitteres gebracht. Die schonungslose Härte des Mädchens, das auffallende Bestreben, dem Zehntschreiber zu gefallen, die Herzlosigkeit gegen die arme Frau Klein — das Alles machte ihm das Herz schwer. Dennoch zweifelte er daran, daß sie jene Gaben nicht sollte gesendet haben. Wer sollte sie denn sonst gesendet haben? Und doch, warum wählte sie den Schein solcher Herzlosigkeit und fanatischer Härte, um die Regungen des schönsten Gefühls und dessen Bethätigung zu maskiren? Er nahm sich fest vor, dem Boten aufzupassen und hinter die Geschichte zu kommen.

Das konnte nicht schwer sein, da Jaköbchen gesagt, er komme alle Tage um diese Zeit mit seinen Gaben in das Haus.

Rudolphi lag noch lange schlaflos in seinem Bette. Die Bilder dieses Abends ließen ihn den Schlaf nicht finden.

Auch Tonchen schied bald, jedoch nicht ohne dem Zehntschreiber zugeflüstert zu haben: „Hatte ich Unrecht, als ich den Amtsschreiber einen launigen Gesell hieß? Ihr habt nun ein eigenes Urtheil. Ueberdies tanzt er wie ein alter Bär."

---

## 7. Ein Verhör und seine Folgen.

Schon in der Frühe des folgenden Tages bestellte der Amtsschreiber sein Mittagessen auf's Zimmer. Er wollte um jeden Preis aus dem Gewirre seiner Zweifel herauskommen und Jaköbchen sprechen. Sollte er sich so in Tonchen getäuscht haben?

Den Kopf in die Hand gestützt, saß er an seinem Tisch.

Unberührt standen bereits die erkalteten Speisen vor ihm. Die Eßlust war weg. Es hatte schon Zwölf geschlagen, und Jaköbchen kam noch immer nicht. — Endlich vernahm er die mühseligen, schweren Tritte des Kleinen auf der Stiege. Er öffnete die Thüre und sagte:

„Komm' 'mal zu mir herein, Jaköbchen! Ich habe Dir etwas Angenehmes zu sagen. Kannst der Frau Klein sagen, ihre Hausmiethe würde schon für das laufende Jahr, obgleich es seinem Ende nahe ist, bezahlt werden."

„Gott lohn's," rief Jaköbchen freudig aus. „Ihr seid doch ein gar lieber Mann. Schade nur, daß Ihr so stockblind seid."

Der Amtsschreiber lachte. „Siehst Du nicht meine guten Augen, Jaköbchen?"

„Und sind doch blind!"

„Wer sagt Dir das?"

„Niemand; ich seh's ja!"

„Du siehst's?"

„Ei freilich, sonst müßtet Ihr ja doch sehen, daß Euch Tonchen am Narrenseile herumführt."

Der Amtsschreiber fuhr ordentlich zusammen. Das Wort durchzuckte ihn. „Du bist ein grober Geselle," rief er aus.

„Mein's nicht bös," versetzte Jaköbchen. „Kinder sehen oft mehr als Alte."

Es gehörte zu den seltsamsten Eigenthümlichkeiten Jaköbchens, daß er sich stets noch für einen Knaben hielt, deßwegen sich auch noch bisweilen mit voller Lust den Knabenspielen hingab, wo dann die Buben ihren Spuk mit ihm trieben, bis er ärgerlich wurde und sie abbläute, was meist nicht sehr fein ablief. Indessen gelang es ihm selten, die zu erhaschen, die er züchtigen wollte, weil Behendigkeit eine der allergeringsten seiner Eigenschaften war.

„Das mag so sein," sprach unmuthig der Amtsschreiber, „allein bedenkst Du nicht, was Du da Tonchen zur Last legst?"

„Ich weiß, was ich weiß," sagte Jaköbchen, „und meine Augen sehen mehr als die Eurigen, und meine Ohren sind scharf wie die einer Katze."

„Was weißt Du denn?" fragte heftig erregt Rudolphi.

„Daß sie den schlechten Finkenstock lieber hatte als Euch, und es jetzt wieder darauf anlegt, den Zehntschreiber zu kirren."

„Du verleumdest!" rief Rudolphi.

„Gott soll mich strafen, wenn ich das thue!" sprach der Kleine und legte die Hand auf seine hohe Brust. „Hätte sie Euch sonst gestern einen „Kümmeltürken" und einen langweiligen Gesellen genannt? Aber der Herr Rath, der gern sähe, wenn Ihr sein Schwiegersohn würdet, hat sie dafür abgetackelt. Himmel, was hatte sie für einen Zorn! Drei Stunden hat sie in ihrer Kammer gesessen und vor Gift geweint. Sie muß es aber doch bereut haben, denn Abends war sie wieder gegen Euch so freundlich wie ein Ohrwürmchen, und strich Euch um den Bart, daß es eine Art hatte; ich sah's von fern."

„Ihr Herz ist gut," versetzte, von bitteren Erinnerungen an den gestrigen Abend erfüllt, der Amtsschreiber, „sonst würde sie ja nicht der Frau Klein heimlich diese Wohlthaten spenden." Er deutete dabei auf den Korb, den Jaköbchen bei der Thüre niedergestellt.

Jaköbchens Gesicht lief blutroth an. „Wie?" rief er. „Hat Euch das Jemand gesagt, so hat er Euch schändlich belogen. Die wohlthätig? Daß sich Gott erbarme! Sie jagt die Armen fort mit harten Worten, und müßte Frau Klein auf die warten, so wäre sie längst verhungert und erfroren in der Noth und Kälte dieses Winters."

„Gibt sie Dir die Gaben denn nicht?" fragte mit wachsendem Erstaunen Rudolphi. „Du hast mir's ja gestern selbst gesagt."

„Ich?" fragte Jaköbchen. „Ihr seid, wie ich merke, nicht allein blind, sondern auch taub! Jaköbchen lügt nie. Ihr habt

halt nur Tonchen im Kopfe, drum hörtet Ihr nicht, welchen Namen ich nannte. Habt Ihr denn ganz vergessen, daß ein Engel in dem Apostelhof wohnt? Lenchen ist's, das die Wohlthaten spendet. Lenchen ist ein Engel! Die trocknet die Thränen der Armen, die Tonchen fortjagt. Sie sendet mich alle Tage hierher mit Milch und Brod, mit Nahrungsmitteln und Geld, daß die gute alte Frau sich auch noch Holz kaufen kann oder Lohkuchen bei den Gerbern am Holzthore. Da seid Ihr gewaltig irre, wenn Ihr glaubt, das thue Tonchen. Ach, Herr Amtsschreiber, die hat kein Herz. Die hat nur sich lieb. Mich verfolgt sie mit giftiger Bosheit, besonders seit gestern, wo ihr der Alte sagte, sie habe mit Finkenstock geliebelt. Sie weiß, daß ich's ihm hinterbracht habe. Konnt's nicht mehr sehen und wollte vorbeugen, daß sie nicht wieder es gerade so machte. Da hat er ihr gesagt, wenn sie Euch nicht heirathe, so müsse sie in's Kloster. Drum schlug der Wind um, und sie steuerte wieder zu Euch; aber nebenbei wird Anselm Köhler Hahn im Korbe. Denkt an mich!"

Der Amtsschreiber war bleich geworden wie eine Leiche. Seine Hand zitterte. Er war keines Wortes mächtig.

Jaköbchen war einmal im Zug, und besonders war es Lenchen, der er nun eine warme Lobrede hielt; allein für den Amtsschreiber war Alles verloren. Er hörte ihn nicht. Endlich nahm der Kleine seinen Korb und ging.

Rudolphi saß nach einer Stunde noch in der Stellung, in der ihn Jaköbchen verlassen. Alle die Ereignisse, seit er Tonchen kannte, ließ er an seiner Seele vorübergehen. Worte und Benehmen stellte er gegen einander und wog sie ab, und — die Wahrheit dessen, was Jaköbchen gesagt, trat immer entschiedener hervor. So war er denn um seine Liebe betrogen, sein Herz, so lauter und treu, verhöhnt. Zum Spielball ihrer Laune sollte er dienen, und gefiel ihr ein Anderer besser, so schob sie ihn herzlos auf die Seite.

Sein Gemüthszustand war nicht der Art, daß er heute hin-

gehen konnte. Er blieb zu Hause und grübelte. So groß aber ist die Macht der Leidenschaft, daß er am Ende den Worten Jaköbchens keinen Glauben beimaß, wenigstens selbst prüfen wollte, um die Wahrheit zu finden, wie bitter und herbe sie auch ausfallen möchte. Mehrere Tage mied er indessen den Apostelhof.

Am dritten Mittag nach dem verhängnißvollen Verhöre mit Jaköbchen saß Rudolphi in seiner Stube an seinen Acten. Er hatte vorgegeben, krank zu sein, und war nicht in das „goldene Rad" gegangen. Wieder hörte er den Boten der Wohlthätigkeit die Stiege hinaufsteigen, die eher einer Leiter als einer Stiege glich. Ach, dachte er, warum gleicht sie nicht diesem Mädchen, das vielleicht sich selbst abdarbt, um der Armuth Noth zu lindern! Bei diesem Gedanken trat das Bild des engelschönen Lenchens vor seine Seele; aber es wurde durch ein Gepolter und durch einen heftigen Schrei schnell wieder weggescheucht. Er stürzte hinaus und sah die Mißgestalt Jaköbchens sich wimmernd am Boden krümmen und winden. „Was ist geschehen?" fragte er, den Armen aufhebend. Jetzt kam auch die alte Frau ihre schmale Stiege herunter.

„Ach, Gott!" rief sie, „der arme Junge hat gewiß Schaden genommen."

Jaköbchen konnte nicht reden. Schrecken und Schmerz hatten ihn ganz betäubt.

Rudolphi untersuchte seine Glieder, so gut es ging, und fand, daß er einen Arm gebrochen habe. Er trug ihn auf sein Bett und ließ durch einen der Backknechte seines Hausmannes einen Bader rufen, der in der Nähe wohnte.

Frau Klein half nach Kräften, und als der Verband angelegt war, ließ er ihn durch den Stadtdiener nach dem Apostelhofe tragen.

Frau Klein weilte einen Augenblick, um sich für die Wohlthat des Hauszinses zu bedanken.

Nun wird Euch wohl die Unterstützung ausbleiben, gute Frau," sagte Rudolphi theilnehmend; „aber Ihr sollt nicht Noth leiden. Ihr nehmt wohl von mir eine Gabe an, daß Ihr Euch das Nöthige verschaffen könnt?"

Der guten Frau ging das Auge über. Sie dankte warm und innig und pries die Güte Lenchens aus vollem Herzen.

Rudolphi hörte theilnehmend zu, und was er vernahm, flößte ihm ein großes Interesse für das liebliche Mädchen ein, dessen Schönheit er wohl einmal bewundert hatte, wenn er ihr, was jedoch sehr selten geschah, irgendwo begegnete.

Ihr edles Beispiel nachzuahmen, nahm er sich im Stillen fest vor, und da seine Sparsamkeit groß war, konnte er die arme Frau reichlich bedenken.

Er machte sich Vorwürfe, daß er bisher die unglückliche Frau gar nicht beachtet, und nahm es sich fest vor, ihr recht viele Gaben zufließen zu lassen, zumal er fand, wie ihre Bildung so viel höher stand, als die anderer Frauen ihres Standes. Sie mußte ihm ihre Schicksale erzählen, und diese ungeschminkte, vertrauensvolle Mittheilung erhöhte seine Achtung und Theilnahme für die Hochbetagte, die einen langen Dornenpfad durch's Leben gewandelt war, um am Abend desselben das Bitterste zu erfahren: drückende Noth.

Gerade in seiner jetzigen Gemüthsstimmung that es ihm wohl, fremdem Leid und Wehe sein Herz zu öffnen.

Im Apostelhof war das Ausbleiben des gewohnten Abendgastes sehr auffällig. Der Rath erkundigte sich, ob Rudolphi krank sei, und hörte, daß er zwar nicht krank, doch aber sich unwohl befinde. Er war in seinen Gewohnheiten gestört, und das mißstimmte ihn. Jakobchen konnte ihn nicht bedienen, keine Stadtmährlein bringen, und nun fehlte auch Rudolphi, den er lieb hatte. Er ahnte nicht, daß Tonchen eine Schuld haben könne, da er jene Abendunterredung nur wenig beachtet hatte. Tonchen dankte es ihrem Schutzpatron, daß dem so war, denn sie würde ohne Zweifel einen bösen

Stand gehabt haben, hätte der Vater gewußt, was sie sich nicht verhehlen konnte.

„Er protzt," sagte sie dennoch lachend. „Nun, ich sehe, daß er mich liebt! Mag er protzen! Ich übe doch eine solche Gewalt über ihn, daß er schon wieder kommen wird!" Dabei besah sie sich im Spiegel und dachte: So viel Reizen widersteht am Ende Keiner! Um so leichter mochte sie sich trösten, als Anselm unverkennbare Spuren zu Tage legte, wie mächtig ihre Reize ihn bestrickt hatten. Er hatte nur Augen und Ohren für sie. Sein trunkener Blick verfolgte sie überall, und alle Mittel der Gefallsucht wandte sie an, ihn völlig an sich zu fesseln. Dies gelang um so leichter, als das, was der Radwirth scherzend bemerkt, wahr geworden war. Schon die wenigen Tage seines Umganges mit ihr waren genug gewesen, sein Herz in lichte Flammen zu setzen, die Tonchen um so lieber schürte, als er ihr selbst sehr wohlgefiel und sie eine stärkere Zuneigung zu ihm empfand, als zu irgend Einem, den sie zu fesseln sich jemals Mühe gegeben.

Daß auch die alte Annemarthe in ihn verliebt war und sich bemühte, ihm ein gleiches Gefühl einzuflößen, machte ihr unendliche Lust und steigerte ihr Streben. Ja, diese Thorheit ihrer mütterlichen Amme gab ihrer Neigung neuen Reiz, weil sie nur heimlich und in solchen Momenten operiren konnte, wo jener scharfes Auge nicht jede Annäherung belauschte.

So war denn dies Herzensverhältniß im besten Gang, als eines Tages ganz unvermuthet der Amtsschreiber wieder erschien zur großen Freude des Vaters. Tonchen begrüßte ihn freundlich, aber zurückhaltend.

Sie schien kaum erfreut zu sein durch sein Kommen. Auch er war ernst, kühl und mißgestimmt. Nur wenige Worte der geselligen Artigkeit wurden gewechselt, dann trat er zu dem Rathe. Das kränkte ihre Eitelkeit noch mehr, und ihr ganzer Stolz erwachte.

„Das soll mir der alberne Mensch schon vergelten," sagte sie zu sich selbst, erkannte aber auch, daß sie ihren Zorn und Mißmuth beherrschen müsse. Ihre ganze Freundlichkeit wandte sie dem entzückten Zehntschreiber zu, ohne doch ihre Aufmerksamkeit von dem Gespräche zu wenden, das sich zwischen Rudolphi und ihrem Vater entspann und sich in ein ihr unangenehmes Geleis ergoß.

„Ich bin Euch zu Dank verpflichtet, werther Herr Amtsschreiber," sagte der Alte, „daß Ihr dem armen Jaköbchen so viel Sorgfalt zugewendet. Der arme Schelm muß wohl viele Schmerzen leiden."

„Es ist mir lieb, daß Ihr die Rede auf ihn bringet, Herr Rath," sagte Rudolphi; „ich wollte mich besonders nach ihm erkundigen."

„Ich glaube beinahe, die Liebe zu dem kleinen Kobold hat Euch einmal wieder zu uns geführt," bemerkte Tonchen mit einem scharfspottenden Tone.

„Das zu leugnen, wäre unrecht," versetzte sehr ernst der Amtsschreiber. „Ich habe seine Schmerzen gesehen und fühle recht großes Mitleid mit ihm."

„Ihr habt ein weiches Herz," sagte sie; „das habt Ihr schon neulich kundgethan."

„Schäme Dich," zürnte der Vater. „Es steht Dir übel an, über Dinge zu spötteln, die dem Ehre machen, dem sie eigen sind."

Sie wurde bleich vor Zorn. „Er hat es nicht um mich verdient, daß ich ihn im Herzen trage," sagte sie und wandte sich ab.

Der Alte sagte: „Hier gilt das Sprüchwort: Wie's in den Wald schallet, so schallet's heraus. Sie hat einmal keine Liebe zu ihm, das ist leider wahr; allein gerade seine Mißgestalt flößt mir doppeltes Erbarmen ein."

Tonchen war an's Fenster getreten und lehnte die Stirn an

das Glas, dessen Eisblumen kaum der Wärme des Gemaches gewichen waren.

Der Amtsschreiber trat zu ihr.

„Ihr zürnt mir?“ sagte er leise.

„Hab' ich nicht Grund dazu?“ fragte sie rasch zurück. „Ihr laßt Euch nicht mehr sehen, und sagt mir dann, der Unhold sei's, der Euch hergeführt.“

„Seit wann legt Ihr die Worte auf die Goldwage?“ fragte er.

„Seit Ihr die meinen so scharf nehmt,“ antwortete sie. „Doch,“ setzte sie, wieder laut in den vorigen Ton fallend, hinzu: „Ihr werdet wohl gern etwas von Eurem Lieblinge wissen. Mir thut's leid, daß ich Euch nichts sagen kann. Ich muß Euch da entweder an die barmherzige Schwester, an Apostelküfers Lenchen, weisen, die auch an seinem Unglücke die Schuld trägt, — oder Ihr müßt Euch selber zu ihm bemühen. Lenchen pflegt ihn, da sich hier im Hause Niemand um ihn kümmert, weil es an Zeit und Lust dazu gebricht.“

Die Herzlosigkeit dieser Aeußerungen traf den Amtsschreiber wie ein Maifrost die Blüthen. Wehmüthig gedachte er des verlassenen Unglücklichen und — des erbarmungsreichen Lenchens mit Wohlwollen.

„Da redet Ihr doch nicht von seiner Mutter?“ fragte er nach einem minutenlangen Schweigen.

Tonchen lachte hell auf. „Wo denkt Ihr hin? Die möchte gern noch einen Eheherrn suchen,“ sagte sie und sah dabei den Zehntschreiber mit einem so bedeutsamen Blick an, daß dieser ebenfalls laut auflachte; „da ist denn der Junge ein verdrießlicher Hausrath, wie Ihr leicht ermessen könnt. Ich glaube, sie hätte es lieber gesehen, wenn er den Hals statt des Armes gebrochen.“

Der Amtsschreiber fuhr ordentlich zurück bei diesen Worten.

Es überlief ihn eiskalt, als das reizende Wesen diese rohe,

gefühllose Aeußerung that. Es entstand eine Pause; dann sagte Rudolphi: „Wenn es so steht, wär's am Ende wohl besser für ihn gewesen, wenn das geschehen wäre! aber es ist sehr traurig. Könnt' Ihr mir nicht sagen, wo ich ihn finde?"

„Wollt Ihr ihn besuchen!" rief Tonchen halb spottend, halb verwundert. „Nun, dann geht nur hier neben in die dritte Thüre. Er wird sich gewiß Eures Besuches freuen."

Der Amtsschreiber unterdrückte ein Wort, das ihm auf die Lippe kam, und ging, ohne daß Tonchen Miene machte, der Höflichkeit den Tribut zu zollen, ihn zu geleiten. Draußen blieb er einen Augenblick stehen. Er mußte sich erholen von dem Eindrucke, den er eben gewonnen.

O, es ist unendlich schmerzlich, wenn nachgerade der wunderbare Lichtglanz zerrinnt, mit dem die Liebe das Wesen umgab, dem das Herz zu eigen ist. Jede Lust und Freude stirbt hin; das Herz ist so arm und so leer, das Leben so werthlos und nichtig, daß alle Kräfte gelähmt werden, und es Augenblicke gibt, wo auch ein verständiger Mensch den Tod willkommen heißen möchte.

In solcher Stimmung und Lage befand sich der Amtsschreiber. Er sah allmälig einen Lichtstrahl nach dem anderen erbleichen an der Glorie, in welcher ihm dieses Mädchen erschienen war, und immer weniger schön und liebenswürdig erschien sie ihm. Kam er sich doch selber vor wie ein Verzauberter, dessen Zauberbande eine unsichtbare Hand allmälig löst.

„Hab' ich denn das früher nie bemerkt?" fragte er sich; „Jaköbchen hat Recht, ich war blind, stockblind, weil die Leidenschaft für das verführerische Wesen mich so bewältigt hatte, daß ihre Fehler mir entgingen und nur ihre Reize mich bestrickten."

Mit solchen Gedanken näherte er sich der Thüre, die ihm bezeichnet worden war; ein halbunterdrücktes Stöhnen drang daraus

hervor, denn die Thüre war nur angelehnt. Deutlich vernahm er, daß eine sanfte Stimme dem Leidenden tröstend zusprach.

„Wer mag's sein?" fragte er sich. „Gewiß das holde Mädchen, das sie spottend eine barmherzige Schwester nennt."

Es war eben zu jener Tageszeit, wo, im Winter so frühe, der Tag mit der schnell hereinbrechenden Nacht um die Herrschaft ringt, aber ihrer Macht noch nicht gewichen ist. Leise drückte der Amtsschreiber die Thüre so weit auf, daß er unbemerkt eintreten konnte. Warum er so hereinschlich, wußte er selber nicht; aber er that es instinktartig, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben.

Das Zimmerchen hatte nur ein Fenster, welches in den Hofraum der katholischen Schule ging. Der letzte Schimmer des glühenden Abendhimmels lag auf dem Fenster und gab gerade da noch zureichende Helle, während der übrige Theil des länglichen Raumes schon im Dunkel lag und namentlich der, wo die Thüre sich befand und Rudolphi stand. Das Bett des Leidenden war am Fenster. Er wandte das Gesicht dem Fenster zu, und gerade vor ihm, den Amtsschreiber verdeckend, stand eine schlanke weibliche Gestalt, die sich über den Arm beugte, welchen der Leidende gebrochen, und den Verband besorgte.

„Halt' nur noch ein wenig aus," sagte Lenchens süße Stimme, „ich bin nahezu fertig. Thue ich Dir denn so wehe?"

„Nein, nein!" rief mit vor Schmerz bebender Stimme der Arme. „Du bist so engelsgut und sanft; aber es thut ja doch so hölliſch wehe. Da kannst Du ja nichts für. Denke ich dran, wie mich der Bader herumriß, so sträuben sich mir die Haare. Das hält keinen Vergleich aus."

„Ich nehme mich ja auch so in Acht, Dir nicht wehe zu thun. Glaub's aber wohl, daß es doch wehe thut. Sei aber geduldig. Es wird gewiß bald wieder heil. Diese Nacht wache ich wieder bei Dir und mache Dir die Umschläge."

„Du bist mein schützender Engel," sagte der Kranke. „Wärst

Du nicht, ich käme um vor Elend. Ach, eine Mutter sieht nicht nach ihrem Kinde," fuhr er weinend fort, „das so viel Schmerzen leidet, und eine Fremde pfleget sein, nährt und verbindet es. Es ist doch traurig! Lenchen, wenn Dich Gott nicht segnet um der Barmherzigkeit willen, die Du an mir thust, so müßte die Schrift lügen."

„Geh'," sagte sie sanft, „rede mir so nicht. Was ist's denn weiter?" Und um ihn auf andere Gedanken zu leiten, sagte sie: „Ich füttere Deine Tauben recht sorgfältig, und Du solltest nur einmal sehen, wie sie mich schon kennen und so kirre und zahm sind."

„Ach, ich glaub's gern," antwortete er. „Wer Dich nur einmal kennt, muß Dir ja gut sein."

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch die Seele. „Ach, die arme Frau Klein!" rief er aus.

„Warum beklagst Du sie so?" fragte Lenchen.

„Wer wird ihr nun Deine Gaben bringen?"

„St!" flüsterte sie, „ich selbst. In der Abenddämmerung schleiche ich zu ihr, wo mich Niemand sieht und kennt.

„Nimm Dich nur auf der Stiege in Acht."

„Ich kenne sie schon. Aber weißt Du auch, Jaköbchen, daß nun die gute Frau einen neuen Wohlthäter gewonnen hat? Gott segne ihn dafür! Rath' einmal wen?"

„Gewiß den Herrn Amtsschreiber?"

Sie nickte bejahend.

„Ach, der ist auch so eine Samariterseele wie Du; ja, das böse Tonchen verdient nicht, daß er sie so lieb hat. Ich sag's immer, und sie narrt ihn nur."

Rudolphi erröthete in dem tiefen Schatten, wo er stand; aber sein scharfes Ohr vernahm einen Seufzer, der aus des Mädchens Brust kam. Galt er ihm? Oder welchen Ursprung hatte er?

Jaköbchen fuhr fort über Tonchen zu zanken.

„Wenn Du nicht Deine böse Zunge bändigst," sagte sie, „so komm' ich nicht wieder. Tonchen ist nicht so böse."

„O Du milde Seele," rief der Leidende aus. „Du möchtest in Deiner Liebe sie gern rein brennen, ich weiß es wohl, aber warst Du nicht dabei, als sie sagte, da mich der Stadtdiener brachte: Hätte er nur den Hals gebrochen! Meinst Du nicht, daß das mir wehe gethan? Bin ich nicht ein armer, unglücklicher Knabe," sagte er weinend, „um den sich die eigene Mutter nicht kümmert? Bin ich nicht unglücklich genug? Warum mußte sie mir das wünschen? O, das hat der liebe Gott gehört, der's nicht vergißt."

„Sei Du nicht rachsüchtig," warnte sie. „Ich sorge ja für Dich, und Dir geht ja nichts ab. Laß sie dann!"

„O, ich lasse sie ja," erwiederte er; „aber siehst Du, so macht's das leichtfertige Ding Jedem. Nun sie mit dem Zehntschreiber liebäugelt, höhnt sie den Amtsschreiber. Mir lief neulich die Galle über. Wär' ich an seiner Stelle, ich sähe sie nicht mehr an. War auch seitdem nicht mehr im Hause, woran freilich seine Krankheit Ursache ist."

„Krankheit?" fragte das Mädchen mit sichtlichem Erschrecken. „Es wird doch nicht arg sein? Du hast Recht, ich sah ihn seit einigen Tagen nicht. Wart'! ich will Frau Klein fragen, die weiß es gewiß."

„Ja, ja," sagte der Kranke, „vergiß es nur nicht; ich möchte es auch wissen; aber ich will recht für ihn beten. Nicht wahr, Du auch?" bat er. „Dein Gebet ist gewiß erhörlich."

Sie bejahte mit stummem Neigen des Kopfes.

Des Amtsschreibers Herz bebte. Der Gedanke, daß Menschen liebend seiner im Gebete gedächten, ergriff ihn mächtig.

Der Verband war nahe zu Ende. Rudolphi hielt es für geeignet, sich wieder leise hinauszuschleichen, um dem lieben Mädchen die Verlegenheit zu ersparen, daß er Zeuge der Unterredung gewesen. Er wandte sich wieder so unbemerkt hinaus, wie er eingetreten war,

und öffnete dann mit Geräusch. Die holdselige Krankenwärterin wandte sich erschrocken herum, und Jaköbchen rief freudig: „Ach, der Herr Amtsschreiber denkt an mich. Gott lohn's Euch!"

Lenchen wußte nicht, was sie vor Verlegenheit beginnen sollte.

„Laß Dich nicht stören, liebes Lenchen," sagte der Amtsschreiber nähertretend. „Im Nothfalle helfe ich Dir."

Das letzte Aufflammen des Abendrothes ließ ihn die erglühende Jungfrau in der ganzen Glorie dieser magischen Beleuchtung erblicken. Sie stand gesenkten Auges und Hauptes da, so demüthig, so züchtig, so schamvoll und doch so schön, ein wahres Bild, wie es die alten Maler gebildet haben, wenn sie die heilige Jungfrau darstellten beim Gruße des himmlischen Boten. Sein Blick haftete auf ihr, als wolle er das schöne Bild sich tief in die Seele prägen, und es trat minutenlang ein Schweigen ein, in dem er die Athemzüge ihrer so beklommenen Brust hören konnte.

Endlich sagte der Amtsschreiber: „Laß Dich nicht stören. Ich will Dir gern helfen." Er trat ihr näher und faßte nach der Binde, welche sie hielt.

„Ach, bemüht Euch doch nicht," sprach sie mit bebendem Ton. „Ich kann's schon allein."

„Ich helfe Dir gern," versetzte er.

„Ihr verunreinigt Euch," sagte sie mit steigender Verlegenheit, „und — und — es schickt sich auch nicht für Euch!"

„Was sich für Dich schickt, kann mir nicht unschicklich sein," versetzte Rudolphi, — „oder verschmähst Du meine Hülfe?"

„O Gott, nein!" rief das Mädchen, und zum ersten Male richtete sie das große, schöne Auge auf ihn. Sie mochte fürchten, ihm wehe gethan zu haben; darum reichte sie ihm das Ende der Binde, und mit seinem Beistande war das Werk schnell vollendet.

„Wie Du das gewandt vollbringst!" sagte Rudolphi mit warmem Ausdrucke. „Bei so liebevoller und zarter Pflege wird er bald genesen."

„Sie kann's auch viel besser, als der alte Reiter, der Bader," sagte Jaköbchen. „Ach, Herr Amtsschreiber, Gott hat mir Lenchen als helfenden Engel gesendet, sonst müßte ich sterben und verderben. Ihr wißt gar nicht, wie lieb und gut sie ist."

„Die Mutter wartet meiner," sagte Lenchen, neigte sich anmuthig gegen den Amtsschreiber und — war verschwunden.

Er sah ihr lange nach, dann sagte er: „Du hast wohl da einen Engel, der Dich pflegt. Danke Gott dafür und sei milde gegen Andere, die ihr nicht gleichen."

Noch einige tröstende Worte sprach er, dann verließ er das Gemach, das Herz voll wohlwollender Empfindungen für das Mädchen, das das Gegentheil von Tonchen war. Das Volk hat Recht, sagte er zu sich, wenn es Lenchen die andere Perle des Apostelhofes nennt. Sie schimmert im Verborgenen, aber ihr Glanz ist rein und herrlich.

So trat er wieder in das Gemach des Rathes. Mittlerweile waren Siegling und der Quardian eingetreten, mit denen der Alte sprach. Tonchen lehnte bei Köhler am Fenster in halblautem, oft flüsterndem Zwiegespräche, das jedoch, wie es das unterdrückte Lachen verrieth, heiteren Inhaltes sein mußte.

Kaum sah ihn der Rath, so rief er ihm zu: „Wie habt Ihr ihn gefunden?"

„Besser, als ich dachte," versetzte Rudolphi. „Da die Nächsten sein vergessen, hat ihm Gott einen Engel gesendet, der ihn pflegt. So sagte er mir."

„Sagt Ihr's nicht auch?" fragte mit höhnisch aufgeworfener Oberlippe Tonchen, und Rudolphi meinte, ihr sonst so liebliches Gesichtchen sei jetzt wahrhaft häßlich. Er blickte sie einen Augenblick fest an, dann sagte er: „Ich bin unbemerkt Zeuge ihres Thuns und Redens gewesen, und in der That, ich muß Jaköbchens Meinung vollkommen beipflichten."

Diesmal wurde Tonchen bleich. Sie schlug das Auge nieder,

und das Wort, das ihr auf die Lippe springen wollte, mußte sie unterdrücken.

„Erzählt mir's doch," bat der Alte, und Rudolphi that's mit der Wärme des Gefühles, das seine Brust erfüllte, seit er im Krankenzimmer gewesen. Jedes Wort war ein indirecter Tadel und Vorwurf für Tonchen, ohne daß er es wollte. Sie fühlte das tief und verließ bald das Gemach, ohne daß sie sich wieder hätte sehen lassen.

Rudolphi war verstimmt und einsylbig. Vor seiner Seele stand noch immer in der Glorie des Abendhimmels das herrliche Wesen, in dessen Seele er unvermuthet in den letzten Tagen so tiefe Blicke gethan. Er schied frühe.

Still ging er durch die leeren Straßen. Seine Seele arbeitete viel. Vergangenheit und Gegenwart traten vor den prüfenden Blick. Und mehr und mehr fiel der dunkle Schatten auf Tonchen; denn erst jetzt sah er nüchterner, was er in seiner blinden Leidenschaft so lange übersehen; erst jetzt wurden Scenen in das rechte Licht gesetzt, die er mit dem Reichthume seiner Liebe entschuldigt; er wurde mehr und mehr enttäuscht und mußte es zugestehen, daß Jakobchen wahr geredet, als er ihn stockblind geheißen. Er hatte nun einen Gegenstand der Vergleichung gefunden, und die Betrachtungen, die er an diesem Abend anstellte, fielen in ihren Ergebnissen nicht zu Tonchens Gunsten aus. Das fühlte er tief, es war eine Macht zwischen sein Herz und den Gegenstand seiner Liebe getreten, an deren Dasein und Wirkung er nicht die Schuld trug; daß eine Kluft sich aufthat, deren Breite und Tiefe mit jedem Augenblicke sich mehrte.

In seinem Herzen aber lag ein tiefes Weh — das Weh bitterer, trauriger Enttäuschung. Er fühlte, wie schmerzlich es ist, einem Gefühle zu entsagen, das lange wohlthätig die Brust erfüllte; von einem Glücke sich abzuwenden, das wachend und im Traume das Herz wie mit tausend Armen umschlungen gehalten, das sein Denken, Hoffen, Wünschen in sich schloß. Es war der ersten Liebe

Zauberreiz, der erblich. Der Friede war aus seiner Brust geschwunden und in ihr eine Leere, die ihn elend machte.

## 8. Mädchenrache.

Dieser Abend hätte Tonchens Blick nach innen kehren können und sollen. Die Frage lag ihr nahe genug: wer trägt die Schuld des Zwiespaltes zwischen ihm und mir? Das war aber des Mädchens Sache nicht, solche Fragen aufzuwerfen oder einmal in das eigene Herz zu blicken und sich selber Rechenschaft zu geben. Ihr Uebermuth hob sie über das Alles hinaus. Nicht einmal ein leises Leid kam in ihr auf. Was sie erfüllte, war Neid gegen Lenchen, die sein Lob geerntet, und Zorn gegen den Amtsschreiber.

„Was hab' ich ihm denn gethan," rief sie aus, als sie sich auskleidete, um zur Ruhe zu gehen, „daß er so aufnehmerisch ist? Soll ich am Ende zum Kreuze kriechen und ihm gute Wörtchen geben? Fehlgeschossen; nein, das lass' ich sein bleiben! Ich weiß doch, daß er mich liebt, und da soll er büßen. Ich sehe ihn nicht mehr an! Was soll das werden, wenn der so eifersüchtig ist, denn das ist's am Ende, daß ich mit einem anderen Manne nicht lächeln darf? dann bin ich ja schlimmer daran wie eine Türkin! Besser, daß es jetzt so kommt, als später. Ohnehin kann ich nicht sagen, daß ich ihn besonders lieb hätte. Der Anselm gefällt mir tausendmal besser. Mag's auch der Vater mißbilligen, ich thue, was ich will, und das heißt, ich habe ihn lieb. Wozu länger hinter dem Berge halten? Nein, das gerade soll seine Strafe sein, daß er sieht, ich mache mir nichts aus ihm und schenke Anselm meine Liebe. Der Alte wird brummen, aber Anselm steckt sich hinter seinen geistlichen Herrn Oehm, und die Sache ist rund!" Was sie laut dachte, das verhandelte sie bis zum Entschlafen noch stille weiter, und der Traum gaukelte die süßesten Bilder künftigen Glückes ihr vor.

Was sie beschlossen, das wurde ausgeführt.

Anselm, der ohnehin von ihr bezaubert war, schwamm in einem Meere von Entzücken, seit ein Kuß von ihr ihm das Herz aufschloß und er sich geliebt sah.

Vor des Vaters und Annemarthens Augen wurde indeß sorgfältig das Verhältniß verborgen, und da Jaköbchens Auge jetzt nicht spionirte, waren sie sicher, nicht entdeckt zu werden.

Nur Lenchen ahnte die Wahrheit, ohne daß sie irgend zu reden wagte, da es an Beweisen gebrach und sie doch wußte, wie wenig es fruchtete.

Einige Tage nach dem Zusammentreffen mit Rudolphi an Jaköbchens Schmerzenslager rief sie Tonchen, und das arglose Wesen hüpfte die Wendelstiege herauf in Tonchens Gemach.

„Aber sag' einmal an," hob Tonchen an, „was hast Du mit Deiner Pflege des unseligen Kobolds für Ehre eingelegt! Das muß ich sagen! Der Herr Amtsschreiber traf Dich ja mitten im Pflasterauflegen! Weißt Du auch, was er sagte?"

„Ich will's nicht wissen!" rief Lenchen erröthend. „Halt's für Dich!"

„Ich will Dir's aber sagen," pochte Tonchen. „Er sagte, Du seist ein Engel! Sieh' 'mal, wie sie so roth wird," höhnte Tonchen. „Brauchst Dir nichts darauf einzubilden, denn Deiner Schönheit galt's nicht, sondern Deiner Barmherzigkeit, und er wirft mit dem Engelnamen gern um sich, was ich aus Erfahrung weiß. Glaub' nicht einmal, daß er irgend etwas dabei dachte."

„So brauchtest Du es ja auch nicht zu sagen," versetzte Lenchen bitter.

„Aha, das krippt mein Mädchen!" rief Tonchen. „Hast vielleicht schon gedacht, er werbe bald um Dich? Aber das laß Dir vergehen. Wenn ich ihm auch den Laufzettel gebe, wie ich es denn zu thun entschlossen bin, weil ich den Simpel nicht mag, so darfst Du doch solch' einem Gedanken nicht Raum geben."

„Was schwatzest Du?“ rief diesmal zornglühend das Mädchen.

„Ei nun,“ fuhr Tonchen fort, „ich wollte Dir nur sagen, daß ein kurpfälzischer Beamter, auch wenn ihn die Tochter des kurkölnischen Beamten laufen läßt, doch eines Küfers Tochter nicht zur Frau nimmt! Mach' Dir also keine Hoffnungen, wenn er Dir freundlich war.“

Empört rief Lenchen: „Schäme Dich, Tonchen, so mit mir zu reden! Wer sagt Dir, daß solche Gedanken in meiner Seele seien? Das träumst Du und nimmst's für baare Münze. Was aber Deinen Beamtenhochmuth betrifft, so will ich Dir den gern lassen. An meinem Namen und Ruf klebt kein Makel, und das ist eine Ehre, die ich mit der eines höheren Standes nicht tausche. Ruf' mich nicht wieder herauf, um mir Herbes zu sagen; hast Du Grimm, so laß ihn an Anderen aus. Ohnehin ist es eine Schande für eines Beamten Tochter, mit einem Küfersmädchen umzugehen.“ Sie wandte sich zur Thüre und ging stille hinaus; die aber zurückblieb, war bleich vor Scham — denn — in des Mädchens Rede lag ein dreifacher Stachel, der jedesmal den wunden Fleck empfindlich traf. Ob es Lenchen beabsichtigt? Gewiß nicht! dafür war sie zu gut und sanft; aber Tonchen fühlte ihn und saß noch lange da in einem Sinnen, das nicht das Herz erfreuen mochte.

Endlich sprang sie auf. „Ja, es war dumm von mir!“ sagte sie; „aber was thut's? Sie wird schon wieder gute Worte geben. Ihr Vater ist ja meines Vaters Untergebener!

Darin hatte sie sich verrechnet.

Lenchens Thränen sah die Mutter. Ihrem Drängen mußte sie nachgeben, und die Mutter, in deren Seele ein edler Stolz wohnte, verbot ihr, Tonchens Schwelle jemals wieder zu betreten.

Vergebens bot Tonchen ihre bezaubernde Freundlichkeit auf. Lenchen widerstand mit festem Willen.

Besser gelang's ihr mit Anselm Köhler. Mit jedem Tage wurde das Verhältniß vertraulicher, und manchen Abend saß er bis

Mitternacht bei ihr am warmen Ofen, wo Pläne für die Zukunft geschmiedet wurden.

Der Amtsschreiber brach den Umgang nicht ab. Obwohl selten, so kam er aber doch von Zeit zu Zeit, aber mit kalter Höflichkeit begegnete er Tonchen. Hätte indessen Jemand sein Auge beobachtet, wenn er in den Hof trat, der hätte sehen müssen, wie seine Blicke Apostelküfers Fenster schier durchschauten.

Er konnte nicht im Zweifel bleiben, wie wahr jenes Wort Jaköbchens gewesen, sie spiele nur mit ihm. Zwar höhnte und spottete sie nicht mehr, vielmehr hielt sie sich ernst und fremd gegen ihn; desto zutraulicher war sie mit Anselm. Seine Besuche wurden seltener, und endlich blieb er wochen-, ja monatelang weg.

Da hätte denn doch der alte Rath blind sein müssen, wenn er nicht die Sachlage hätte würdigen sollen. Sein ganzer Zorn wandte sich gegen sie. Diesmal aber erklärte sie ihm klar und bestimmt, sie werde Niemandem ihre Hand geben, als Anselm Köhler. Der Alte polterte, Annemarthe war außer sich, aber die Beiden achteten nicht des Polterns und nicht des Grimmes, sie setzten ihren Umgang fort, und die Hemmnisse steigerten ihre Liebe; denn diesmal liebte Tonchen wirklich und mit all' dem Feuer, dessen ihr Herz fähig war.

Wie groß war jetzt ihr Bedürfniß, sich gegen ein vertrautes Herz auszusprechen; aber die beiden Familien waren streng geschieden, und selbst Annemarthens Versuche, der Apostelküferin Tonchens Verwirrung, wie sie es nannte, zu klagen, scheiterten an der entschiedenen Erklärung der festen Frau, sie werde sich nie in fremde Angelegenheiten mischen.

Was Tonchen über die Maßen ärgerte, war die Ruhe und sichere Haltung des Amtsschreibers. Sie hatte leidenschaftlichen Schmerz erwartet — und — täuschte sich. Sie selbst war ja sein Arzt geworden. Sie hatte ihm das Lösen des Bandes leicht

gemacht; aber sie war zu beschränkt, das zu erkennen, weil ihre Selbstsucht ein klares Erkennen nicht zuließ.

Um diese Zeit machte ein Ereigniß im Apostelhof nicht geringes Aufsehen.

Noch immer dauerte die ungeheure Kälte fort mit seltenen Schwankungen. Schien es milder zu werden, so legte sich neuer Schnee auf die festen Lagen des früheren, und sobald des Himmels Lichter wieder klar auf die Erde schienen, war auch die alte Kälte wieder Beherrscherin alles Lebens und seine Zerstörerin.

Und dennoch hielt einst eine wohlverwahrte, schwerfällige Karosse am Thore des Apostelhofes, und der Herr Decanus von Sanct Aposteln in Köln, des Zehntschreibers geistlicher Herr Oheim, stieg aus und entlud sich der mächtigen Pelzhüllen, die seinen Leib gegen die Kälte geschützt hatten.

Als ihn der Rath aussteigen sah, rief er: „Alle Wetter, da muß etwas Absonderliches los sein, denn der liebt die Wärme wie ein Eichhörnchen oder eine Katze."

Zum langen Sinnen, was ihn herführen könnte, blieb keine Zeit, denn der alte Herr eilte mächtig die Stiege hinauf, um eine warme Stube und eine nachhaltige Erquickung für das Herzeleid solcher Reise im strengen Winter zu finden.

Das gab im Hause eine mächtige Bewegung: Annemarthe richtete schnell die Gemächer zu, ließ von der Magd Feuer in den Ofen machen, ließ sodann alle Leckerbissen ihrer reichen Vorrathskammer an ihrem Geiste vorübergehen und richtete einstweilen in Gedanken ein herrliches Mahl zu. Das Nächste war aber das erwärmende Frühstück, woran sie dachte. Tonchen beschleunigte mit etwas blassen Wangen und mancherlei sich durchkreuzenden Gedanken ihren Anzug allein, da sie auf Lenchens Hülfe nicht mehr rechnen durfte. Sie ahnte es, daß eine Entscheidung nahe.

Anselm stürzte herzu und küßte noch in der Vorhalle die Hand des Mannes, die ihn segnen und — verderben konnte. Die freund-

liche Miene des geistlichen Herrn gab seinem Herzen eine Beruhigung, deren er bedurfte, um nicht kopflos in Augenblicken zu sein, die zu den wichtigsten und entscheidendsten seines Lebens gehörten. War es anders möglich, als daß sein Herz heftig pochte? Der bleiche Schimmer seiner Vergangenheit trat aus dem Rosenlichte seiner Zukunft schreckhaft hervor und grinzte ihn an, mahnend an Dinge, die jetzt sein Haar zu Berge sträubten.

Trotz Zipperlein und Weh trat der Herr Rath Würfler dem Herrn Decan schon in der Thüre entgegen. Der Willkomm war von der einen Seite herzlich, von der anderen so unterwürfig als möglich.

Der Decan eilte an den warmen Kachelofen und bat um eine Erquickung aus der goldenen Fluth der Enghölle oder des Wolfshöhler Berges, und Anselm eilte blitzschnell die Stufen hinab, wo er den Apostelküfer fand, der Heber und Flaschen in der Hand hielt. Er lächelte, und dies Lächeln sagte: „Ich kenne meine Leute!" „Enghöller und Wolfshöhler," rief Anselm und stürzte zum Keller, wohin ihm der Küfer folgte und in den Bart brummte: „Der muß tüchtig ausgetrocknet sein!"

„Was führt Euch, Hochwürdiger, in dieser Kälte zu uns?" fragte der Rath, nachdem Annemarthe den Tisch belastet, daß er sich bog, und die goldene Fluth in den Kelchen blinkte. Ein Wink des Decans hatte Anselm entfernt. Die beiden Herren waren allein.

„Der Canonicus Schmitz ist gichtbrüchig geworden," sagte der Decan, „da muß ich alter Mann selber einmal Revision halten."

„War's denn so nöthig?" fragte betroffen der Rath.

„Euretwegen nicht," versetzte der Decan. „Ich wollte einmal sehen, wie sich der Anselm mache. Ist der Bruder Leichtfuß brav?"

„Ein Muster, Hochwürden, ein Muster!" sagte der Rath. „Ihr wißt, Jugend hat nicht Tugend, sagt das Sprüchwort; aber Ihr dürft dem Wort eines alten, getreuen Dieners glauben: seit er im Apostelhof ist, war er noch nicht vor der Thüre. Er sieht

rüstig nach auf dem Speicher und im Keller, und die Bücher sind in einer Ordnung, wie niemals vor ihm."

„Freut mich absonderlich," sagte, die Hände reibend und ein Glas leerend, der Decan. „Nun, ich denke, die Hörner sind abgelaufen. Man hat Exempel, daß solche Windbeutel ganz solide Männer werden. Gott geb's, daß das hier eintrifft."

„Zweifelt nicht," bekräftigte der Rath. „Es ist ja nicht Jeder zum Geistlichen geboren, sonst stürbe ja auch die Welt aus."

Der Decan nickte zustimmend.

„Glaubt Ihr," fuhr er fort, „daß man ihm unbedingt vertrauen könnte?"

„Habe alle Ursache dazu," war des Raths Antwort.

„Nun schmeckt mir der Enghöller noch einmal so gut," bemerkte der Decan. „Ich gebe ihm doch den Vorzug vor dem Wolfshöhler."

„Verdient ihn auch ohne Zweifel," fügte der Rath hinzu.

Beide tranken, um ihr Wort zu bethätigen.

„Wir sind jetzt so gemüthlich allein," begann nach dem kräftigen Schluck der Decan, „daß ich wohl mit einem Antrage des hochwürdigen Kapitels Euch vertraut machen kann. In einer Session ist es zur Sprache gekommen, und der hitzige Canonicus Schmitz hat es auf das Tapet gebracht, wie es doch Zeit sei, die Last der Sorgen Euren alten Schultern abzunehmen, maßen Ihr schon nahe ein halbes Säculum der Kirche gedient."

Der Rath wurde roth und weiß nach einander, Zorn und Schrecken drängte sich in seiner Seele. Er räusperte sich und wartete nur auf eine schickliche Stelle, um zwischen die Rede des Decans zu fahren. Plötzlich fand er diese nach den letzten Worten des Decans, wo dieser aus einer silberbeschlagenen Muscheldose eine Prise nahm.

„Wenn auch," begann er eifrig, „meine Beine nicht mehr recht fortwollen, so kostet es mich doch keine grausame Mühe, auf den

Speicher und in die Keller zu gehen, um dem Zehntschreiber nachzusehen, wie ich Euch sogleich thatsächlich vor Augen führen will."

Mit diesen Worten sprang er mit wahrer Todesverachtung auf und schritt, die Zähne zur Unterdrückung des Schmerzes fest auf einander gebissen, gravitätisch die Stube auf und ab.

Der Decan konnte seines Lachreizes nicht Herr werden. Er platzte mit aller Macht heraus und steigerte dadurch noch die Aufregung des Rathes.

„Wahrlich," rief der Decan aus, „das war ein Paradeschritt, alter Herr, wie er kaum den edlen Helden aus der Guardia unseres Herrn Erzbischofs und Kurfürsten, die man „Funken" nennt, gelingen mag; indessen beweist das nichts gegen das Wohlwollen des Kapitels, das Eure alten Tage erfreuen und schonen möchte. Selbiges hat Euch die schöne Pension von achthundert Gulden gewährt, den lebenslänglichen Sitz im Apostelhof und auf mein Fürwort noch etwas Anderes, was jedoch in meiner Macht steht zu redressiren, falls meine Intention Euch nicht conveniren sollte."

„Ausgesprochen!" rief der Rath und sank völlig erschöpft in seinen Lehnsessel. „So bin ich ein verlorener Mann!"

„Trinkt einmal, alter Herr," tröstete der Decan, „das schärft das Judicium. — So! —

„Nun hört mich an. Mir scheint," fuhr der Decan fort, „Ihr seht die Sache durch eine gar feine Brille an. Sollte ich das Zeitliche segnen, so wird der Canonicus Schmitz Decan. Ihr wißt, — (jetzt flüsterte er) es war in den Büchern nicht so ganz sauber." —

„Der Finkenstock!" rief der Rath, „der Erzhallunke!"

„St!" zischelte der Decan. „Wir sind alte Freunde, und mir kommt's zu, zu sagen, daß der Finkenstock nicht allein die Schuld trägt. Ihr thut wohl, mit Dank die Gnade des Kapitels zu ergreifen. Zumal ich Euch noch zu sagen habe, daß dem Gatten Eurer Tochter das Amt werden soll, das Ihr bekleidet. Das ist

eine Vergunst, die von Euch hoch anzuschlagen ist. Nun hat mir der hochwürdige Quardian hiesigen Kapuzinerklosters vertraulich mitgetheilt, das liebe Tonchen habe eine Liebschaft." —

Während der Rede des Decans war der Rath in sich gegangen. Er erkannte die Nothwendigkeit, sich schweigend zu fügen: denn vor dem Canonicus Schmitz hatte er eine panische Angst. Die letzte Mittheilung des Decans goß Honig in den bitteren Kelch. Er sah den Amtsschreiber als seinen Tochtermann im Apostelhof, und alle seine Wünsche waren erfüllt; daher fiel er dem Decan erfreut in die Rede:

„Ja, wenn es so aussieht, so will ich gern mich auf meine Lorbeern legen und ausruhen von des Amtes Last und Hitze. Was die Liebschaft des Kindes betrifft, so kann ich Euch sagen, der Amtsschreiber, Herr Carolus Rudolphi, ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie weiland der König David, obwohlen er keine Harfe spielt. In dessen Hand würde das Amt wohl geborgen sein, und der Herr Canonicus Schmitz Hochwürden kennt ihn und schätzt ihn auch über die Maßen hoch."

„Der pfälzische Amtsschreiber?" fragte betroffen der Decan. „Nein, von dem redet der hochwürdige Bruder Quardian nicht, sondern von meinem Brudersohne, dem Anselm Köhler. Mit selbigem hat Eure Tochter Antonia eine vertraute Liebschaft, und der Bruder Quardian meint, es wäre Zeit, daß man der Sache ein Ende mache. Ueberdies, so hat das hochwürdige Kapitel diese Sache in meine Hand gelegt, und ich würde keineswegs intendiren, selbigem Kurpfälzer unser schönes Amt anzuvertrauen, um so weniger, als er des Canonicus Schmitz Freund ist, maßen ich für denselbigen, seit er gegen die Bestallung meines Brudersohnes als Zehntschreiber votiret, keine Zuneigung mehr trage. Um es aber kurz zu machen: ich kann Eurem Kinde das Amtsdocument in den Schooß legen, oder auch nicht; Ihr könnt sie dem Anselm zur Frau geben, oder auch nicht! — So steht mein Ultimatum!"

Der Rath rückte die Perrücke rechts und links, er schritt, was er in vier Jahren nicht mehr gekonnt, die Stube nochmals auf und ab, sank aber zuletzt mit einem Schrei des Schmerzes in den Lehnstuhl und rief: „Es ist Alles gegen mich: das Kapitel, der Quardian, dem ich seit Jahren die Gurgel schwenke, mein eigenes Kind und Ihr, Hochwürdiger! So fahre — nehmt's nicht ungütig — der Teufel drein! — Doch," — lenkte er wieder ein, „leugnen kann ich's nicht, daß die zwei, der Anselm und das Tonchen, es mit einander haben, wie man hier sprüchwörtlich sagt, wie die Buben die Vogelsnester. Wenn's dann nicht anders ist, so will ich die bittere Pille schlucken und Ja sagen."

„So machen es vernünftige Leute," sagte der Decan, sich vergnüglich die Hände reibend. „Mich freuen dabei drei Dinge. Erstens: daß Ihr nun mein Herr Vetter werdet; zweitens: daß Ihr in Eurer Ordnung bleibt, und auch Eure würdige Jungfer Schaffnerin, die gute Annemarthe, benebst ihrem Jaköbchen, und endlich: daß mein Vögelchen, der Anselm, im Käfige der heiligen Ehe nicht mehr aus den Eisen schlagen kann und fein sittsam das Liedlein pfeifen wird, das ihm Euer Tonchen vorpfeifen mag; denn die hat Haare auf den Zähnen und versteht sich auf's Vorpfeifen. Da nun unsere Sache abgemacht ist, so laßt uns auf die neue Vetterschaft eins trinken!"

Sie stießen an; aber diesmal schmeckte seit Jahren zum ersten Male der Enghöller dem Rath bitter wie Galle.

Es war Mittag geworden über den Verhandlungen, und Annemarthe kam, den Tisch zu decken. Sie begrüßte den Herrn Decan, und dieser belobte sattsam ihre Sorgfalt und hielt es für Pflicht, ihr die frohe Nachricht mitzutheilen, daß heute noch im Stillen eine Verlobung stattfände, nämlich die Tonchens und Anselms.

Fast hätte aber die Alte vor Schrecken die Teller aus echtem chinesischem Porcellan zur Erde fallen lassen, als sie das hörte.

Todtbleich hielt sie sich an der Tischecke und vermochte es nicht, ihr von Entsetzen entstelltes Antlitz in angenehme Falten zu legen, wie es doch bei so erfreulicher Nachricht Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre. Sie war keines Wortes mächtig.

„Da seht einmal, Herr Rath, wie lieb Eure würdige Schaffnerin Euer liebes Kind hat," rief der Decan aus, „steht sie doch da vor Freude, wie weiland Lot's Weib, das zur Salzsäule wurde!"

Der Rath aber hörte das Wort gar nicht, so hatte die Freude, von der der Decan sprach, ihn betäubt. Ihm ging's wie seiner getreuen Schaffnerin, die schönsten Pläne gingen dahin, wie Spreu vor dem Winde.

Er saß stille da, und Annemarthe wankte hinaus. Der Decan aber trommelte am Fenster und studirte auf die Rede, womit er den beiden Betheiligten ihr Glück ankündigen wollte.

Beide traten nun ahnungslos ein, aber als der Decanus seine Oration anhob und ihre Hände zusammenfügte, da jubelten die Herzen, und Tonchen dachte: „Ach, wie werden sich der Amtsschreiber, Lenchen und Annemarthe ärgern!" Und ihre Freude verdoppelte sich.

## 9. Anderer Wind.

An demselben Morgen, als sich diese Ereignisse im Apostelhof zutrugen, saß der Amtsschreiber in seiner Stube und schrieb an seinen Acten.

Da klopfte es an seiner Thüre, und auf seinen Ruf trat Michel Pelzer, der Nachtwächter, herein.

„Nichts für ungut, Herr Amtsschreiber," sagte der alte, ehrliche Wächter; „ich hab' ein Wörtlein im Vertrauen mit Euch zu reden."

„So setzt Euch, Michel," sagte freundlich der Amtsschreiber, „und redet frisch von der Leber."

Michel setzte sich. „Soll schon geschehen, Herr Amtsschreiber," sagte er. „Sind aber auch Eure Wände sauber? Haben sie keine Ohren?"

„Gewiß, Michel, es hört uns Niemand."

„Gut, so neigt mir Euer Ohr! Was ich bringe, betrifft den Finkenstock, dem Gott einen guten Strick um die Gurgel beschere!"

Jetzt nahm das Gesicht des Beamten den Ausdruck großer Theilnahme an. „Habt Ihr etwas erkundet?" fragte er neugierig. „Die Schandthaten des Halunken mehren sich zur Ungebühr. Habt Ihr von dem Einbruch in Damscheidt gehört?"

„Gewiß! Es sollte mich wundern, wenn er nicht bald wieder in unserer guten Stadt Bacharach einen Schurkenstreich ausübte. Er hat gute Verbündete!"

„Kennt Ihr sie, Michel?"

„Das ist's, was mich zu Euch führt. Ich weiß, Herr Amtsschreiber, Ihr seid besser im Apostelhof bekannt als ich; aber ob Ihr wisset, was ich weiß, das ist ein Anderes. Die alte Annemarthe hatte es mit dem Finkenstock und meinte immer, er solle sie heirathen. Der aber hatte so viel Lust dazu als ich, das heißt so viel als gar keine.

„Als nun der schlitzöhrige Canonicus Schmitz sein Töpfchen aufdeckte und er flüchtig wurde, da brach schier das Herz der guten Jungfrau, und um den Vater für ihren Wechselbalg stand's schlimm. Verstanden? — Darauf kam der neue Zehntschreiber, und der hübsche Bursch gefiel ihr besser als Finkenstock, obgleich der auch kein „unebener" Mensch war. Nun hat die alte Hexe alle Segel aufgespannt; aber sie fingen keinen Wind, weil, nehmt's nicht übel, ein paar jüngere Segel auch aufgespannt waren! Unter uns gesagt, Ihr habt Recht gehabt, daß Ihr von des Raths Tochter abließet. Ein Mann wie Ihr, der überall anklopfen darf, der den Ruf der

Bravheit bei aller Welt hat, muß aus so einem Sündenpfuhl bleiben, und, glaubt's mir, das Geld des alten Würfler ist lauter Sündengeld, das er dem Kapitel abgestohlen hat. Da ist kein Segen drauf, und es fährt dahin, wie dürre Blätter im Herbstwinde. Lieber klein und rein, als reich und bleich, sagt unser rheinisches Sprüchwort.

„Nun, das ist ab und zur Ruhe! Aber, wie gesagt, der Zehntschreiber und das Tonchen sind einig, und ich erleb's über kurz, so sind sie Mann und Frau. Gebt Acht! Daß aber der Zehntschreiber nicht an Annemarthens Angel biß, das war ihr ein Herzstoß. Alte Liebe rostet nicht, und wenn sie dreißig Jahre im Wasser liegt. War's mit Anselm nichts, so hielt sie den Finkenstock am Bändel."

Der Amtsschreiber hatte mit den Empfindungen ritterlich gekämpft, die des ehrlichen Michels Rede bei ihm geweckt, und sie männlich niedergehalten. Jetzt, als er auf Annemarthe hindeutete, schwieg das Herz, und der Beamte trat wieder in seine Rechte.

„Was sagt Ihr da, Michel?" fiel er dem Nachtwächter in seine Rede.

„Verrückt mir mein Concept nicht," sagte Michel, „und thut mir den Gefallen und wartet's fein ab, bis ich am Ende bin. Zum Verwundern bleibt Euch noch Zeit und Gelegenheit genug."

„Es war mir eben immer eine ganz bedenkliche Geschichte," fuhr er fort, „wie der Kanof in den Apostelhof kam, wenn er dem Alten am Geldbeutel zur Ader ließ. Da bin ich denn hinten am Schloßberg einmal so vom Sanct Werner herabgestiegen und finde da eine frische Mannsspur. Ich gehe ihr nach, und richtig, sie führt hinten an den Apostelhof. Ihr wißt, da ist so ein Küchengärtchen dran, wenige Ruthen groß, und hat eine hohe Mauer. Gerade wo die Mauer am höchsten ist, seh' ich ein starkes Getrampel im Schnee und unten im Gärtchen auch ein solches. Hinabspringen? Nein, das läßt Einer bleiben, denn die Mauer hat ihre

zwölf Fuß und mehr. Von der vertrampelten Stelle bis zur Hinterthüre am Apostelhof ist auch eine Bahn getreten. Holla! denk' ich, da hat eine Leiter gestanden, und siehe da, unten sieht man deutlich die beiden runden Löcher der Leiterbäume.

„Da steigt kein ehrlicher Mensch hinab, denk' ich, und wenn's der Finkenstock nicht war, so will ich nicht ehrlich meinen vier Potentaten gedient haben; aber woher die Leiter? Die hat kein anderer Mensch gestellt als — Annemarthe, und die hat dort mit ihrem guten Freunde Zusammenkünfte, dafür setz' ich meinen alten Kopf ein!"

Der Amtsschreiber sah den Berichterstatter durchdringend an.

„Michel," sagte er dann, „Ihr seid nicht „katzengrau". Ich glaube, Ihr habt da den Nagel auf den Kopf getroffen! Da muß man aufpassen."

„Ja, aufpassen!" rief Michel. „Paßt Ihr 'mal auf in solch' einem Höllenwinter, wo man Gott danken kann, wenn einem das Blut nicht im Gehen in den Adern gefriert! Soll aufgepaßt werden, so kann's eben nur im Apostelhof selbst geschehen, aber wie soll man das anfangen? He! da macht einmal das Viereckige rund! — Ihr mögt Euch anstellen, wie Ihr wollt, die Annemarthe erfährt's, und dann ist's ab. Die hat noch andere Mittel und Wege, mit ihm zu verkehren."

„Meint Ihr?" fragte der Amtsschreiber.

„Ich weiß es," fuhr Michel triumphirend fort, „hört mich nur 'mal geduldig an bis an's Ende!"

„Gestern ging ich zu meinem Schulkameraden, dem Balthes, dem Apostelküfer, versteht Ihr's? Ich setze mich an's Fenster zu dem herzigen Kinde, dem Lenchen, das mir in meiner letzten Krankheit viel Gutes gethan hat. Das ist, so beineben bemerkt, ein Edelstein, das Mädchen, und der Balthes muß überall Segen haben um des Kindes willen. — Nun kommt da ein Kerl herein, der einen Sack umhängen hat und bettelte. Ein Kerl, wie eine Huns-

rücker Eiche so stark. Sagt der Apostelkäfer: Michel, pass' 'mal auf, was es gibt, wenn Raths Tonchen den sieht!

„Richtig! Da that sich das Fenster auf, und des Tonchens Stimme ruft: Fort, Lump, Du kriegst hier nichts! Der Kerl macht ein Gesicht, als wollt' er sagen: Du böse Hexe, wärst Du auch nur, wo der Pfeffer wächst; aber er bleibt stehen. Da steht das Lenchen auf und gibt ihm ein Stück Brod, an dem konnt' er sich zweimal satt essen, kommt wieder herein und setzt sich, der Kerl geht aber doch nicht fort. Was mag er für Lust haben, in der Hundstagsluft da draußen zu schwitzen? sagt der Balthes Ickrath, der immer so feine Faxen macht.

„Ich will's Euch nicht verhehlen, daß ich faule Fische witterte und immer an den Finkenstock und die Leiter denken mußte. Nun ist in Apostelkäfers Stubenthüre so ein Lugfensterlein, vor dem ein rothbaumwollenes Vorhängelchen ist. Da stell' ich mich so neben dran, auf der Ofenseite, daß ich zwischendurchluchsen konnte und den Kerl im Auge hatte. Der tappt vor Kälte einen Marsch, wie der Tambour einen schlägt, aber er weicht nicht. Endlich kommt die Annemarthe, die dicke Kachel, die Treppe hinuntergewatschelt, wie eine fette Ente, sieht sich nach allen Seiten um — und — steckt dem Kerl ein Brieflein zu. Wie der Blitz ist der draußen. Ich ihm nach! Allein mit rechten Dingen geht's nicht zu — die Kanofe können Alle blaupfeifen, wie der Finkenstock, der Spitzbube, — der Kerl war Euch wie weggepfiffen! Ich frage hott und hahr, rechts und links, laufe durch alle Gassen, aber er ist weg und keine Spur mehr von ihm zu finden. Herr, ich sag's alle Tage, diese Kerle haben entweder Hexenfett, womit man, wenn man's in die hohle Hand reibt, sich unsichtbar machen kann, oder sie pfeifen blau. Es müßte ja doch sonst unmöglich sein, daß Einer so im hellen Tageslicht Einem aus den Augen sich wegbugsiren könnte. Sei dem aber, wie ihm wolle, ich krieg' ihn doch noch, und nun will ich mit dem Apostelkäfer reden, wenn's Euch recht ist, daß der mir

aufpassen hilft, denn der ist auch nicht auf die Nase gefallen. Es ist kein Zweifel, daß die Annemarthe mit ihm im Spiel ist, sonst wär's unmöglich, daß er so hineinschlüpfen könnte."

Der Amtsschreiber war mit großer Aufmerksamkeit der Mittheilung Michel Pelzer's gefolgt.

„Warum aber," fragte er, „wenn es so wäre, wie Ihr sagt, hätte dann Finkenstock den Einbruch am Thor in jener Nacht versucht, als Ihr ihn beinahe gefangen?"

„Nächstreffen gilt nicht!" sagte Michel. „O, ich möchte heute noch meine alten Haare ausraufen, daß ich damals hinstürzen mußte wie ein Klotz, und daß die Stadtesel, die Bürger, so tief in den Federn steckten, daß Keiner mir zu Hülfe eilte! Erinnert mich nicht mehr daran!

„Das aber, daß er damals einen anderen Weg ging, erklär' ich mir so, daß er damals ohne Annemarthens Vorwissen hinein wollte, vielleicht —"

„Wißt Ihr was," fiel ihm rasch der Amtsschreiber in's Wort, „bringt heute Abend den Apostelküfer zu mir, daß ich mit Euch Beiden reden kann. Vielleicht kommen wir schneller zum Ziele."

Er gab Michel ein Trinkgeld für ein gutes Schöpplein, und dieser ging seelenvergnügt, eine solche Spur entdeckt zu haben, von dannen. Schon auf der Treppe wurde Michel nochmals von dem Amtsschreiber zurückgerufen.

„Hört," sagte er, „es wäre mir unlieb, wenn irgend Jemand es erführe, daß Ihr mit Balthes Ickrath zu mir kämet. Sagt's ihm heimlich. Auch seine eigenen Leute dürfen nichts merken."

Michel versprach, Alles auf's Pünktlichste auszuführen, und entfernte sich dann.

Der Amtsschreiber aber ging nachdenklich auf und nieder. Ihm lag unendlich viel daran, den Finkenstock in seine Gewalt zu bekommen, denn die Räubereien und Uebelthaten häuften sich in

der Umgegend in einem Maß und wurden mit einer Frechheit ausgeführt, die kein längeres Zusehen gestattete.

Als der Abend kam, brachte Michel den Apostelküfer.

Was Michel vermuthet, erhob des Küfers Aussage fast zur Gewißheit.

„Ihr wisset, Herr Amtsschreiber," schloß er seinen Bericht, „mir ist der Mund versiegelt. Der Rath ist mein Vorgesetzter, und Annemarthe kann viel bewirken. Ich muß viel sehen und doch nicht sehen, viel hören und taub sein. Laßt mich drum aus dem Spiele, wenn Ihr könnt. Soll's aber sein, daß ich helfen kann, den Galgenvogel fangen, so zählt auf meine Fäuste und auf meinen guten Willen."

Gern hätte er dem Amtsschreiber gesagt, was es heute im Hause gegeben, und daß Tonchen Braut sei, aber es hielt ihn sein Gefühl zurück. Er wußte, wie lieb er sie gehabt, die ihn betrogen, und im Stillen wünschte er dem braven Manne Glück, daß er enttäuscht worden, ehe es zu spät war. Daß aber gerade sein Kind die schuldlose Ursache dieser Enttäuschung geworden, das ahnte er nicht, so wenig er es ahnen mochte, daß eben Leuchen an der Thüre vorüberstrich und schlich, wo er so laut redete. Sie war auf dem Wege zu Frau Klein, der sie die Gaben ihrer Liebe bringen wollte, als es ihr war, als höre sie des Vaters wohlbekannte Stimme in der Wohnung des Amtsschreibers. Wie sollte das möglich sein? Was sollte der hier thun? Sie erschrak darüber. Horchen war ihr zuwider, weil sie es für ein Unrecht hielt; dennoch war ihr Fuß einen Augenblick gefesselt. Ja, es war des Vaters Stimme. Sie eilte zur Frau Klein und sagte es ihr. Die Nähe des Vaters hielt sie auch länger dort. Erst als sie die Männer weggehen hörte, wagte sie es, heim zu gehen. Die Zeit aber, die sie heute bei Frau Klein zubrachte, flog schnell dahin wie ein Gedanke, denn sie hatte ihr ja Tonchens Verlobung zu berichten und die mancherlei Wirkungen, die dies Ereigniß im Hause hervor-

gebracht. Endlich aber schied sie. Damit sie Niemand sähe, durfte Frau Klein weder leuchten mit ihrem Lämpchen, noch sie begleiten.

Leise, daß auch das schärfste Ohr den Tritt ihres kleinen Fußes nicht hätte vernehmen können, schlich sie die Treppe herab, die sie seit ihren Kindertagen so oft gestiegen war. Sie zählte darauf, daß Rudolphi ausgegangen sei; aber wie erschrak sie, als seine Thüre sich in dem Augenblick öffnete, als sie davor stand, und er selbst mit seinem Lichte heraustrat, um es unten bei den Hausleuten abzustellen bis zu seiner Heimkehr. Er traute seinen Augen kaum, als er in das vor Schrecken und Verlegenheit erbleichende Gesicht des schönen Mädchens blickte, das ihm heute fast noch reizender erschien, als damals, wo die Gluth der Abendsonne darauf ruhte. Schnell erinnerte er sich ihrer Aeußerung gegen Jaköbchen, und das Geheimniß ihrer Erscheinung war gelöst.

„Lenchen!" rief er, und in dem Tone lag der volle Ausdruck seiner Freude, sie wiederzusehen.

Ein halb unterdrückter Angstruf war ihre Antwort.

Er ergriff ihre bebende Hand und sagte:

„Du bist auch hier wieder der helfende Engel wie dort." Sein Blick ruhte mit unendlichem Wohlgefallen auf dem holdseligen Wesen, das vor Verwirrung hätte in die Erde sinken mögen.

„Aber," sagte er, und er erschrak bei dem Gedanken, „wie darfst Du so dunkel diese schlimme Stiege herabsteigen? Es könnte Dir ja ein Unglück begegnen wie Jaköbchen! Ich wäre ja höchst unglücklich!"

„Ich kenne die Stiege längst," sagte sie und bemühte sich, leise ihre Hand aus der seinen zu ziehen. „Ach, laßt mich," flehte sie, „ich muß eilen, die Eltern wissen nicht, wo ich bin."

Aber fast sich selbst vergessend hielt er die Hand, und sein Blick ruhte auf dem holden Antlitz. Er hörte das Wort gar nicht.

Da traf ihn ein so unendlich rührender, flehender Blick, und noch einmal bat sie: „Ach, laßt mich, ich muß eilen!"

„Ich begleite Dich," sagte er, „Du könntest fallen."

„Um Gottes willen nicht!" flehte das Mädchen, „was würden Meerscheidt's, was würde die Welt sagen!"

Er fühlte das. „Ich gehorche Dir ungern," sagte er, „aber Du willst es. Gott geleite Dich!"

„Noch eins," sprach sie da, und es schien, als belebe sie eine eigenthümliche Macht. „Noch eins, Herr Amtsschreiber. Ihr wißt, warum ich komme — begegnet mir nicht wieder, sonst darf ich der armen leidenden Frau Nichts mehr bringen, und ich habe doch Niemanden, dem ich's vertrauen darf."

Ueberrascht blickte er sie an. „Hast Du Abscheu oder Furcht vor mir?" fragte er.

Sie erröthete glühend. „Ach nein," sagte sie — „aber — aber — es würde sich nicht ziemen."

„Hier also darf ich Dir nicht mehr begegnen," sagte Rudolphi, „aber wenn es nun anderwärts wäre, würdest Du mich auch dann ungern in Deiner Nähe sehen?"

„Gute Nacht," sagte sie leise, fast hingehaucht, und eilte die Treppe hinunter. Die Antwort blieb sie schuldig.

Rudolphi stand noch eine Weile an der Stelle und starrte in das Dunkel des Unterhauses, in dem sie verschwunden war.

„Welch' ein herrliches Mädchen!" sprach er dann in sich hinein und ging langsam die Treppe hinab, gab unten sein Licht ab und begab sich in's „goldene Rad". Welche Ueberraschung erwartete ihn dort! Die Stadt war schon voll von der Mähr, daß Tonchen Anselms Braut und er nun Apostelkellner sei.

Alle seine Bekannten erwarteten, daß ihn diese Nachricht beugen werde. Sie erstaunten indessen höchlich, daß er sie ruhig hinnahm, daß sie ihn nur anfänglich überraschte, daß aber dann auf's Ungezwungenste seine volle Heiterkeit zurückkehrte und er mit ihnen auf das Wohl des Brautpaares ein Glas leerte. Hätten sie in sein Inneres blicken können, sie würden eine wunderbare Ver-

änderung wahrgenommen haben. Die Verlobung Tonchens erschien ihm als ein Fingerzeig der Vorsehung, ihr Bild ganz aus seiner Seele zu entfernen; als ein Fingerzeig, daß in der Verbindung mit ihr kein Glück ihm habe erblühen können. Und in dem Begegnen an diesem Abend sah er einen Wink, wo ihm das Glück werden sollte, das er dort gesucht, wo es nicht zu finden war. Dies Mädchen stand in seiner Engelsmilde und Reinheit vor seiner Seele. Sie und keine andere, sprach's in ihm, und dies Wort schien eine höhere Eingebung. Das wurde ihm klar, darum war er so heiter.

Der Scherz flatterte mit seinen glänzenden Schwingen im Kreise der Freunde umher.

„Räche Dich an ihr," sagte Einer, „und nimm bald eine holde Frau. Dann wird sich's zeigen, wo das Glück einkehrt."

„Bei Rudolphi!" riefen Alle mit einem Mund, „es kann nicht fehlen. Er hat sie ja nicht verlassen."

Rudolphi lächelte. „Beim Eistanze vielleicht," sagte er, „sollt ihr meine Braut sehen. Tanze ich mit einer, so ist sie's!"

„Wir halten Dich beim Wort!" riefen die lustigen Brüder.

---

## 10. Wolken am Himmel.

An dem Abend, wo Lenchen Rudolphi begegnet war, glänzte frühe schon die Wohnung Rath Würfler's in einem ungewöhnlichen Lichtschimmer. Es waren Gäste geladen worden. Man sah den kurpfälzischen Landschreiber, den kurkölnischen Saalschultheißen, den Quardian, den katholischen Stadtpfarrer und den alten Siegling hinaufsteigen in festlichem Putze. Den Amtsschreiber hatte man aus Schonung nicht geladen.

Die Verlobung sollte gefeiert werden, und Annemarthe richtete fluchend ein köstliches Ehrenmahl zu.

Jakübchen hätte Hunger leiden müssen, wenn Lenchen ihm nicht Speise gebracht. An den Armen dachte Niemand.

„Laß sie," sagte er; „laß sie nur. Ich fürchte, die Herrlichkeit hält nicht lange Stich. Den guten Amtsschreiber preise ich glücklich."

Lenchen schlich sich wieder hinab in die friedlichen Räume ihrer Wohnung. Ihre Seele war mit anderen Gedanken beschäftigt. Sie hatte ja so Vieles zu bedenken. Dieser Abend war auch für sie so wichtig geworden. Auch in ihrer Brust wohnte das Glück, aber es war ein anderes als das, welches droben waltete.

Ehe das Mahl begann, nahm der Ortspfarrer die Verlobung vor. Darauf theilte der Decan mit, wie das hochwürdige Kapitel die Verdienste des Herrn Raths Würfler, nunmehr seines vielliebenden Herrn Vetters, dadurch anerkannt habe, daß es ihn in die wohlverdiente Ruhe gesetzt und seinem Schwiegersohne das Patent des Apostelkellners durch ihn überreichen lasse. Mit diesen Worten übergab er dem Rath seine Urkunde und Anselm seine Bestallung. Und nun folgte ein Freudenfest, das tief in die Nacht währte.

Lenchen schwamm in einem Meere von Lust und Seligkeit, und Anselm wußte das überreiche Maß des Glückes nicht zu fassen.

Schon am anderen Tage kehrte der Decan nach Köln zurück, nachdem er die Kasse dem neuen Kellner übergeben, jedoch eine große Summe mitgenommen hatte.

Der alte Würfler ergab sich ganz gern in das Unvermeidliche, obwohl, wenn er an den Stadtschreiber dachte, das Herz ihm bluten wollte. Nach dem, was ihm der Decan verblümt eröffnet, dankte er Gott, daß er so glimpflich aus der fatalen Geschichte, die der verwünschte Canonicus Schmitz herausgefingert, sich salviren konnte. Nun war ja Alles gut.

Lenchen war an diesem Tag ausgegangen. Stolz wie ein Pfau schritt sie an Apostelküfers Fenstern vorbei und warf keinen Blick hinein.

Auf seiner Stube saß Anselm, vertieft in die Bücher und

Papiere, die ihm sein geistlicher Herr Oheim kraft seines Amtes übertragen, als es mit einem Male leise an seine Zimmerthüre pochte und sodann sich die Thüre öffnete.

Anselms Hand entfiel die Feder, seine Augen öffneten sich weit vor Schrecken, seine Haare sträubten sich empor — sein Gesicht nahm eine fahle Todesfarbe an, denn — vor ihm stand, höhnisch lächelnd — Finkenstock! — Einige Minuten stand er ruhig da und weidete sich an dem Anblick Anselms, dann sagte er: „Ich will der Erste sein, der zu Amt und Würden, sowie zur schönen Braut gratulirt! Aber warum entsetzt Dich das so? Meinst Du, ich wollte Dir das Bräutlein streitig machen, weil ich es vor Dir geherzt? Denke nicht daran! Gönne Dir's von Herzen! Oder mahnt Dich etwa Dein sogenanntes Gewissen an allerhand Heldenthaten, die wir zusammen verübt? Pah! Freund, das sind Kindereien. Man muß, wenn man frommen Wandel einschlägt, wie Du, nicht so hasenherzig sein! Da wird sonst nichts draus. Ich würde Dir vorschlagen, mir in's Gesicht zu sagen: Ich kenne Dich nicht! Das wäre nun freilich so ein wenig gelogen; aber wer falsch gespielt, falsch gemünzt, gestohlen und betrogen hat, dem darf's auf ein bischen Lügen gar nicht ankommen. Das sind Kindereien! Nun, bist Du stumm geworden vor purer Freude, mich, Deinen alten Freund und Spießgesellen, wiederzusehen?"

Diese mit Hohn und Spott, Bosheit und Tücke gespickte Rede hatte anfänglich Anselms Blut schier gerinnen gemacht und seine Brust so gepreßt, daß er nicht athmen konnte; allein allmälig kehrte seine Fassung zurück.

„Was willst Du von mir?" fragte er. „Unsere Verbindung ist gelöst; ich habe die Wege des Lasters verlassen. Thue es auch, es ist hohe Zeit."

„Hast Du das schon beim Kartenspiele von dem fetten Quardian gelernt?" lachte Finkenstock. „Solche Worte klingen gar ergötzlich im Mund eines Spitzbuben Deiner Art. Hast Du vergessen, daß

Du mir alle soliden Schuftereien Deiner Vergangenheit offenherzig erzählt hast? daß ich Dich durch und durch kenne? daß ich die Mittel in der Hand habe, Dir die fromme Larve vom Gesichte zu ziehen? Die Steckbriefe, womit Du von Frankfurt und Mainz aus verfolgt wurdest, sind alle in meiner Hand. Darin steht Dein Sündenregister. Soll ich sie dem Amtsschreiber zustellen, den Du um sein süßes Bräutchen betrogen hast — oder sie hat Dich geangelt und ihn fahren lassen, weil er ihr zu spießbürgerlich anständig war? Daß Du dann Dein Hochzeitsfest am Galgen feierst, ist außer Zweifel. Du bist in meiner Hand — hörst Du! Ich lasse Dich nicht los, so lange ich diese Hand rühren kann! Tanzest Du nicht, wie ich pfeife, so ist's fertig, darauf schwöre ich bei der Hölle, deren würdige Candidaten wir sind, und bei dem Galgen, der Dich und mich zu hohen Ehren führen wird."

Anselm sprang jetzt in der Verzweiflung auf und riß die scharfgeladenen Pistolen von der Wand. „Teufel!" rief er, „willst Du mich elend machen, so fahre zur Hölle!"

Finkenstock lachte mitleidig und blieb nachlässig stehen, als Anselm die Hähne spannte.

„Meinst Du, Finkenstock wäre so kindisch geworden, daß er sich vor einer ungeladenen Pistole fürchtete? Siehst Du, meine sind mit Kugeln geladen!" Er zog zwei Pistolen aus der Tasche. „Aber vorsorglich habe ich gestern aus den deinen die Ladung entfernt. Nein, Anselmchen, so dumm ist er nicht! Obgleich es Dir allezeit an Courage gemangelt hat, dachte ich doch, Du könntest in der Raserei einmal Muth haben, so viel wenigstens, sie loszudrücken."

Anselm blickte auf die Pfannen seiner Pistolen und sah, daß das Pulver fehlte und ein Nagel das Zündloch schloß. Er konnte nicht zweifeln, daß das wahr sei, was Finkenstock gesagt. Eiskalt durchrieselte der Schreck sein Mark.

„Du warst gestern schon hier?" fragte er.

„Warum denn nicht?" gegenfragte Finkenstock. „Ist es

weniger möglich, als daß ich heute hier bin? Hat Dir Michel Pelzer nicht gesagt, daß ich blaupfeifen und mich unsichtbar machen könne, oder glaubst Du etwa nicht, daß es noch größere, wenigstens gescheidtere Spitzbuben gebe, als Du bist?

„Du bist in meiner Gewalt, Anselm Köhler," fuhr er nach einer Pause fort, die seinen Gegner alles Muthes vollends beraubte. „Deine Ehre, Deine Heirath, Dein Amt, Dein Leben — Anselm Köhler, es ist das Alles in meiner Gewalt. Du erkennst das, denn Du zitterst wie ein altes Weib. Drum höre, unter welcher Bedingung ich Dir das Alles lassen will. Ich brauche Geld! Leider ist mir Dein geistlicher Oheim mit der gespickten Geldkatze entgangen. Ich hab' ihm aufgepaßt, aber er war schon vorüber. Hätt' ich den erwischt, so hättest Du heute die Freude entbehrt, mich unverhofft wieder zu sehen. Ich brauche Geld, Freund; hörst Du — Geld! Dort steht die Kasse, die Du gestern empfingst. Tausend Gulden sind drinnen. Ich bin nicht unbillig. Geb' mir die Hälfte. Durch Deine Besoldung, die Du gar nicht nöthig hast, da Dich der alte Spitzbube, Dein Schwiegervater, nährt und tränkt, kannst Du es wieder ersetzen. Eine Revision hast Du nicht zu fürchten, und das hochwürdige Kapitel hat jetzt Geld durch die Geldkatze des Decans. Alterire Dich nicht zu sehr! Mach's kurz, ich habe Eile!"

„Nimmermehr!" rief Anselm aus.

„So?" fragte gedehnt und mit dem Ausdruck eines vollendeten Teufels Finkenstock. „So? — Dann ist allerdings meines Bleibens hier nicht. Zwei Wege lasse ich Dir aber — entweder Du wirst auf der Stelle flüchtig, oder Du wirst gehängt! Einen dritten, Dich etwa todtzuschießen, mag ich gar nicht nennen — denn dazu bist Du zu feig! Adieu!" — Er wandte sich zur Thüre mit einer Ruhe, als ob er Worte des Friedens mit Anselm gewechselt.

Dieser knirschte mit den Zähnen und umkrallte krampfhaft die Schafte der wirkungslos gemachten Pistolen. Er kämpfte einen

fürchterlichen Kampf. „Bleib'!“ rief er endlich, „bleib'! Rede, Du Satan, welche Gewähr habe ich, daß Du nicht doch mich verräthst?“

„Aha!“ sagte Finkenstock lachend, „ein Hallunke traut dem anderen nicht! Du hast Recht, daß Du vorsichtig bist. Doch will ich ehrlich handeln. Sieh', hier dies Päckchen enthält die Steckbriefe und Deine Briefe an mich. Gib das Geld, und Du bist vor mir sicher, denn ich will mit meiner Bande noch vor Weihnachten diese Gegend verlassen, wo sich die drei Landesherren verbunden haben, mich und die Meinigen zu fangen.“

Einen Augenblick besann sich Anselm, dann sagte er: „Gib sie mir!“

„Wie klug?“ höhnte Finkenstock. „Soll ich Dir mehr trauen, als Du mir?“

„Gut,“ sagte Anselm, „so laß mich die Papiere einsehen, ob sie die sind, von denen Du redest.“

„Ohne Bedenken!“ entgegnete Finkenstock und entfaltete vor seinen Augen zwei Steckbriefe, den einen vom Magistrat von Frankfurt, den anderen von den Gerichten in Mainz. Nach diesen zeigte er ihm fünf Briefe von seiner Hand.

Anselm wußte recht gut, daß er ihm mehrere nicht geschrieben.

Finkenstock band sie wieder zusammen und legte sie auf Anselms Bett.

„Da ist neutraler Boden,“ sagte er lachend, „nun gib das Geld!“

Anselm ging bebend an die Kasse, deren Inhalt der Hallunke so genau kannte, nahm fünf Rollen heraus und gab sie ihm. Schnell ergriff er dann die Papiere, eilte zum Ofen, und ehe eine Secunde verstrich, hatte die gefräßige Flamme sie alle ergriffen. Er athmete tief auf. Als er in Finkenstock's Gesicht blickte, begegnete er einem höhnischen Lachen.

„Warum lachst Du?“ fragte er bestürzt.

„Weil nun Dein Gewissen zum sanften Ruhekissen wird,“

erwiederte Finkenstock. „Vergiß einmal, wenn Du kannst, was Du warst, wenn Du nun dem Glück im Schooße sitzest! — Doch — lassen wir das. Noch eins! Kommt ein Wort über Deine Lippe, daß ich hier war; wagst Du es, mir nur einen Blick nachzusenden, wenn ich nun gehe, — so — glaub's fest, bist Du morgen eine Leiche!" — Er ging.

Anselm aber sank völlig kraftlos in den Sessel und hielt beide Augen mit seinen Händen zu.

Während dessen schlich leise wie eine Katze der Räuber die Stiege zum Hinterspeicher hinan, von dem man zwischen Heu- und Strohschobern zu der Thüre gelangte, die in das Gärtchen führte. Hier stand Annemarthe Wache.

Ein Kuß war der Lohn solcher Treue.

„Marthchen," sagte Finkenstock, „zweihundert Gulden hab' ich ihm abgepreßt. Ich theile ehrlich mit Dir. Hebe diese Rolle auf. Es bleibt also bei der Abrede! Wenn sie das Hochzeitsfest feiern, komm' ich. Alles Silber packst Du nach dem Gebrauch in zwei Päcke und schaffst es hierher, wo es meine Kerle holen. Dein Geld und Gut ebenso. Ich bringe fünf rüstige Bursche mit. Zur Kasse suchst Du Dir einen Abdruck des Schlüssels in Wachs zu verschaffen. Das wird Dir leicht, denn der Anselm ist nun im siebenten Himmel, weil er sich frei glaubt von mir. Ich hole das Geld dann und Dich — und wir ziehen nach Holland und leben herrlich und in Freuden als ehrliche Eheleute! Nicht so?"

Annemarthe preßte ihn voll Entzücken an ihre Brust.

„Als Ersatz," fuhr Finkenstock fort, „lassen wir dem Alten sein Jaköbchen; aber wenn der Eistanz zu Stande kommt, so gehst Du mit Tonchen und Anselm dorthin. Ich steige hier herein und lockere erst noch einmal den Beutel des Alten, der dann ganz allein im Hause sein wird. Diese Thüre bleibt offen. Alle anderen schließest Du ab und nimmst die Schlüssel mit. Nun leb' wohl!" Nochmals küßte er sie und verschwand.

Nach einer Pause trug Annemarthe die Leiter herein und schob sie hinter den Strohschober, drückte ein Strohbund in die Lücke, schloß die Thüre und schlich voll süßer Hoffnungsbilder die Stiege hinab.

Niemand ahnte im Hause, was sich begeben hatte. Annemarthe war in ihrer Küche thätig, als Tonchen von Freude strahlend die Stiege heraufhüpfte.

„Wo ist mein Bräutigam?" fragte sie die Schaffnerin.

„Der Herr Amtskellner ist in seiner Stube," sagte diese gar freundlich, obgleich Zorn und Rache in ihrer Brust gohr.

Tonchen trat an die Thüre und klopfte leise.

„Wer ist da?" fragte mit matter Stimme Anselm.

Tonchen riß erschrocken die Thüre auf.

Anselm lag bleich wie eine Leiche auf seinem Bette. Kalter Schweiß bedeckte ihn, und doch war sein Blut in großer Wallung.

„Was ist Dir, mein Lieber?" fragte sie bebend und trat zum Bette. „Du warst so wohl, als ich schied?"

„Mir ist plötzlich unwohl geworden," flüsterte er, „aber ich denke, es wird vorübergehen. Ich will ruhen, das wird mich herstellen."

Nur auf sein inständiges Bitten verließ sie ihn, um ihn, wie er meinte, einem ruhigen Schlummer zu überlassen; aber alle paar Minuten war sie an der Thüre. Und immer hörte sie das leise Stöhnen. Endlich, als der Tag sich neigte, wurde es still.

Als die alten Freunde sich zum Spiel einfanden, kam endlich auch Anselm. Er sah zwar noch immer bleich und verstört aus, aber er vermochte doch die alte Heiterkeit zu erkünsteln, und nach einigen Tagen war wieder Alles in seiner Ordnung, und Tonchen schwärmte für den Eistanz, wo sie mit dem Bräutigam, der nun eine angesehene Stellung einnahm, in voller Herrlichkeit als des Festes Königin zu erscheinen hoffte. Am zweiten Christtag aber sollte das Hochzeitsfest mit allem Glanze gefeiert werden.

Mittlerweile konnte Anselm an keine Arbeit denken. In süßen Tändeleien brachte er die Tage und Abende bei Tonchen zu, deren

Liebe ihn beglückte, die mit jedem Augenblicke ihm reizender und liebenswürdiger erschien.

Auf's Prachtvollste wurde ihre Ausstattung bereitet, und alle Tischler der Stadt waren beschäftigt, die neuen Geräthe zu fertigen, womit ihre Wohnung ausgeschmückt werden sollte.

Da war es denn kein Wunder, daß der Liebeselige es einmal vergaß, den Kassenschlüssel aus dem Staatsrock in den des Alletags zu stecken, und Annemarthe, die Alles ausspionirte, konnte mit Ruhe den Abdruck in Wachs machen, der sicher in Finkenstock's Hände kam.

---

## 11. Der Eistanz.

Innerhalb der Wohnung des Apostelküfers war, seitdem der Vierthälerrath einen Eistanz gestattet hatte, für die Bewirthung der Gäste in seinem Zelte bei dem seltenen Volksfest eine Thätigkeit und Sorgfalt entwickelt worden, die mit der Bedeutung des Festes im Einklange stand. Aus früheren Erfahrungen wußte das kundige Ehepaar, wie gerade ihr Zelt das besuchteste war, wie sich gerade dort die vornehmere Welt aufhielt, und wie daher ein Vorrath leckerer Speisen und guten Weins erforderlich war, wenn irgend das Fest sollte ausgebeutet werden zum persönlichen Vortheil.

So geschah es denn, daß die Förster Wildpret aller Sorten einlieferten und anständige Bezahlung dafür empfingen; daß von St. Goar, wo theilweise allein der Rhein noch offenes Wasser hatte, allerlei Fische gebracht, die gebacken und in Essig gelegt wurden, und der Metzger Fischer in der Untergasse zwei Schweine und ein Kalb zu Brat-, Leber und Blutwürsten, Schwartenmagen und Blutmagen zerhackte. Da hatten denn die Mutter und Lenchen viel zu thun, und das gute Mädchen gewann kaum Zeit, der Ereignisse zu gedenken, die in Jakobchens Krankenstube und auf des Amtsschreibers Hausgang sich ereignet.

Daß sie ihrer gedachte — wer mochte zweifeln; aber sobald sie ihrer eingedenk war, stieg ihr das Blut in die Wangen, denn sie mochte die Sache wenden, wie sie wollte, er hatte ja Worte des Wohlwollens geredet und ihre Hand so warm gedrückt. Wie sehr aber auch solche Angelegenheiten ihre Seele beschäftigten, ihrer Arbeit vergaß sie nicht, und eben so wenig ihrer Pflege bei dem allmälig genesenden Jaköbchen und ihrer Fürsorge für Frau Klein. Hatte ja doch Rudolphi versprochen, ihr nicht mehr zu begegnen, und er hielt Wort. Einmal hatte er noch die Thüre geöffnet, sie dann aber schnell, als er sie sah, geschlossen, indem er sagte: Ich muß mein Wort halten!

Der Apostelküfer hatte sich das beste Faß im Apostelkeller mit sachkundiger Zunge herausgesucht und war nun daran, es in kleine Fäßlein abzuzapfen. Die Zelttücher waren geflickt, wo etwa eine kecke Maus ein Loch hineingebissen; die Zeltstangen waren in Ordnung. So nahte der Samstag vor dem vierten Adventsonntage selbigen Jahres.

Davon schreibt der Chronist Sebastian Fabian wörtlich Folgendes: „Weder der Frühlings-, noch der Herbstmarkt hat solche Arbeit jemals gemacht, als das Fest des Eistanzes in diesem harten Winterjahre. Wäre nicht ein guter Herbst vorhergegangen und ein gesegneter Weinmarkt, so die Alten „Gabelung" genennet haben, also daß viel Geldes in der Stadt und in den Thälern war, so hätt' es mögen dünn ausfallen, auch wäre solches wohl nicht vom wohlweisen Rathe gebilligt worden, wie es geschehen. Item, die Leute wollen auch eine Kurzweil haben in der Unlust des grausam herben Frostes und Winters.

„Item gab es auch Gelegenheit, des armen Mannes wohlthätig zu gedenken. So mag ich es nicht verschweigen, wie des Apostelküfers Töchterlein, so Lenchen hieß und fast sehr anmuthig anzuschauen war, die Wurstsuppe von zwei gewaltigen Säuen, deren jegliche mehr denn zwei Centner wog, an die Armuth vertheilet.

Das war eine saure Arbeit; aber sie hat solches gethan mit Lieblichkeit und damit noch doppelt gewürzt die Suppe, die gar kräftig einem in die Nase stieg. Hat auch viel Dank und Segen geerntet.

„Item am Samstag hat die Schröterzunft, die Küfer- und Schifferzunft, auch alles Jungburschenvolk die Stelle neben der großen Lotte, so zwischen der Wirbellai und dem Eltersteine lag, geebnet und eine breite Bahn bis dorthin geschlagen und mit Sägespänen, Kawe von der Gerste und Hanfabgang von der Brechkaut bestreuet, also daß man gehen mochte wie auf einer guten Heerstraße im Sommer. Ebenso haben die Jungburschen ihre Kegelbahn gemacht hinter des Apostelküfers Zelt. Selbiges war, wie es denn ein Herkommen, das größte und schönste auf dem Rheine. Lag auch darinnen ein Dielboden, sowohl zum Sitzen der Gäste, als zum Tanze der Lustigen. Stand auch ein Ofen drinnen, auf welchem man konnte süßen Warmwein machen, nebst einem künstlichen Backöfelein, um warme Speisen herzurichten nach Verlangen. Drum herum hatten denn die anderen Gezelte der Wirthe ihren Platz, als da sind: Zum gelen Hof, zum Roß, zur Rose, zur Krone, zum Engel, zum Rad, zur Stadt Heidelberg; solche aber waren klein und ruppelig, dagegen dem Apostelküfer sein Gezelt hat dagestanden wie ein Palatium."

So weit der ehrliche Chronist mit eigenen Worten.

Als nun am Sonntag der Morgengottesdienst aus war, lief Alles hinüber, die Herrlichkeit anzusehen. Schon sammelten sich Leute, die, wie manche Juden, Glücksspiele aufstellten, neue Kalender, die Volksbücher, als die sieben Haimonskinder, die schöne Magellona und dergleichen feilboten; auch Pillen für alles Gepreste und Pflaster für Hieb und Stich, Theriak und eine Elixir für hundertjähriges Leben, Ratten- und Mäusepulver und dergleichen mehr. Gab's auch kalte Füße, Hände und Nasen, es that Alles nichts. Man mußte es vorher einsehen, um davon reden zu können.

In des Apostelküfers Zelt lagen die niedlichen Fäßlein auf-

gestapelt; da standen die Schränke mit den Eßwaaren, die Thürme von kleinen Milchbrödchen zu einem Albus, die Teller und Geschirre alle so blank, als wär's reines Silber, die kupfernen Töpfe, innen silberweiß verzinnt, die blinkenden Gläser und andere Utensilien der frequenten Wirthschaft. Tische und Bänke waren weiß gescheuert; kurz, es war so nett und heimlich in dem Zelte, der Ofen athmete eine so wohlthätige Wärme aus, daß Mancher Lust hatte, schon jetzt dazubleiben. Und in alle dem sauber und zierlich geordneten Wesen schwebte, einfach, aber höchst züchtig und anmuthig gekleidet, ein Mädchen umher, dessen Schönheit jedes Auge fesselte. Man konnte darauf wetten, daß Viele durch sie hier gefesselt wurden, die vielleicht sonst ein anderes Fleckchen würden gesucht haben.

Als es ein Uhr schlug, begann der Menschenstrom sich hinüberzuwälzen. Die Bahn war nicht breit genug für die Schaaren. Alles, was Leben hatte in der Stadt, die Steeger, Nauheimer, Breitscheidter, die von Henschhausen, Nenrath, Mudenschied, Winzberg, Manubach, Ober- und Rheindiebach, die Lorcher, Cauber, Oberweseler — kurz zu sagen, auf mehrere Stunden weit strömten die Leute herzu.

Schon war Alles angefüllt in dem geebneten Raume, da erklang drüben am Ufer die Musik, und ein langer Zug geschmückter Bursche folgte, den Hammel führend, dessen schneeweißes Vließ mit rothen und blauen Bändern gar zierlich geschmückt war.

Sie zogen zur Kegelbahn, und das Spiel begann. Die Musik zog in Apostelküfers Zelt, wo sie aufspielte.

Nahe bei der Kegelbahn stand Rudolphi. In seinen Mienen lag ein Ernst, eine Spannung, die etwas ankündigte, was er erwarten mochte. Die Bursche tranken ihm zu, und er that freundlich Bescheid. Ueberhaupt zeigte es sich überall, wie man den jungen Mann achtete und ehrte.

„Ihr thut uns doch auch die Ehre eines Wurfes an?" fragten die Bursche.

„Bin ich Euch denn so fremd, daß Ihr nur noch fragt?" ent-

gegnete Rudolphi, nahm die Kugel und warf fünfe mit sammt dem König.

„Das ist ein Meisterwurf!“ riefen die Bursche. „Dem thut's Keiner gleich!“

„Wenn ich den Hammel gewinne,“ sagte er, „so sollt Ihr morgen ein Viertelöhmchen von Apostelküfers Wein zu verzehren haben.“

Da jubelten die Bursche hoch auf und wünschten, es möge Keiner besser werfen.

„Dann,“ sagte der Amtsschreiber, „ist aber der Wurf nicht für mich, sondern für jemand Anderes!“ Die Bursche lachten und meinten, das sei ihnen schon recht.

„Wißt Ihr was,“ rief er angesteckt von ihrer Freude, „der Wurf soll für Eure Königin sein!“

„Der Herr Amtsschreiber hoch!“ erklang es da in vollem Chore.

Während sich Alles schon bunt durch einander drängte, die Eierweiber im Kreise saßen und schon das „Kippen“ oder Zerschlagen der gefärbten Eier begann, wo denn der, dessen Ei ganz blieb, das zerschlagene gewann, reckten sich plötzlich die Hälse länger, und es bildete sich eine Gasse. Daher schritt am Arm Anselms Tonchen, geputzt wie ein Pfau, stolz um sich schauend und gnädig wie eine Fürstin die Grüße erwiedernd, und hinter ihr watschelte Jungfer Annemarthe vergnüglich.

Als Tonchen den Amtsschreiber sah, nickte sie mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit.

„Schon hier?“ fragte sie. „Ich zähle auf ein Tänzchen!“

Rudolphi neigte sich kalt, und sie schwebte vorüber.

Kaum eine Minute später zupfte Jemand den Amtsschreiber am Rock. Es war Michel Pelzer. „Heute oder nie!“ flüsterte er ihm zu. „Denkt an mich! Den Alten haben sie allein eingesperrt mit dem kranken Jaköbchen. Das läßt der Kanof nicht unbenutzt. Alles ist besorgt. Viel Vergnügen!“ Mit diesen Worten eilte er weg.

In des Apostelküfers Zelt trat nun Rudolphi.

An einem der Haupttische saßen die Beamten. Obenan Heinrich Wilhelm von Sickingen, der kurpfälzische Amtmann oder Landschreiber, ein lustiger Herr; neben ihm der kurkölnische Saalschultheiß Arnold Minola; neben diesem die Zollherren von Kurpfalz, der Einnehmer Niedecken, der Beseher Vogel, der Nachgänger Dill, dann der Bürgermeister Eberhard Engelbert und die Rathsherren sammt und sonders mit ihren Ehefrauen, wenn sie solche hatten, und ihren Töchtern. An diesem Tische neben Arnold Minola nahm Anselm Köhler mit seiner Braut Platz und Jungfer Annemarthe. An Sickingen's Seite allein war noch ein Platz frei. Er hatte ihn offen gehalten. „Er ist für meinen lieben Amtsschreiber," sagte der Amtmann. „Wo er nur bleibt?"

In diesem Augenblicke trat er ein in das Zelt; aber sein Auge flog über die Menge weg zu Lenchen; ihre Blicke begegneten sich, und sie schlug erröthend den ihrigen nieder.

„Richtet Eure Augen hierher, Herr Amtsschreiber," rief Sickingen ihm zu, dessen scharfem Blicke das nicht entgangen war, was sonst Niemand bemerkt haben mochte.

Der Amtsschreiber eilte zu ihm.

„Ihr laßt wieder lange auf Euch warten," sagte er, „und kaum tretet Ihr ein, so habt Ihr auch schon das schönste Blümchen im Visir. Ich lobe Euren Geschmack. Nun trinkt einmal. Die Schönste lebe!"

Rudolphi erröthete wie ein Mädchen und trank.

„Ihr habt's brav gemacht," fuhr der neckische Sickingen fort; „ein vernünftiger Mann weiß sich zu trösten. Hab' ich recht gesehen, — und ich verstehe mich auf diesen Artikel, so ist das liebe Bürgerkind Euch nicht eben gram. Bravo! Ist auch des Köhler's Braut verteufelt schön, so sag' ich Euch, das Lenchen ist schöner, und brav, züchtig, geschämig. Das wiegt schwer. Ich bin von altem gutem Adel, aber — hol' mich dieser und der! ich bedächte mich keine Minute, das schöne Bürgerkind zur Freifrau von Sickingen zu machen, und glaube, mein Wappen bekäme keinen Flecken."

„Ihr scherzet stark," sagte Rudolphi.

„Scherzen?" rief Sickingen. „Da seid Ihr irre. Die Zeiten sind herum, wo man so steifleinene Ansichten hat. Ich meines Ortes wenigstens habe sie längst abgelegt. Was hättet Ihr denn an dem eitlen, gefallsüchtigen Dinge dort gehabt? Den Geldsack? Pah! das macht die Welt nicht zum Paradies. Ich habe meine Frau schon lange in das Grab legen müssen," fuhr er ernst und wehmüthig werdend fort, „und die war eine Augsburgerin, ein Bürgerkind. Das wißt Ihr nicht, aber ich sag' Euch, sie war ein Engel und glich dem Lenchen dort. Darum muß ich das Mädchen immer ansehen. An eine Zweite habe ich nicht mehr denken können, und mir scheint's, ein Mann, der glücklich verheirathet war, mag keine Zweite."

So heiter die Unterredung begonnen hatte, so eine ernste Wendung nahm sie. Sickingen war einer von den Menschen, bei denen der Wechsel der Gefühle rasch eintritt.

Aber Rudolphi wünschte, daß sie abbreche. Er flüsterte in des Amtmanns Ohr: „Ich hoffe heute noch den Finkenstock in unserer Gewalt zu sehen."

„Was?" rief der Amtmann und vergaß ganz die Umgebung, „das wäre eine Freudenbotschaft!"

„Ich bitt' Euch, Herr Amtmann, bedenkt Ort und Zeit," bat der Amtsschreiber.

„Alle Teufel, Ihr habt Recht!" sagte dieser. „Könnt Ihr mir nichts Näheres sagen?"

Ehe aber der Amtsschreiber antworten konnte, stürmten die Burschе herein und riefen: „Unser König, der Eisfestkönig, lebe hoch!"

„Wer ist's denn?" fragte der Amtmann, der ein rechter Volksfreund war.

„Der neben Euch sitzet, gestrenger Herr Amtmann," rief ein Bursche.

„Was? der Herr Stadtschultheiß Minola?" fragte Sickingen,

und ein brausendes Gelächter begleitete die Frage, denn Minola war ein alter Herr und so dick wie der Kapuzinerquardian.

„Nein! Nein!“ riefen die Burschen, „der Herr Amtsschreiber Rudolphi!“

„Donnerwetter, da habt Ihr gescheidt gewählt!“ rief Sickingen, „der ist ein Ehrenmann von unten bis oben. — Herr Ickrath, gebt auf meine Rechnung den Burschen so ein Fäßlein dort!“

Ein lauter Jubel füllte das Zelt in Folge dieser Worte.

Als es wieder stille geworden war, sprach der Amtmann: „Der Eiskönig (so schreibt Sebastian Fabian in seiner Chronik) hat das Recht, sich das schönste und fleckenloseste Mädchen zur Königin zu wählen. Ist's recht so?“

„Ja, ja, so ist's Brauch!“ riefen hundert Stimmen. „Nun, Herr Amtsschreiber, so wählet! Wär' ich König, ich hätte schon gewählt!“

Alles lachte.

Tonchen blickte herausfordernd auf Rudolphi. Sie schien fest darauf zu rechnen, daß er sie wähle, und flüsterte Köhler zu: „Hast Du nichts dagegen, wenn er mich wählt?“

„Nein!“ war dessen Antwort.

Aber Rudolphi schritt an ihr vorüber und sagte laut: „Gilt's die Schönste, so wähle ich Apostelküfers Lenchen, die halte ich dafür!“

Sickingen klatschte in die Hände und rief: „So ist's recht!“ und alle Anwesenden stimmten bei, mit Ausnahme der Frauen und Mädchen.

Tonchen saß bleich da, und ihre Hand zitterte vor Grimm und Neid.

Rudolphi drängte sich durch, seine Königin zu holen.

Der Apostelküfer lachte mit dem ganzen Gesicht und machte einen Bückling über den anderen und sagte: „Herr Amtsschreiber, das ist zu viel Ehre für unser Kind!“

Die Frau Ickrath ließ vor freudigem Schrecken eine Flasche

Wein zur Erde fallen. Lenchen aber stand bleich wie ein Marmorbild da und hielt sich an die Mutter, daß sie nicht umsank. Jetzt trat Rudolphi zu ihr.

„Nun, meine schöne Königin," sagte er mit Gefühl, „hast Du keinen freundlichen Blick für mich?" Und in's Ohr flüsterte er ihr: „Ermanne Dich, mein herziges Lenchen, es sehen neidische Augen auf Dich!"

Aber aus des Mädchens Augen wollten Thränen brechen, so war sie erschüttert.

„Laßt um Gottes willen nur einen Augenblick mich sammeln," flehte sie, und ein Blick traf ihn, der ihm in die Seele drang.

Sie setzte sich nieder.

„Musik, Stadtpfeifer!" rief Sickingen, „der Schönsten den schönsten Tanz. — Amtsschreiber!" rief er diesem zu, „könnt' ich alter Kerl noch tanzen, Ihr müßtet mir einen zukommen lassen."

„Zwei, Herr Amtmann, für einen!" rief Rudolphi zurück.

Nun gab es ein Gedränge. Die Musikanten arbeiteten sich durch den Menschenknäuel, der sich gebildet hatte; die Burschе holten ihre Mädchen, und der alte Sickingen trat zu Rudolphi und Lenchen.

„Tanzen kann ich nicht," sagte er, „das ist für mich vorüber; aber die schöne Königin zur „Eislotte" führen, das kann ich und will mir's auch nicht nehmen lassen, und damit denk' ich mir ein Anrecht als Brautführer zu erwerben."

Nun half kein Harren mehr. Lenchen reichte, sich anmuthig vor dem Amtmanne neigend, diesem ihre Hand, und Rudolphi faßte die Linke. Die Stadtpfeifer spielten auf, und alle Paare schlossen sich an. So ging der Zug an die „Lotte", die spiegelblank und glatt sich ausbreitete.

Hier reichte Sickingen Lenchens Hand dem Amtsschreiber, und getragen von den Tönen der Musik, schwebten sie leicht über die Spiegelfläche des Eises dahin. Paar an Paar folgte, auch Anselm und Touchen. Da umstanden Hunderte die „Lotte" und, wie es

nicht fehlen konnte, wenn ein Paar ausglitt und fiel, blieſen die Muſikanten Tuſch zu dem unaufhaltſamen Gelächter, das aufbrauſte; allein immer höher ſtieg die Luſt, immer größer wurde die Menge der tanzenden Paare und der luſtigen Zuſchauer, bis endlich, von der Kälte überwältigt, Manche die Zelte ſuchten, während wieder Andere in den Kreis der Zuſchauer traten, wo jeden Augenblick ein fallendes Paar neuen Tuſch und Lachjubel hervorrief, und gerade dieſes plötzliche Unterbrechen des Tanzes durch den Tuſch bewirkte, daß oft drei, vier Paare zumal auf die Spiegelfläche niederfielen.

Endlich zog ſich Alles in die Zelte zurück, als das königliche Paar die „Lotte“ verließ, und der Tanz dauerte im Zelte fort.

Eine Demüthigung ſchien für Tonchen heute der anderen folgen zu wollen.

Sie hatte darauf gerechnet, Aller Blicke auf ſich zu ziehen, eine rechte Rolle zu ſpielen; aber Niemand ſchien für ſie Augen zu haben. Lenchen und der Amtsſchreiber waren im vollen Sinne des Wortes König und Königin des Feſtes. So leicht hatte aber auch Rudolphi niemals getanzt, geſtand ſich Tonchen, und Lenchen, die ſie nie tanzen geſehen, ſchwebte nur dahin. Sie ſchien den Boden nicht zu berühren. Ihre ſittige Anmuth, ihre wirklich entzückende Schönheit, die ſchlanke Geſtalt, die edle Haltung, Alles vereinigte ſich, um Jedem, mit oder ohne Willen, das Urtheil abzunöthigen, Rudolphi habe volle Gerechtigkeit geübt, als er Lenchen den Preis der Schönheit zurkannt.

Das raubte Tonchen alle Luſt. Sie tanzte zwar, aber ihr Herz war voll Aergers. Mußte ſie ſich des Apoſtelküfers, ihres Bräutigams Untergebenen Kind, eines Handwerkers Kind, vorziehen laſſen? Und zu dieſem Mädchen, das nun dieſe Vorzüge genoß, hatte ſie ſo demüthigend geredet. Wer bürgte dafür, daß nicht der Amtsſchreiber ſie gar zur Frau nahm? Sah ſie recht, ſo war er höchſt glücklich und koſete ſo traulich, ſo liebevoll mit dem reizenden

Mädchen, und dieses schien alle Beengung verloren zu haben. Sie blickte ihm in's Auge, antwortete so furchtlos, als kennte sie ihn schon lange und wüßte, daß er sie liebe —? Und doch war über des Mädchens Wesen, Haltung und Gehaben ein unbeschreiblicher Zauber von sittiger Zucht ausgegossen, der sie nur noch anmuthiger erscheinen ließ.

Niemand tanzte mit Touchen, als Anselm. So gut er auch tanzte, so sehr sie für ihn glühte, es langweilte sie doch am Ende, und sie wollte schon Anselm bitten, mit ihr heimzukehren, als ein Ereigniß eintrat, das den Erzähler nöthigt, ein Stück aus der Chronik Sebastian Fabian's einzuschalten.

„Es war," so erzählte er, „am ersten Tage des Eistanzes, als des Rath Würfler's ganze Sippschaft nach dem Tanzplatz gegangen war, nämlich seine Tochter Antonia, sein Nachfolger und künftiger Eidam Anselmus Köhler, die Schaffnerin Annemarthe und die Magd, so Lisbeth hieß; war also Niemand in der Behausung, denn der alte Herr Rath und das buckelige Jakköbchen, so den Arm gebrochen, nun aber schon außerhalb des Bettes sein und dem Herrn Rath konnte Gesellschaft, auch oft wohl, sintemalen er den Arm in der Binde trug, einen kleinen Dienst leisten. Die Annemarthe hatte Leibesnahrung und Getränke zurechtgestellt und war dann mit den Anderen davongegangen, indem sie zu größerer Sicherheit die Hausthüre und das Hofthor abschloß; aber es stellete sich heraus, daß sie mit dem verrufenen Finkenstock im Bunde stand und selbigem das Speicherpförtlein offen gelassen, daß er könne an den alten Herrn kommen und ihm Gewalt thun und Geld abpressen.

„Selbigen Spitzbubenstreich aber kundschaftete der Nachtwächter Michel Pelzer, so ein Soldat und tapferer Kriegsheld war, aus. Hätte auch mögen den Preis gewinnen, der auf des Finkenstock's Kopf gesetzt war von der Herrschaft, sintemalen Menschenblut an desselbigen Händen klebete.

„Da nun der Apostelküfer Balthasar Ickrath mit Mann und Maus in dem Zelte war, wo es lustig zuging, obgleich es Advent war, so mochte für einen solchen Malefizstreich keine Gelegenheit günstiger gewählt werden, als sothane. Ist aber der Michel Pelzer heimlich zu dem Balthasar, gemeinhin Balthes genannt, gangen, und hat ihm unter Gelöbniß profunden Schweigens Alles veroffenbaret und sich die Schlüssel geben lassen zum Thor und zur Hausthüre, wie solche der Balthes ebenso besaß, wie der Herr Rath Würsler, da sie zusammenwohneten. Als er die Schlüssel hatte, ist er hineingeschlichen mit noch vier handfesten Männern, dem Thorwächter Zinkgräf, dem Schreiner Hans Knauf und den Gebrüdern Heep, Gottfried und Elias nach dem Taufnamen. Die haben sich, ohne daß es der Rath wahrnahm, auf den Speicher gemacht und haben richtig das Hinterpförtlein, so nach dem Berggärtchen führet, nur angelehnet gefunden, haben sich dannenhero in das Stroh und Heu verstecket und nicht gemucket. Das währete schier eine halbe Stunde, da höreten sie deutlich, wie Einer die Leiter herabstieg, so die alte Vettel, die Annemarthe, klüglich an die Burgmauer gelehnet. Ist dann der Finkenstock wirklich gewesen, der nun, wie ein Iltis, der die Täublein beschleichet, obwohlen der Rath kein Täublein gewesen, sich hinabmachte. Kaum ist er unten gewesen, als Michel Pelzer die Thüre fest verschloß, denn der Schlüssel steckte im Schlosse, und den Schlüssel in den Säckel steckte. Darauf sind sie dann auch hinunter, und hatte der Michel einen Knebel in der Hand, damit er Einem einen „guten Abend" bieten konnte, auf den kein „guter Morgen" folget. Sie folgeten den offenen Thüren, und alsbald hörten sie den Rath schreien und lamentiren.

„Da stürzten sie hinein und kamen eben, als der Finkenstock den Rath bei der Gurgel hatte und ihn wollte würgen. Aber der Michel Pelzer war nicht faul und langet ihm eins über den Hirnkasten mit seinem Bengel, daß der Finkenstock zu taumeln beginnet

und rücklings wie ein Sack in die Stube stürzet. Alsobald machen sie sich über ihn her und binden ihn mit Stricken, und der Michel, der auch Beschließer des Gefängnisses auf dem Marktthorthurme gewesen ist, laufet und holet seine Handschlösser und Fußketten und legen sie ihm an, daß er, als er zu sich kommet, wohl schäumet vor Wuth, sich aber doch nicht rühren kann. Solches Alles hab' ich, Sebastian Fabian, der ich in dem Hause gegen dem Apostelhofe gewohnet, mit meinen eigenen Augen gesehen, als der Michel Pelzer das Thor aufgeschlossen. Bin ich auch als ein Wächter hineingegangen, indeß der Michel das Thor wieder geschlossen hat und ist hingelaufen auf den Rhein, solches dem Herrn Amtsschreiber und dem gestrengen Herrn Amtmann und Landschreiber Henricus Wilhelmus von Sickingen anzuvermelden."

Die Lust und Herrlichkeit im Zelte des Apostelküfers hatte den höchsten Grad erreicht. Leben und Freudigkeit zeigte sich überall, und jedes Antlitz, nur das Tonchens nicht, wies es in deutlichem Ausdrucke, wie in diesem Augenblicke keine Sorge das Gemüth bewältigte. Selbst der Amtsschreiber hatte in der Lust des Augenblickes das rein vergessen, was ihm Michel Pelzer zugeflüstert, und der einzige Miteingeweihte in das Geheimniß, der Apostelküfer, war von dem Gedanken an die Ehre seines Kindes und an die Bedienung seiner fröhlichen, trinklustigen Gäste so ungetheilt beherrscht, daß er für ein Anderes nicht Raum hatte. War es ihnen zu verdenken? Gewiß nicht! Am wenigsten dem Amtsschreiber, der es klar und innig fühlte, welch' einen Schatz von Tugend und Liebenswürdigkeit sein Arm umfasse. Er blickte ja zum ersten Mal frei in dieses liebliche Gesichtchen, in dieses klare, sinnige Auge; er bewunderte ja zum ersten Mal die volle Schönheit, den Verstand, die Demuth und Bescheidenheit dieses Mädchens; aber fühlte auch, daß das Gefühl, das ihn zu Lenchen zog, ein anderes war, als das, mit welchem Tonchen ihn erfüllt hatte. Der Gedanke,

mit diesem reinen und treuen Wesen durch das Leben zu wandeln, ergriff ihn mit aller Macht.

Da rief plötzlich die Stentorstimme Michel Pelzer's in das Zelt hinein: „Caramba! Herr Amtsschreiber, diesmal haben wir ihn, und mag er blaupfeifen, wie er will, er geht uns nicht mehr durch!"

Die Menge, die im Zelte war, erhob sich neugierig. Fast alle Anwesenden fragten zugleich: „Wen habt Ihr, Michel? — Erzählet's!"

Michel stieg auf einen Tisch und rief: „Den Finkenstock hab' ich gefangen, eben als er dem Rath Würfler den Hals umdrehen wollte!"

„Jesus Maria!" rief Tonchen aus.

„O weh! o weh!" schrie Annemathe.

„Und Anselm hielt sich todtbleich am Tische, daß er nicht umsank.

„Hierher!" schrie jetzt Sickingen dem Wächter zu, und Michel drängte sich zu ihm. Dort erzählte er Alles, wie es sich begeben, und wie sein erstes Wort gewesen, als er zu sich gekommen: „Das hat der Anselm gethan!"

Als Michel des offenen Pförtchens gedachte, sprach er geradezu den Verdacht aus: Annemarthe habe es absichtlich offen gelassen. Er erzählte die Geschichte mit dem Bettler und dem Briefchen.

Sickingen's Auge traf durchbohrend die alte Sünderin. Da sank sie auf die Kniee und schrie:

„Ach, Herr Amtmann, seid barmherzig!"

„Michel," donnerte Sickingen, „nehmt das Weib gefangen!"

„Ich protestire, denn sie gehört dem Apostelhof an," erhob Anselm seine Stimme, der durch Frechheit seine innere Angst verdecken wollte.

„Protestirt, wo Ihr wollt! Sie ist pfälzische Unterthanin," sagte Sickingen. Dann rief er: „Fort mit ihr!"

„Herr Amtsschreiber, nun hat der Spitzbube Euer schönes Königthum für heute beendet," sagte er zu diesem. „Wir müssen fort."

Noch einmal trat Anselm zu Sickingen und sagte: „Herr Amtmann, er ist in kurkölnischem Territorio gefangen worden."

„Wollt Ihr ihn etwa laufen lassen?" fragte der Amtmann. „Ihr habt als Amtskellner keine Jurisdiction, und verhaltet Euch still! — Herr Saalschultheiß," redete er Minola an, „macht Ihr Ansprüche?"

„Er ist geborener Pfälzer," sagte dieser, und nun war Alles abgemacht. Die Beamten eilten hinüber, und die Volksmenge folgte, von Neugierde gespornt.

Anselm wankte im vollsten Sinne des Worts an Tonchens Seite hin. Nicht die Kränkung, die er sich zweimal zugezogen, machte ihn so todtbleich; es war Anderes. Hatte nicht Michel gesagt, daß er alle Schuld auf ihn gehäuft? Es war also von der verstockten Bosheit des Menschen nicht mehr zu erwarten, als daß er Alles sagen würde, was er von ihm wußte, und er ohne Zweifel schon morgen, vielleicht noch diesen Abend gefangen genommen werde würde. So schritt er, Todesangst und Qual im Herzen, über die Schwelle des Apostelhofes, die er so glücklich einige Stunden früher in der Richtung nach dem Eise überschritten hatte.

Hier erwartete ihn ein neuer Schrecken.

Der alte Würfler war mit Jakobchen allein im Gemach, und während er mit ihm plauderte, leerte er eine Flasche um die andere, bis das Maß mehr als um die Hälfte überschritten war. Daß Annemarthe nicht bei ihm geblieben, das ärgerte ihn, und heftig aufgeregt von dem Genusse des vielen und schweren Weines, war er eben im heftigsten Zorn, in den er sich selbst hineingeschwatzt hatte, als plötzlich Finkenstock hereinstürzte. Er wollte aufspringen, sank aber vor Schrecken bei dem Gedanken, wehrlos in der Gewalt des Schurken zu sein, in den Sessel zurück und — ein Schlag lähmte ihn mit der zerstörenden Macht, die dieser geheimnißvollen und räthselhaften Erscheinung eigen ist.

Niemand sah nach ihm, weil Alle mit Finkenstock beschäftigt

waren; auch Jaköbchen sah nicht nach ihm, denn er war schon in der Nebenstube unter das Bett des Rathes gekrochen, als Finkenstock hereinstürzte und auf den Rath lossprang.

Als Michel schon fort war, erkannte Fabian seinen Zustand und eilte, den Bader Reiter zu rufen, der zum Glück zu Haus war. Er kam und schlug dem Alten eine Ader — aber der Tod hatte schon sein Opfer in vollen Besitz genommen, und alle Versuche, ihn wieder zu beleben, blieben erfolglos.

Anselm sank fast zu Boden, als ihm Fabian, der im Apostelhof geblieben war, als sie Finkenstock nach dem Marktthorthurme gebracht, diese Hiobspost mittheilte.

Tonchen fühlte zum ersten Mal die Macht der Gerichte Gottes. Sie saß trostlos weinend da, aber sie ahnte noch nicht, wie entsetzlich die Ereignisse dieses Tags in ihr Leben eingreifen sollten.

Wenn auch die Menge in dem Zelte des Apostelkrügers etwas gelichtet war, so dauerte doch der Tanz ungestört fort. Nur Lenchen entsagte der Lust, so oft sie auch aufgefordert wurde. Der Arm des geliebten Mannes hatte sie umfangen, nun sollte es kein Anderer mehr, so stand's in ihrem Herzen geschrieben. Wie erschrak sie, als die Kunde kam, der alte Rath sei todt unter Finkenstock's Händen.

„Mutter," rief sie tief erschüttert, „nun muß ich zu Tonchen! Sie ist unglücklich, da darf ich sie nicht verlassen."

„Geh' mit Gott, mein Kind," sagte die Mutter. „Dein Herz lehrt Dich das Rechte."

Sie eilte hinüber, und an den treuen Busen lehnte Tonchen das Haupt. Und heimlich that sie in ihrem Schmerze dem treuen Herzen Lenchens Abbitte. Trauriger war noch kein Abend für Tonchen gekommen, als dieser. Zwar suchte der Quardian, der als treuer Freund zu ihr eilte, sie zu trösten, allein es lag eine Ahnung noch schrecklicheren Jammers auf ihrem Herzen mit niederbeugender Last. Anselm saß bei ihr und hielt ihre Hand.

„Deine Hand zittert unaufhörlich," sagte sie zu ihm.

„Kann ich gleichgültig bleiben bei solchen Ereignissen?" fragte er mit trübem Blick, und sie drückte innig seine Hand; aber sie wußte nicht, von wannen dies Zittern und Beben kam.

Gegen acht Uhr, nachdem das Verhör des Finkenstock bereits weit gediehen war, rief die Magd den Herrn Amtskellner heraus: es frage Jemand nach ihm.

Anselm schwindelte. Er fühlte es, das Verhängniß nahe. Er wankte hinaus.

Da stand Rudolphi vor ihm.

„Gönnt mir einige Minuten unter vier Augen," bat er, und Beide traten in Anselms Gemach.

„Herr Amtskellner," sagte Rudolphi, „es thut mir unendlich leid, aber ich glaubte es der Rücksicht schuldig zu sein, daß ich Euch sage: Finkenstock hat Dinge gegen Euch ausgesagt, die — Eure Verhaftung nöthig machen. Ich hoffe, Ihr geht aus dem Gewebe boshafter Lügen rein hervor; aber bereitet Tonchen vor, daß nicht der neue, unerwartete Schlag sie tödtet."

Anselm fragte nicht, was Finkenstock ausgesagt. Er taumelte gegen das Fenster und rief: „Ist's denn noch nicht genug?"

„Euer Bewußtsein muß Euch über das Alles erheben," sagte Rudolphi mit inniger Theilnahme. „Seid Mann! Es thut noth!"

Mit diesen Worten eilte er hinweg.

Anselm raufte sich das Haar. „O, die Hölle läßt ihr Opfer nicht!" rief er. „Wer ihr verfallen ist — sucht umsonst Rettung!"

Er eilte, die Kasse aufzuschließen, steckte das Geld, das darinnen war, zu sich, lud beide Pistolen scharf und barg diese in seinen Taschen, zog einen warmen Rock an und verließ das Haus in fliegender Hast.

Drüben im Gemache dachte Niemand, was sich in Anselms Zimmer zutrug. Tonchen meinte, er ordne Eins und das Andere. Als er aber nach einer Stunde nicht kam, sandte sie Jakobchen,

der weinend am Ofen kauerte, ihn zu rufen. Er fand ihn nicht. Die Magd aber sagte ihm, er sei dem Herrn Amtsschreiber nachgeeilt. Das berichtete er.

Der Quardian sagte: „Beruhige Dich, mein Kind. Er wird wohl dort nöthig sein, wo sie das Verhör mit Finkenstock halten." Aber es kam kein Ruhe in ihre Brust. Eine Angst, für die sie keinen Grund hatte, folterte sie mit unerträglichen Qualen.

So wurde es zehn Uhr, und mit dem Schlage der Uhr hörte man Leute in den Hof treten.

„Es werden meine Eltern sein," sagte Lenchen. „Der Tanz hat ein Ende für heute."

Aber sie kamen die Stiege herauf, es öffnete sich die Thüre, und zwei Landdragoner mit dem kurkölnischen Saalschultheißen Minola traten ein.

Tonchen fuhr mit Entsetzen auf.

„Wo ist der Herr Amtskellner?" fragte der alte Minola.

„Er ist mit dem Amtsschreiber weggegangen," sagte sie. „Aber was wollt Ihr doch mit ihm?"

„Verzeiht," sagte Minola, „der Herr Amtsschreiber weiß nichts von ihm, und ich — soll ihn verhaften!"

„Verhaften!" schrie Tonchen mit einem so grellen, entsetzlichen Tone, daß er Jedem durch Mark und Bein drang.

„Ja," sagte der rauhe Saalschultheiß, „Finkenstock hat auf ihn bekannt als auf einen Falschmünzer, Dieb und Räuber, der lange mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht. Ich muß das Haus durchsuchen. Vielleicht hat er sich versteckt."

Tonchen sank besinnungslos in Lenchens Arme, und Jakobchen trat leise an sie heran und flüsterte: „Denkst Du noch daran, was ich Dir gesagt?"

Und wie Todeskälte durchrieselte es Lenchens Gebein.

Sie rief nach der Magd. Ihre Mutter kam, und sie trugen

das unglückliche Mädchen hinab in ihre Wohnung, während Minola das Haus durchsuchte, aber keine Spur von Anselm entdeckte.

„Der Vogel ist entwischt," sagte er zum Quardian. „Die leere Kasse hätte es uns sagen können. Ihr," fuhr er fort, „waret stets ein Freund des Hauses. Ich bitte Euch, bleibet hier, daß kein Unrecht geschehe, und unterzeichnet mit mir das Protocoll, das ich über die Vorfälle dieses Tages jetzt aufnehmen muß, um es morgen früh mit einem Eilboten nach Köln zu senden." Und er setzte sich nieder, seines Amtes Pflicht zu genügen, und verließ dann das Haus, wo der Quardian noch bis Mitternacht weilte.

Lenchen fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Der Arzt stand kopfschüttelnd an ihrem Bett. „Es ist zu viel auf einmal gewesen für ein schwaches Weib," sagte er; „doch hoffe ich, daß bald ein tiefer Schlaf eintreten wird, der wohlthätig auf sie einwirken kann."

Er ordnete das Nöthige an, was Lenchen und ihre Mutter mit gewissenhafter Treue befolgten. Es geschah auch, wie der Arzt gesagt. Nach Mitternacht fiel sie in einen tiefen Schlaf der Entkräftung, der bis an den Morgen dauerte.

Lenchen und ihre Mutter wichen nicht von ihrem Bette.

---

## 12. Schluß.

Drei Wochen waren vergangen seit dem so bitter unterbrochenen Eistanz, als der Canonicus Schmitz von Köln, der gekommen war, die Angelegenheiten des Apostelhofes zu ordnen, in das Gemach des Amtmanns Heinrich Wilhelm von Sickingen trat, der ihn erwartete.

„Laßt Euch nieder, hochwürdiger Herr," sagte der biedere Mann, „ich kann mir wohl denken, was Euch zu mir führt. Rudolphi hat mir davon gesagt."

„Das Kapitel," hob Schmitz an, „hat, wie Ihr wißt, in den letzten Zeiten durch treulose Beamte, zu denen ich den Rath und Finkenstock rechnen muß, der Verluste so viele erlitten, daß es hohe Zeit ist, der Sache die Wendung in das Geleis des Rechtes, der Ordnung und Pflicht zu geben. Wäre nicht der Küfer Balthes Ickrath ein Mann von unerschütterlicher Treue und Redlichkeit, das Kapitel hätte noch herbere Schläge erlitten. Da nun der Decan, durch die letzten Geschichten schwer betroffen, unrettbar daniederliegt, so hat mir das Kapitel unbedingte Vollmacht zur Berufung eines Amtskellners gegeben, und ich will nicht leugnen, daß ich nach reiflicher Prüfung ein Augenmerk auf Euren hochachtbaren Amtsschreiber geworfen habe. Ich kenne ihn seit Jahren, und seit ich ihn kenne, achte ich ihn hoch. Gottlob, daß er den Schlingen der verführerischen, herzlosen Circe entronnen ist, die ihn elend gemacht haben würde."

„Die Offenheit, womit Ihr die Sache behandelt, gefällt mir wohl," sagte Sickingen, „und sie fordert gleiche Münze von mir. Daß Ihr scharf gesehen, gut gewählt habt, muß ich bestätigen, denn Rudolphi ist nicht nur ein Mensch von Kenntnissen und großer Brauchbarkeit, sondern auch ein Mann von unbestechlicher Treue und Rechtlichkeit; aber ich verhehle Euch nicht, daß ich dawider bin, daß er der Kurpfalz Dienst verlasse. Es ist zwar richtig, daß er sich noch lange wird als Amtsschreiber plagen müssen, ehe er einmal Amtmann werden kann; aber es steht ihm doch in Aussicht. Und ich — daß ich es ehrlich sage — verlöre mit ihm meine rechte Hand im Amte."

„Ich kann Euch für die baare Münze, die Ihr mir bietet, nur danken, Herr Amtmann," sagte der Canonicus; „aber ich glaube, wir Beide sind treue Freunde des Amtsschreibers, wenn Ihr wollt, väterliche Freunde. Laßt uns einmal absehen von dem, was uns amtlich befangen macht, und für unseren Liebling väterlich sorgen. Wißt Ihr, wieviel er als Amtskellner haben wird?"

„Genau nicht," erwiederte der Amtmann.

Der Canonicus stellte ihm die ansehnliche Besoldung, die namhaften Accidenzien, als freie Wohnung, freies Brod, freien Trunk, freies Holz, Futter für ein Pferd und drei Kühe, — den leichten Dienst und die unabhängige Stellung vor, und fragte dann: „Habt Ihr ihm das zu bieten?"

„Caramba! würde Michel Pelzer sagen," rief der Amtmann aus, „da steht er sich fast besser, als ich!"

„Und was rathet Ihr ihm?" fragte der Canonicus.

„Noch Eins!" warf Sickingen ein. „Ist seine Anstellung fest?"

„Lebenslänglich und unabsetzbar, wenn er das bleibt, was er ist, wie ich nicht zweifle," entgegnete der Canonicus. „Sollte er dienstunfähig werden, so bleibt ihm ein Ruhegehalt von achthundert Gulden und alle Accidenzien, mit Ausnahme des Pferdefutters."

„Prosit!" rief Sickingen. „Ich müßt' ihn nicht lieb haben wie mein eigen Kind, wenn ich dagegen noch länger reden wollte. Macht das Document fertig!"

„Gut," sagte Schmitz, und sein Gesicht leuchtete von Zufriedenheit.

„Das ist abgethan," nahm Sickingen wieder das Wort, „wenn ich nur auch wieder so einen Amtsschreiber hätte; aber eines braven Mannes Glück muß höher stehen, als der Eigennutz. Nun sagt mir aber, was wird aus des Raths Tonchen?"

„Sie hat den Apostelhof verlassen," sagte der Canonicus, „und ist bis auf Weiteres zu einer Base gezogen, die in Bingen wohnt. Gott gebe, daß die heftigen Erschütterungen der jüngsten Tage ihr Herz gebessert haben! Ich fürchte, die Zeit wird die Wunden vernarben, und sie wird wieder so werden, wie sie war!"

„Da stellt Ihr ein schlimmes Prognosticon," sagte Sickingen.

„Freilich," entgegnete der Canonicus, „aber ich habe Welt und Menschen viel beobachtet. Ich greife mein hartes Wort nicht aus der Luft. Denkt an mich. Sie ist ohne sonderlichen Kummer

geschieden, und daß ihr Herz noch das alte ist, bewies sie damit, daß sie nach der Zukunft des armen buckeligen Jakobchens nicht einmal fragte."

„Und er ist doch ihr Bruder!" rief Sickingen.

„Man sagt es," war des Canonicus Antwort. „Vielleicht weiß sie es auch; doch kann ich das nicht sagen."

„Was wird aber nun aus dem armen Teufel?" fragte mitleidig der Amtmann.

„Nun, Apostelküfers Leuchen hat ihn zu sich genommen, und ihre Eltern werden für ihn sorgen."

„Seht Ihr's!" rief Sickingen, „das Mädchen ist an Leib und Seele ein leibhaftiger Engel! Donnerwetter! wenn der Amtsschreiber das Mädel nicht heirathet, so streich' ich ihn aus meinem Herzen in alle Ewigkeit aus!"

„Ich denke, dafür ist gesorgt," sagte der Canonicus lachend. „Was ich von dem Eistanze gehört, läßt wohl kaum einen Zweifel aufkommen, daß das wahr werde. Ueberlaßt's ihm und der Zeit. Das Jakobchen hat mir gestern so viel erzählt, daß ich Euch übrigens vollkommen beistimme."

„Ihr habt aber mich nun in das Gebet genommen, Herr Amtmann," fuhr er fort, „nun will ich auch 'mal fragen."

„Thut's!" sagte Sickingen. „Ich stehe Euch Rede, so weit ich kann."

„Habt Ihr des Anselm Köhler's Spur gefunden?"

„Leider ist Eure erste Frage eine solche, die ich nicht beantworten kann," sagte Sickingen. „Die Herzensgüte des Amtsschreibers hat mir da einen ekeligen Streich gespielt. Denkt Euch, der geht zu dem Spitzbuben und sagt ihm, er werde wohl verhaftet werden. Er möge Tonchen vorbereiten, daß sie sich nicht allzu sehr es zu Herzen nähme. Man könne auch einmal unschuldig in's Getrampel kommen. Ja, unschuldig! daß Dich Gott bessere! Das hat sich nun der Spitzbube ad notam genommen und hat die Kasse

gefegt und die Platte geputzt. In Euren Apostelhof durfte ich nicht. Darum ersuchte ich den Saalschultheißen Minola, unter dessen Obhut er steht, ihn festzunehmen. Als der aber kam, war das Vöglein fort. Ich jagte ihm die Landdragoner nach, aber wer weiß, wohin der sich gewendet? Die Steckbriefe haben nichts gefruchtet. Der ist aus den Reisern für ewig. Laßt ihn laufen! Wenn er auch dem Arme weltlicher Gerechtigkeit entgeht, es gibt noch ein Forum, dem entwischt er nicht."

„Und Annemarthe, Herr Amtmann?" fragte der Canonicus weiter.

„Die hat Alles haarklein bekannt, und es hat sich herausgestellt, daß sie nicht nur, wie Michel Pelzer angab, den Dieb eingelassen, sondern auch das Geld, das er etwa zehn Jahre früher seinem Kumpan Anselm abgemaust, mit ihm getheilt hat. Eigentlich war's auf eine noch schönere Geschichte abgesehen. An Tonchens Hochzeit sollte die Kasse geleert, des Raths Silber gemaust werden, und dann wollte Annemarthe mit Finkenstock auf und davon gehen. Der Finkenstock hatte einen Schlüssel zu Eurer Geldkiste funkelhagelneu in der Tasche. Den hatte Jungfer Annemarthe in Wachs abgedrückt. Finkenstock's Begierde nach des Raths Geld und Michel Pelzer's Pfiffe haben der Sache ein schnelleres Ende gemacht. Dafür ist Michel auch reich belohnt und Amtsdiener geworden."

„Und Annemarthe? frag' ich noch einmal!"

„Hat zehn Jahre freie Kost und Wohnung in dem Zuchthause zu Bruchsal. Da wird sie wohl ihre Tage beschließen. Ob ihr des Söhnleins Thränen dermaleinst folgen werden, bezweifle ich. Sie hat es nicht an dem Armen verdient."

„Das Urtheil ist gerecht," sagte der Canonicus; „aber wie steht es mit Finkenstock? Ist seine Sentenz auch gefällt?"

„Gestern Abend hab' ich sie erhalten," sagte Sickingen, „das Hofgericht in Mannheim hat auf den Tod durch den Strick erkannt, und dieser soll am kurpfälzer Galgen, drüben im Niederthale,

hinter Heilesenwörth, vollzogen werden heut' über acht Tage. Wenn Euch das Schauspiel anzieht, so bleibt hier bis dahin."

„Danke, danke!" rief Schmitz. „Bis dahin bin ich längst wieder in Köln."

Mit diesen Worten stand er auf und verabschiedete sich von dem Amtmanne, der mit einem herzlichen Händedruck von ihm schied.

„Es haben selten zwei Umstände in unserer guten Stadt Bacharach solch ein Aufsehens gemacht," so erzählt der ehrliche Sebastian Fabian in seiner Chronik, „als die nachfolgenden zween: Erstlich: daß der Herr Amts- und Stadtschreiber Rudolphi, unseres gnädigen Herrn, des Kurfürsten von der Pfalz, Dienste quittiret, und ist als wohlbestallter Amtskellner der Kirchen zu den heiligen Aposteln in Köln in den Apostelhof eingezogen, und zum Andern: daß am 20sten des Monats Januarii im Jahre 1709, welches ist der Tag des heiligen Fabianus und Sebastianus, welches also, nur umgekehret, wie es der Kalender ausweiset, mein doppelter Namenstag war, an dem kurpfälzer Galgen, so im Niederthal auf der Grenze des Unteramts Caub stehet, der Finkenstock, vermaledeieten Andenkens, ist mit allen Solemnitäten gehenkt worden.

„War dazumal, trotz der bissigen Kälte, eine solche Menge Volkes da versammelt, daß man die Köpfe wohl an die zehntausend rechnen mag. Standen Alle auf Heilesenwörth und auf dem Rheine. Bin auch dabei gewesen, da man so etwas nicht alle Tage — (Gottlob!) siehet. War aber erschrecklich! Und wenn morgen der Anselm Köhler, der auch ein Spitzbube sein soll, wie der Finkenstock, gehenket werden sollte, möcht's nicht mehr sehen! Der Pater Quardian und der Pastor Blittert haben den Delinquenten zu der Richtstätte begleitet und Alles probiert, sein hartes Herze zu rühren; ist aber nicht gelungen."

Der neue Amtskellner war in die schönen Räume, an die sich so bittere Erinnerungen für ihn knüpften, eingezogen, und da er Niemanden hatte, der ihm seine Haushaltung geführt, so nahm er

die gute Frau Klein zu sich, die denn recht freudig ihr neues Berufswerk antrat.

Hatte er schon vorher in der Stadt Liebe und Achtung genossen, so mehrte sie diese edle Handlung in hohem Grade.

Aber unten in Apostelküfers Stube wischten zarte Finger zwei Freudenthränen weg, die Niemand sehen sollte.

„Ach," dachte Lenchen, „man sieht's recht, wie Gottes Segen auf ihm ruht!"

Jakköbchen saß an ihrer Seite, es war so in der Dämmerstunde. — „Lenchen," sagte er, „nun ist Alles schön und gut. Du sorgst für mich armen Knaben, die Frau Klein ist versorgt; der Herr Amtsschreiber ist Amtskellner. Nur noch eins sollte sein, und das wird auch. Weißt Du was?"

Lenchen erschrak. Sie ahnte, was er wohl sagen würde.

„Sei doch zufrieden!" sagte sie.

„O, das bin ich und danke Dir und dem lieben Gott, aber das Eine geschieht auch noch, ich weiß es." Und mit diesen Worten richtete er sich gegen ihr Ohr auf und flüsterte: „Du wirst seine Frau!"

Lenchen erglühte im Dunkeln. Sie sagte: „Wenn Du noch einmal so etwas redest, so will ich nichts mehr von Dir wissen! Geh' hinaus!"

Jakköbchen ging gesenkten Kopfes stille hinaus, und Lenchen begann schon ihre Härte, mit der es ihr doch kein Ernst war, doppelt zu bereuen, als die Thüre aufging und Jemand eintrat. Lenchen meinte, es sei die Mutter, und sagte: „Hier bin ich, liebe Mutter."

Aber es war Rudolphi, den's mit tausend Armen herunterzog.

„Guten Abend, meine liebe Königin," sagte er. „Ich bin heute eingezogen und komme, um gute Hausnachbarschaft zu machen."

„Ach, Herr Amtsschreiber — Amtskellner, wollt' ich sagen," stotterte das erschrockene Mädchen, „geduldet Euch einen Augenblick, daß ich ein Licht hole!"

Aber es umfaßten sie zwei Arme und hielten sie fest.

„Lenchen," sagte er, „bleibe, ich bitte Dich. Es liegt mir

etwas auf dem Herzen, das muß herunter, und so im Dunkeln wag' ich's erst recht zu sagen. Es ist nichts Böses, Gott ist mein Zeuge, drum bleibe."

„Ach," sagte das geängstete Mädchen, „laßt mich, laßt mich, es geht nicht!"

Aber er hielt sie und — sie blieb —; und sie flüsterten heimlich lange, lange. Er zuerst recht viel; dann schluchzte das Lenchen fast laut, und er fragte wieder so schmeichelnd, so süß; dann sagte oder vielmehr hauchte Lenchen ein Wörtchen — und es wurde still und dann klang's — wie ein Kuß.

Da trat die Mutter mit einem Lichte herein und blieb wie eine Bildsäule stehen, — denn Lenchen lag an des Amtskellners Brust und verbarg ihr Gesicht.

Rudolphi aber reckte seine Hand nach der Apostelküferin und sagte: „Mutter, Lenchen hat mir das Jawort gegeben, sie will mein sein für ewig, will meine Hausehre, meine liebe treue Hausfrau werden. Gebt Ihr uns Euren Segen auch?"

„Ach, Herr Amtskellner, wo denkt Ihr hin?" rief die Frau Ickrath und hätte schier das Oellicht sammt seinem fetten Inhalt auf den weißen Dielboden fallen lassen, das es abscheuliche Oelflecken gegeben.

„Ich denke an nichts Böses," sagte lachend der junge Mann. „Ihr wollt doch Lenchen nicht in's Kloster stecken, oder habt Ihr einen Bräutigam im Visir?"

„Ach Gott, nein," sagte sie.

„Habt Ihr denn etwas gegen mich?"

„Ach Gott, nein!" rief sie aus.

„Nun, wollt Ihr mich denn nicht zum Eidam? Euer Kind hat mich lieb und ich sie."

„Wenn's Euch Ernst ist," sagte darauf Frau Ickrath, „so gebe Gott seinen Segen dazu."

Da sprang er auf und hob Lenchen jubelnd in die Höhe und rief:

„Hörst Du's, mein Lenchen? Nun bist Du meine Braut!" Und er zog sie stürmisch an sein Herz, und der Brautkuß flammte auf ihren Lippen.

Darauf umarmten sie die glückliche Mutter.

Lenchen aber wagte kaum aufzublicken, und nur leise, ihm fühlbar, erwiederte sie seine Küsse.

Ueber ein Kleines kam der Apostelküfer. „Alle Blitz," rief er, „was seh' ich? Herr Amtskellner, was ist denn das?"

„Seht hier, meine liebe Braut, wenn Ihr uns den Segen gebt!" sagte Rudolphi.

„Macht mir keine Faxen!" rief Balthes Ickrath und sah ungläubig seine Frau an.

Die nickte lächelnd und sagte: „Es hängt von Dir ab, ich gab ihnen meinen Segen."

„Ei, da soll's an meinem auch nicht fehlen!" jubelte der Alte und drückte Beide an sein Herz.

„Ruft Frau Klein und Jaköbchen," bat Rudolphi.

Das geschah, und die Freude war voll. Sie hielten Verlobung am selbigen Abend.

Jaköbchen sagte zu Lenchen: „Was sagt' ich Dir vor einer Stunde?"

Vier Wochen später war Hochzeit, und der Amtmann von Sickingen führte die Braut, wie er's beim Eistanz gesagt.

---

Im Apostelhof grünte und blühte ein Glück, das seines Gleichen suchte und kaum fand. Kinderchen wie Engel umspielten die seligen Eltern und Großeltern.

Frau Klein segnete bald das Zeitliche. Ihr letztes Gebet galt Lenchen und ihrem Gatten und Kindern.

Jaköbchen wurde alt. Er sah seine Rabenmutter nicht wieder. Sie starb im Zuchthaus. Ihm ging's gut. Er fütterte seine Tauben und hütete Lenchens Kinder.

Von Anselm Köhler hörte man nie mehr ein Wort. Der Decan starb bald, und der Canonicus Schmitz kam an seine

Stelle. Er verlebte jährlich vierzehn glückliche Tage im Apostelhof. Sickingen blieb der tägliche Gast. Ebenso Siegling und der Quardian.

Und Tonchen? — Sie starb in Bingen als eine — alte Jungfer, verhaßt durch ihre giftige Zunge, ehe sie das vierzigste Jahr zurückgelegt. Sie ließ sich nie mehr in Bacharach sehen.

Noch eine Bemerkung macht Sebastian Fabian, die hier ihre Stelle finden muß.

„Mit zitternder Hand schreib' ich alter Mann, daß heut vor vierzehn Tag der Herr Amtskellner Rudolphi hat zum zehnten Male taufen lassen. Wer aber die Frau Amtskellnerin siehet, sollte meinen, sie sei noch ein Mägdlein, wie damals beim Eistanz Anno 1708. Da ist wahr geworden, was im einhundert acht und zwanzigsten Psalm also geschrieben stehet: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Du wirst dich nähren mit deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet, der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang, und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel!"

Und was prophetisch der ehrliche Chronist gesagt, wurde wahr. Von ihren Kindern blieb keins in Bacharach. Sie fanden ihr gutes Fortkommen anderwärts, theils in den kurpfälzischen, theils in den kurkölnischen Landen.

Und als schon lange über den Gräbern Lenchens und Rudolphi's das magere Gras des Sanct Werner's sproßte, da legte ein arger Brand den schönen Apostelhof in Asche, also daß nichts übrig blieb, als die Stätte, der Keller und der Name bis auf diesen Tag.

# Die Elser.

Eine Geschichte aus dem Nassauer Land.

Es war vor etwa zwanzig Jahren, als ich mit einem Freunde von Oranienstein nach Dietz ging. Es war ein Maitag von wunderbarer Schönheit, Klarheit und Blüthenpracht. Man mochte kaum von der Stelle, denn überall jubelten Nachtigallen und Drosseln am Lahnufer; die Wellen plätscherten so träumerisch; der Blüthenduft wogte einem überall zu, und dazwischen tönte eine Musik, die nichts weniger als schlecht genannt werden konnte; größtentheils waren es Blasinstrumente. Wir setzten uns an einer schönen Stelle nieder und gaben uns dem Eindrucke hin, für den wir heute so empfänglich waren.

„Das sind Elser!" sagte mein Freund.

„Was Du damit sagen willst, verstehe ich nicht," versetzte ich darauf.

„Du kennst Els und die Elser nicht?" fragte er erstaunt, „und bist doch in unserem schönen Nassau bekannter wie mancher Eingeborene."

„Leicht möglich," war meine Antwort, „und doch ist mir Els und die Elser unbekannt."

„Unstreitig," sagte der Freund, „kennst Du das merkwürdigste Dorf des Landes nicht."

„Was macht es denn so merkwürdig?" fragte ich sehr neugierig.

„Ich freue mich," sagte mein heiterer Freund, „mich einmal bei Dir auf das steife Roß der Gelehrsamkeit schwingen zu können. Gib also Acht. Nicht darum ist Els ein so merkwürdiges Dorf, weil es unmittelbar dem deutschen Kaiser angehört haben soll und dann ein freies Reichsdorf wurde, denn wir haben deren mehr im Lande, z. B. Sulzbach bei Höchst und Soden; auch nicht darum, weil es diese Freiheit wieder verlor und als Lehen an die von Molsberg, Frankfurter Altbürger, kam, Gott weiß, wie; auch nicht darum, daß es Mauern und Thürme hatte, denn solche hatten viele Dörfer in der Zeit, wo der Adel die noble Passion hatte Straßenraub zu treiben und die Dörfer zu plündern; auch nicht dadurch, daß es so und so an Kurtrier kam, denn das war nicht beneidenswerth und außergewöhnlich bei der Größe des Ländermagens der Herren, die den Krummstab führten; auch endlich nicht dadurch, daß, als Kurtrier die eingestürzten Mauern und Thürme wieder aufbauen wollte, die edlen Ritter sich widersetzten, weil beim Mausen Schloß und Riegel, Mauern und Thürme ein unangenehmes Hinderniß sind, — sondern weil das ganze Dorf der ausübenden Tonkunst huldigt und zu den Jahreszeiten, wo Gelegenheit sich bietet und die Arbeit nicht zurückhält, als Schnurranten in die Welt hineinzieht. Wenn Dir eine Drehorgel Kopfweh macht, eine abgequinkelirte Mordgeschichte dazu eine Gänsehaut austreibt — Du kannst einen Eid darauf schwören, Els ist ihre Heimath. Wenn ein Quartett, oder Quin-, oder Ser-, oder Septett von Flöten, Klarinetten, Hörnern, Trompeten, Posaunen mit Ländlern, Polkas und Schottischen Deine Seele erbaut, oder wenn eine Geige, Guitarre, Flöte, benebst einer eroberungsseligen Harfnerin und ihrem fröhlenden Gesange Dich erquickt — Du kannst Gift darauf nehmen, daß es Elser sind, denen Du die Hochgenüsse der Tonkunst verdankst. Außer Böhmen und den Erzbergen gibt's nichts Aehnliches, und in Nassau ist unser gutes Els die einzige musikalische Perle von echtem Wasser. Es ist ein wundersames Volk in

dem Dorfe; Zugvögel von Natur, denen es daheim nicht immer wohl und geheuer ist."

„Ist's weit hin?" fragte ich.

„Gott behüte! Das Dorf gehört zwar zum Amte Hadamar, aber es ist von Dietz gerade so weit hin, daß sich ein guter Fußgänger wie Du nicht zu fürchten hat."

Schon am anderen Tage machte ich mich nach Els, und ziemlich früh auf die Socken.

Ich fand ein Dorf, das hundert andere seines Gleichen findet unter den Dörfern des Landes, aber fast nur Frauen, Kinder und Greise. Die Jugend und das mittlere Alter waren hinaus in die Bäder am Taunus, in die Städte des rheinischen Landes — vielleicht noch weiter in's Land — ja „vielleicht gar über die See", wie's im Tiek'schen Liede heißt. Es ist etwas Poetisches in diesem musikalischen Vagabundenleben, und ich kann mir's recht gut denken, wie der Reiz dann so mächtig, ja unwiderstehlich wirkt in denen, die ihm einmal Raum gaben. An Kindern fehlte es nicht, und daraus schöpfte ich die schöne Hoffnung, daß diese edle Zunft von wandernden Schnurranten noch nicht am Erlöschen ist. Els hat eine Zukunft.

Als ich den Spießmann sah, erkannte ich die legitime Quelle aller Nachrichten und fragte nach dem Wirthshaus.

Unkundigen in dörflichen Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten bemerke ich, daß der Spießmann der dorfliche College der Berliner so viel besprochenen Schutzmänner, der Londoner Constabler, der Pariser Mouchards, der Wiener Spitzeln ist, das heißt der Polizeiofficiant des Dorfs. Er ist aber mehr noch. Er ist Ausrufer, Ausscheller, Tagwächter, officieller Briefträger des Schulzen, Gemeindediener, kurz der Spießmann ist eine bedeutende Person, die eingeweiht ist in den gesammten diplomatischen Verkehr des Dorfs und auch im persönlichen und häuslichen intime Kenntnisse besitzt. Seine Arbeit ist in der Regel das wichtige Geschäft, das

der Italiener dolce far niente nennt, was sich vorzüglich mit „süßem Nichtsthun" übersetzt. Weil er eine Art verkommener rostiger Hellebarde trägt, heißt er Spießmann.

Der Elser Spießmann war ein hübscher Greis. Es lag der Schnee der Jahre auf seinem Haupt, ohne daß seine Kraft ganz gebrochen gewesen wäre. Freundlich geleitete er mich zu einem netten reinlichen Hause, wo ein Wanderer gern seinen Stab niedersetzt. Auch hier war ein alter Mann Wirth, der mich mit offener Höflichkeit und Freundlichkeit begrüßte und die nöthige Erquickung spendete, an der mein neuer Freund, der Spießmann, auf meine Einladung Antheil nahm. Dem hatte ich's gleich an der Nase angesehen, daß in seinem Kopf eine Menge Geschichten steckte, und darum suchte ich ihn „heimlich zu machen". Bin ein Liebhaber von dergleichen! Was mir am nächsten lag, war der Ursprung dieser ganz eigenthümlichen Richtung der Dorfbewohner, und danach fragte ich zuerst. Da vernahm ich denn, daß mehrere Umstände dazu beigetragen. Einmal die lange Amtsführung eines Deutschböhmen als Schulmeister in Els, der nur für Musik zu leben schien; dann der leichte Verdienst eines vorhandenen Orgelmannes, und endlich das Glück des „Orgelsteffen und seiner Familie".

„Was hatte es denn damit für eine Bewandtniß?" fragte ich neugierig.

„Wenn's Euch drum zu thun ist, diese Geschichte zu hören," sagte der Spießmann, „so will ich sie Euch erzählen, und wir können grad' sitzen bleiben, wenn es Euch darum zu thun ist, auf dem Flecke zu weilen, wo sie sich zutrug. Dies Haus war der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Könnten diese Wände reden, Ihr würdet noch mehr erfahren, als ich Euch sagen kann.

„Als ich noch klein war," fuhr er fort, „und noch bei meiner Mutter lebte, die eine Wittwe war und mit Eiern und Butter nach Dietz marketenderte, da war dies Haus hier nur ein Hüttchen,

das ein schweres Strohdach drückte, dessen Vordertheil in der Mitte weit über eine Holztreppe vorsprang, deren Protest Raum zu einer Bank und dem Sitzplatze mehrerer Personen bot. Hier im Hofe stand ein Veldenzerbirnbaum, dessen Krone weit über das Häuschen hinausreichte, der alle Jahre Birnen trug und mir darum erinnerlich ist, weil er einst der Grund war, daß mir der alte Hannes, der damals hier wohnte, das Kamisol am Leib ausklopfte, daß kein Stäubchen drinnen blieb. Daß das vom Birnenmausen kam, könnt Ihr Euch denken, denn es liegt so in der Buben Art. Das Hüttchen war baufällig, und der alte Hannes hatte kein Geld, es zu bauen. Meiner Sir, wenn der Wind ging, wurde es ordentlich höflich und machte Diener vor ihm, daß man meinte, es wolle den Hut, nämlich das Dach, lüften oder gar abthun, um ihn zu begrüßen. Das geschah auch hernachmals bei einem Gewitter wirklich, und der Orgelsteffen, der es damals bewohnte, bekam dadurch die Ursache, dies hübsche Haus aufzubauen.

„Wie gesagt, in dem Hüttchen wohnte der alte Hannes und sein Kind, das hübsche Mariechen. Der Hannes war arm wie Hiob, von dem in der Schrift zu lesen ist. Sein Alles war dies Hüttchen, ein Aeckerchen und sein Mariechen. Ihr könnt mir's aber auf's Wort glauben, in dem Mariechen besaß der alte Mann einen Reichthum. Eine bessere, treuere und gehorsamere Tochter, eine sittigere Jungfrau und ein schöneres Weibsbild gab's nicht. Selbst des Pastors Köchin und die Hebamme, die alte Lisekäth, stimmten darin überein, und an wem die zwei ein gut Haar ließen, der mochte von Glück sagen.

„Solch ein Mädchen hätte sollen mehr Freier haben, als Strohhalme auf dem Dach, aber sie war arm. Es war halt damals gerade wie heutzutage auch; hat eins Geld und Gut, so mag's häßlich sein wie Lea, bitterbös wie Sirach's Frau gewesen sein muß, der so viel von bösen Weibern redet, und arg wie Jesabel, dabei mag sie einen guten Ruf haben oder nicht, kochen

können oder nicht, flicken können oder nicht, sie kriegt doch ihren Mann; ein armes Mädchen, und wenn's ein Engel wäre, bleibt sitzen bis Anno Tubak. Ich weiß es noch recht gut, wie alle Burschen nach Mariechen lugten, mit ihr tanzten und kosten — aber damit war's am Ende. Liebhaber hätte sie genug haben können, aber Nehmer fand sie nicht.

„Damals lebte im Dorf ein lediger Bursch, der Steffen hieß. Es war ein gar sauberer, schöner, kräftiger Bursche. Er hatte keine Seele mehr, die er sein nennen konnte, saß miethsweise, kochte sich selbst, und wenn er auf einen Baum stieg, so war unter ihm auf der Erde nichts sein Eigen. Das hätte Nichts gethan, wär' er nur kein Lüftling gewesen, der Alles, was er verdiente, wieder durchbrachte. Er dachte gar an keine Zukunft und an kein Alter.

„Es geht manchmal seltsam in der Welt. In diesen Steffen verliebt sich das gute Mariechen, und er in das Mariechen. Der alte Hannes zog Anfangs die Stirne in Falten, aber als er sah, wie der Steffen auf einmal ein anderer Mensch wurde, da hatte er nichts mehr dagegen. Das machte sich freilich auch erstaunlich schnell und doch so still und heimlich, daß es Niemand merkte.

„Hatte früher einer zu dem Steffen gesagt: Heirathe! Du wirst dann ordentlich, wenn Dich eine Frau handhabt und ranschirt; sie bringt Dich in Räson, denn so kommst Du in Ewigkeit zu Nichts weiter, als daß Du ein Lump im Alter bist, wie Du einer in der Jugend warst; da hat er sich geschüttelt, als ob es ihm kalt wäre und schuckerte, und hat gesagt: Will so keine Baßgeige, die die ganze Lebenszeit brummt. Das könnt Ihr mir aber glauben, lieber Herr! daß für jeden Menschen so einmal das Stündlein kommt, wo der letzte Vers vom fröhlichen Junggesellenlied verklingt und der Ehestandschoral anhebt. So ist's dem Steffen auch ergangen, als er einmal bei dem alten Hannes und dem Mariechen auf der Holztreppe saß. Er hatte dem Mariechen in die blauen Augen zu tief

hineingeguckt. Kurz, er war behext, rein behext; aber, wollte Gott, die Hexerei hätte allemal solche Wirkung.

„Der Wirth fragte: Ist der Steffen todt? Ich seh' ihn ja nimmer.

„Arbeitete er im Taglohn, und das that er jetzt mit regem Fleiße, so bracht' er Abends das Geld seinem Mädchen und sagte: Mariechen, heb's auf! Es gibt Hausrath! Sagte sie dann: Du mußt doch auch für ein Schöpplein am Sonntag in der Tasche haben, oder für ein Packetlein Tabak! so sagte er: Dein alter Vater trinkt Wasser, da müßt' ich junger Kerl mich ja doch schämen, wollt' ich Wein trinken. Was aber das Packetlein Tabak betrifft, so komm' ich zu Dir, wenn meiner all' verraucht ist. Hätte das einer früher gesagt, so würde es mit dem Steffen werden, so würde Jeder ihn ausgelacht haben. Nun war's so, und die Liebe war die Hexe, die das fertig brachte. Da ging's, wie's in dem alten Liede heißt:

„Die Lieb' hat mich zum Mann gemacht,
War gar ein leichter Knab';
Nun lachen mich die Buben aus,
Weil ich geheirath't hab'."

„Aber die Buben hörten auf zu lachen, weil der Steffen ein Muster eines braven Menschen wurde, und ich habe zwei glücklichere Brautleute nie gesehen, als Steffen und Mariechen. Doch, lieber Herr, wie nahe liegt das Leid der Freude!

„In acht Tagen sollte Hochzeit sein. Da ging der Steffen nach Limburg, wo sein Pathe wohnte, der Schuster Siegfried, ein respectabler Mann. Den wollte er zur Hochzeit laden, wie's üblich ist. Nun diente in Limburg ein guter Kamerad vom Steffen, der führt ihn in's Wirthshaus, um ihm Gutes anzuthun. Die Beiden plauderten und tranken, und tranken und plauderten, und Beiden ging das Herz auf wie eine Dampfnudel. Es wurde Abend, und sie saßen noch, wo sie sich hingesetzt, aber die Zungen waren schwer,

die Augen stier, die Haltung wackelig. Der Wein war ihnen in den Kopf gestiegen, daß sie nicht mehr wußten, ob sie Buben oder Mädchen seien. Das merkten kaiserliche Werber, die in Limburg Station hatten; denen steckten die beiden Prachtkerle in der Nase. Wie's zuging, weiß kein Christenmensch; aber am Morgen des folgenden Tages waren Beide angeworben, jammerten, weinten, riefen laut, sie seien betrogen — aber das half Alles nichts. Sie werden fortgeschafft, weit, weit in das Türkenland, wo's damals blutig herging.

„Von Mariechens Leid will ich nicht reden. Ihr mögt's Euch denken. Sie trauerte wie um einen Todten. Hab' nie mehr ein roth oder blau Band an ihr gesehen. Aber sie wurde nur noch schöner, als sie so bleich und traurig aussah. Ihr Vater starb auch bald. Nun war das arme Kind allein. Damals warben Viele um sie, selbst wohlhabende Bursche, weil sie gar so brav und gar so schön war; aber sie hat keinen angehört. Sie wollte ihrem lieben Steffen treu bleiben, dessen Heimkehr sie allezeit hoffte. Ja das Hoffen hält das Herz frisch; aber hier war's doch über die Gebühr. Es kam kein Brief, keine Botschaft, und fünf Jahre schlichen hin in Weh und Leid, und Steffen kam nicht.

„Im sechsten Sommer saß einmal Abends Mariechen auf der Treppenbank. Da kam ein Mann daher, der hatte eine Drehorgel anhangen und einen Stelzfuß von Holz. Er trug einen großmächtigen Hut, wie ihn die Mäuse- und Rattenfallenhändler aus Ungarn tragen, die bei uns herumziehen, und den hatte er in die Stirn gezogen, daß man das Gesicht nicht sehen konnte, und sah auch unter sich wie ein Hinkelbieb. Darauf fängt er eine gar traurige Weise zu spielen an und singt ein Lied dazu, das von einem Soldaten handelt, der wiederkehrt in die Heimath und Niemand kennt ihn mehr. Sein Lieb ist eines Anderen Weib, und die Seinen sind alle todt. Der letzte Vers (denn ich hab' das Lied viel hundertmal gehört) schloß mit den Worten:

„Du Feindesblei, warum, warum
Flogst du an mir vorüber?
Mein letztes Hoffen ist vorbei.
Wär' nun gefallen lieber!
Grabt mir ein Grab zur letzten Ruh',
Und decket mich mit Erde zu —
Ich mag nun nicht mehr leben!"

„Da hat weinend das Mariechen die Arme ausgebreitet und gerufen: Ich bin ja treu geblieben! Du sollst nicht sterben, mein Steffen!

„Da stand schnell die Orgel an der Erde, der Schlapphut flog weg, und er lag an der treuen Brust; aber der Stelzfuß blieb, denn sein eigener Fuß lag auf dem Schlachtfelde bei den Türken. In dem Oesterreich heißt es heute noch: Ein junger Soldat, ein alter Bettler. An eine Pension, wie's bei uns ist, war nicht zu denken. Aus den letzten Resten seiner Kriegsbeute hatte er sich die Orgel gekauft und sich, nachdem er geheilt und hergestellt war, herausgeorgelt. Wie er aber durch das Mariechen sparsam geworden war, so bracht' er viel erspartes Geld mit.

„Willst Du mich denn noch, mich armen Krüppel? fragte er mit Weinen — und das Mariechen drückte ihn immer fester an ihre treue Brust und konnte nicht reden. Das war aber Antwort genug, und nach vier Wochen war sie seine glückliche Frau, und dem Steffen that der verlorene Fuß gar nicht mehr leid. Ich sag's Euch, lieber Herr, die Zwei haben gelebt mit einander wie die Engel im Himmel, und als ihnen Gott ein Töchterlein bescheerte, da war ihr Glück vollkommen.

„Der Steffen konnte freilich nicht mehr arbeiten, allein er zog mit seiner Orgel umher. Das war damals noch etwas Neues hier zu Land, und er verdiente grausam viel Geld und erwarb sich ein hübsches Vermögen, kaufte sich einen Acker nach dem anderen, und als ein Wettersturm das Dach von seinem Hüttchen warf, da baute er dies Haus. Freilich reichte sein Geld nicht zu: allein er bekam

zu Dietz mit Freuden gelehnt, denn Jedermann achtete ihn und hatte ihn lieb. Es dauerte auch nicht gar lange Jahre, da war die Schuld abbezahlt und Alles freies Eigenthum. Ihr mögt wohl denken, daß das Beispiel reizte. Seitdem zogen viele Elser in den Schwarzwald, wo gar geschickte Leute wohnen, die solche Orgeln machen, kauften sich dergleichen und machten's dem „Orgelsteffen" nach, und so sind die Leute so daran gekommen, mit den Orgeln herumzuziehen. Es ist ein leichter Verdienst. Bei Vielen heißt's aber auch: Wie gewonnen, so zerronnen. Ihr wißt, es geht so in der Welt."

Mein Spießmann war aus dem Text gekommen. Wie es bei alten Leuten zu gehen pflegt, so hatte er den Faden verloren und schien seine Geschichte abbrechen zu wollen. Und doch mußte mehr noch dahinter stecken nach seiner eigenen Aeußerung. Ich war nicht im Mindesten geneigt, so leichten Kaufes meine Beute fahren zu lassen.

„Ist denn damit Eure Geschichte aus, Kumpeer Spießmann?" fragte ich.

„Aus? Nein," erwiederte er; „aber ich merke, ich habe die Spur verloren. Nun ja, Ihr habt Recht! Als das Mechthildchen, so hieß des Steffen und Mariechens Kleines, sieben Jahre alt war, fing das Mariechen zu kränkeln an, und nach einem Jahre, als im Herbste die Blätter fielen, da deckten sie ein frisches Grab, darin ihr treues Herz ruhte.

„Ach, Herr, das war ein Leid, daß sich ein steinern Herz hätte erbarmen mögen! Der Steffen wollte sich gar nicht trösten lassen. Seine Orgel bauten die Spinnenweben zu, und es sah gerade danach aus, als sollte sie verstummen und das bewegliche Lied von dem zum Krüppel geschossenen Soldaten kein Herz mehr rühren. Er mochte von der Musik nichts mehr hören; aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

„Das Mechthildchen war ein Kind wie ein Engelchen. Wenn's

so fortginge, wie es den Anschein hat, so wurde sie noch einmal so schön als ihre Mutter.

„Damals war in Els ein Schulmeister, der aus Böhmen stammte, wo die Menschen mit einer Geige auf die Welt kommen und die Kinder schöner weinen sollen, als sie hier zu Lande singen. Der war rein eckig mit der Musik. Verstand's aber auch aus dem FF. Er unterrichtete die Bauernbuben in allen Instrumenten, denn er konnte sie alle spielen und noch einige mehr.

„Der Schulmeister war ein treuer Mensch und hing an dem Orgelsteffen wie eine Klette im Haar, und hatte, da er selber ohne Frau und Kinder war, eine wahre Affenliebe für das kleine Mechthildchen.

„Hört' 'mal, Steffen, sagte er eines Tages zu ihm, als er wieder bei ihm saß und Steffen ihm klagte, die Noth zwänge ihn, wie auch das Herz ihm blute, wieder orgeln zu gehen, in dem Kind da steckt eine Sängerin, wie die Mara eine war, die ich einmal in Wien gehört, da ich noch im Orchester mitgeigte. So ein Talent darf nicht untergehen. Ich unterrichte und bilde das Kind aus, und es kostet Euch keinen Heller. Geht in Gottes Namen orgeln. Glaub's, daß Ihr durch Eurer lieben Frau Krankheit etwas zurückgekommen seid. Es war eine schwere Zeit für Euch, aber Gott hilft wieder.

„Was soll ich aber mit dem lieben Kinde machen? rief Steffen, und die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen. Ohne das Kind kann ich nicht sein, und es mitnehmen, macht mir Bedenken.

„Gar keins, Steffen, sagte der Schulmeister. Wenn so ein kleiner Engel das Geld einsammelt, so wett' ich hundert gegen eins, Ihr kriegt zwanzigmal so viel, als wenn Ihr's selber hübet.

„Der Schulmeister hatte Recht. Nach drei Monaten kam der Steffen reicher als je heim in's Dorf. Nun bat er den alten Schulmeister, er solle zu ihm ziehen in sein Haus; das that der aber nicht, versprach indessen, dem Kind allen Unterricht zu geben, und hielt auch redlich Wort.

„Das Kind wurde ein Wunder an Schönheit und Klugheit.

Es kam wenig zu den Kindern auf die Gasse. Dafür erbte es auch ihre Unarten nicht. Es hatte so etwas Ernstes in seinem Sinne, gar nicht lustig und toll, wie andere Mädchen dieses Alters. Der Schulmeister ließ dem Steffen nicht Rast noch Ruhe, bis er nach Mainz ging und dem Kind eine Harfe kaufte, denn die war des Schulmeisters Höchstes.

„Das ist das königliche Instrument, hab' ich ihn oft sagen gehört, dazu David seine Psalmen sang und des Königs Saul böse Grillen vertrieb.

„Auf der Harfe unterrichtete er nun Mechthilde und im Gesang, und ich kann's Euch sagen, so etwas zu hören, war eine Rarität. Man meinte absolut, man hörte die Engel im Himmel harfenüren und singen. Gar oft hab' ich's gehört, und mir ist dann Abends aller Schlaf vergangen, während ich sonst mit den Hühnern auf die Stange zu hüpfen pflege. Wie schön sie war, als sie zur Jungfrau reifte, davon habt Ihr keine Vorstellung. Ich sag' Euch, die Leute blieben verdutzt auf dem Wege stehen, wenn sie vorbeiging. Alle Burschen liefen ihr nach. Wenn sie in den Bädern spielte und sang, war sie von jungen Herren belagert; aber das Mädchen hatte eine Art, die Leute im Respect zu erhalten, die eben kein Mensch begriff. Sie war nicht stolz, und doch meinte man, sie wäre eine Königstochter, und keiner wagte es, keck oder frech zu sein. Ihr Ruf war so rein wie der klare Quell, wie frischgefallener Schnee, wie der blaue Himmel im Frühling.

„Die schöne Mechthilde kannte Jedermann, bewunderte Jedermann und, was mehr ist als Alles, achtete Jedermann wegen ihres fleckenlosen Wandels. Da war denn Niemand glücklicher als der Schulmeister, wenn er so ihr Lob vernahm und wenn er so mit ihr spielte; ein leiblicher Vater kann sein Kind nicht lieber haben, als er sie hatte. Die Winterzeit war seine liebste. Dann waren Steffen und Mechthilde zu Haus, und dann wurde von Morgens bis Abends musicirt. Der Steffen nahm auch seine Orgel nicht mehr mit,

sondern verkaufte sie an des Michels Hannpeter, der nun mit derselben herumzog. Mechthilde spielte und sang, und das trug Euch ein Geldspiel ein, das könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen.

„Die schöne Mechthilde mochte so ihre neunzehn Jahre alt sein, da kam sie einmal im Herbste heim und war Euch ganz verändert. Das war damals, als die Franzosen den Krieg anfingen und das linke Rheinufer nahmen. Sie war so still und traurig. Sie sang nur traurige Lieder, und es kam gar nicht selten vor, daß sie Thränen in den Augen hatte.

„Ich dachte, gib Acht, es ist bei ihr, wie es in dem schönen Liede heißt, das sie so unvergleichlich singt: Hast Du was Liebes, und darfst es nicht lieben?

„Da hatte ich das rechte Punktum getroffen; aber da ich die Geschichte genau kenne, so muß ich Euch erst etwas Anderes erzählen, das mit der Geschichte der schönen Mechthilde von Els in ganz genauer Verbindung steht.

„Wenn Ihr lange vor der Zeit, in der Napoleon mit unserem Deutschland spielte und Könige machte nach Herzenslust, den Main herabreiset, so hattet Ihr nicht ganz in der Mitte zwischen Würzburg und Frankfurt, auf einer Anhöhe, ganz nahe bei einem reizend gelegenen Städtchen, ein Landhaus gesehen, wie es nur ein reicher adeliger Herr zu haben pflegt. Es waren Gärten, Treibhäuser und Weinberge dabei, so schön, als man sie nur irgendwo in dem gesegneten Lande finden mochte.

„In dem Landhause wohnte ein Herr von Walsdorf, ein reicher Mann aus Sachsen. Er hatte bei seinem Landesherrn eine hohe Stelle gehabt, war aber, wie es bei den hohen Herren so zu gehen pflegt, in Ungnade gefallen, und da war's Knall und Fall all' mit der Herrlichkeit, und es hieß: Pack dein Drehbrett und deine sieben Sachen zusammen und zeug' in ein anderes Land. Wenn einem so ein Tanz aufgespielt wird, vergeht einem das Tanzen, und es ist einem nicht wohl zu Muthe. So ging's dem

Herrn von Walsdorf auch. Aber was hilft das Alles? — Er kaufte sich hier das Gut und wollte in stillem Frieden seine Tage durchleben, und dazu hatte er Geld genug und war auch glücklich verheirathet. Er zog nun dahin und brachte seine Frau und zwei Söhne mit, die waren Zwillinge. Es ist ein gar wunderlich Ding mit solchen Zwillingen. Es kommt vor, daß sie sich so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen, aber auch wieder, daß sie sich ganz unähnlich sind, und wiederum, daß sie sich so lieben, daß keins ohne das andere sein kann, aber auch, daß sie sich feindlich abstoßen wie Wasser und Feuer. Zum nicht geringen Jammer der Eltern war Letzteres bei den beiden Zwillingsknaben der Fall. Das war ein Katzengebisse, wie man in Els sagt, von Morgens bis Abends, und wo sie an einander kamen, da ging's, wie wenn Beil und Holz an einander kommen — es gab Späne.

„Wie manche Thräne hat die gute Mutter geweint, und wie schweres Leid trug der Vater! Der Hofmeister mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, Frieden unter den zwei kleinen Burschen zu halten. Es war aber auch kein Wunder! Der älteste, der Carl hieß, war eine grämliche Natur, was man so einen „Duckmäuser" nennt, ohne daß er darum böse gewesen wäre. Er hielt schon frühe viel auf den hohen Adel und meinte, der Adel sei edleren Stoffes, als die übrigen Menschen; darum er denn auch stolz auf sie herabsah. Der jüngere, Ludwig, war eine frische, kräftige Natur. Frei und offen, keck und trotzig trat er auf. Ihm galt sein Adel nichts. Er konnte auf's Entschiedenste dagegen sprechen, wenn in der Familie auf Etwas die Rede kam, was darauf sich bezog. Carl hatte wenig Talent, aber vielen und ausdauernden Fleiß. Ihm wurde das Lernen schwer; Ludwig war höchst talentvoll, aber ihm fehlte Fleiß und Ausdauer. Er lernte im Fluge und vergaß im Fluge wieder. Da lagen Elemente des Zwiespaltes, die durch Ludwigs ewige Neckereien eine Bedeutung gewannen, wie sie sie an sich nicht würden gehabt haben. So entspann sich immer ernster

ein Widerstreit dieser beiden Naturen, der den Vater zwang, sie zu trennen.

„Er mochte denken, die Entfernung werde die Herzen sich wieder näher bringen. Das geht ja auch so in der Welt. Ich weiß recht gut mich zu entsinnen, daß meine Mutter oft sagte, wenn wir Buben uns einmal ein bischen abwalkten: Ihr werdet erst einig, wenn Ihr von einander seid. So ist's auch geworden, und als wir uns später, als erwachsene Männer, wieder zusammenfanden, ist kein unvergorenes Wort, wie man hier sagt, mehr zwischen uns gewechselt worden. So mocht's der Herr von Walsdorf auch meinen, und stand nicht lange an, es auszuführen, wie sehr auch die Mutter weinte, als sie die Knaben scheiden sah. Den Einen that er hierhin, den Anderen dorthin auf eine gute Lehranstalt.

„In das schöne Landhaus am Main war seitdem das Leid eingezogen. Die Musik war verstummt, und diese allein hatte die Buben einig sein lassen.

„Ich muß Euch sagen," fuhr der Spießmann fort, „daß der Baron ein leidenschaftlicher Musiker war; verstand sie auch wie ein Meister. Er geigte vortrefflich, und an einer sehr seltenen Cremoneser Geige hing sein Herz. Ich kannte diese Geige genau und sag' Euch, es sang wahrhaftig ein Engel daraus hervor. Hab' manche Fiedel gehört mein Lebtag, aber so eine nie. Der Ton drang einem in die Seele hinein, und nicht selten, besonders wenn darauf ein traurig Stücklein gespielt wurde, sind mir die Thränen in die Augen gekommen. Ihr könnt mir's gewißlich glauben. Sie soll auch, wie ich vom Schulmeister hörte, vom ersten Meister in der Stadt Cremona gewesen sein, und wenn ich den Namen recht behalten habe, so hieß er Amati, doch will ich's nicht für gewiß ausgeben.

„Die Vorliebe für die Musik hat es denn auch so gemacht, daß er den Buben Unterricht geben ließ, sobald sie nur ein Instru-

ment halten konnten. Der Carl bracht's zu nichts, ihm fehlte die Anlage; aber der Ludwig strich schon früh sein Fiedelchen gar schön. Ihm gab daher der Vater selber Unterricht, und es hat sich daher auch so natürlich gemacht, daß der Ludwig sein Schooßkindchen war und der Carl das der Mutter. Auch das ist so Etwas, was gar oft in der Welt vorkommt.

„Die Mutter fing indeß zu kränkeln an, und nach einem Jahre trug man sie zu Grabe. Die Söhne waren an ihrem Siechbette gestanden, und ihre letzte Bitte war, daß sie in Eintracht leben möchten. Das Leid, das sie ergriffen, ließ dazumal auch keinen Hader aufkommen; aber das Fünklein schlummerte nur, und der Vater mochte es ahnen, daß es nicht lange gut thun werde. Da ihm die Musik nun verleidet war, schenkte er Ludwig seine Geige, und die Beiden zogen wieder in die Ferne.

„So blieb's etwa, bis sie auf die Universität zogen. Auch da trennte sie der Vater. Und das war gut. Der Carl wollte sich zu demselben Berufe vorbereiten, den sein Vater gewählt hatte, und dessen Familie machte ihm, da er in Leipzig studirte, ebene Bahn. Kaum hatte er ausstudirt, so kam er nach Wien zu einem Gesandten und hatte eine gute Aussicht, einmal ein recht vornehmer, angesehener Mann zu werden.

„Der Ludwig war ein Feuerkopf. Er hatte wenig studirt und viel gegeigt. Er glich seinem Vater darin, daß er mit Leib und Seele an der Musik hing. Ein Amt mochte er auch nicht, das hätte ihn viel zu viel gefesselt. Es war ein Glück, daß der Alte eben Geld genug geben konnte, denn das Haushalten war Ludwigs Sache nicht. Sein Beutel war für alle seine Freunde offen, und die verstanden das Zugreifen ohne Blödigkeit. Als die Zeit um war, die Ludwig auf der Universität zubringen sollte, schrieb er heim, er wolle nach Italien reisen, um ein rechter Geiger zu werden und beinebens die Welt zu sehen; wenn er zurückkomme,

wolle er mit dem Vater reden, wie er's eben in der Welt machen wolle.

„Der Alte konnte seinem Ludwig nichts abschlagen, und so kam's, daß er wirklich in das welsche Land ziehen durfte, wo sie so absonderlich geigen sollen, wie der Schulmeister sagte.

„Ihr wißt, lieber Herr!" fuhr der Spießmann fort, „es geht in der Welt nicht nach des Menschen, sondern nach Gottes Gedanken, und die sind meist ganz anders, als die der Menschen.

„So kam denn mit einem Mal an den Herrn Legationssecretär Carl von Walsdorf in Wien und an den Herrn Baron Ludwig von Walsdorf in Rom die Nachricht, ihr Vater habe auch, und zwar plötzlich, das Zeitliche gesegnet. Der von Wien war schnell da. Von Rom bis an den Main ist ein weiter Weg.

„Der Tod des alten Herrn von Walsdorf ist in eine schlimme Zeit gefallen. In dem Paris hatten die Franzosen damals einen greulichen Spectakel gemacht, hatten sogar ihren König umgebracht und darauf, wie sie das Ding nennen, das Alles zu Unterst und Oberst kehrt, eine Republik aufgerichtet. Ihr, lieber Herr, seid zu jung, als daß Ihr Euch dessen erinnern könntet; aber ich hab's erlebt und sag' Euch, es war eine greuliche Geschichte. Alle Köpfe waren im Fundamente verrückt, auch bei uns. Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft! das waren die Losungsworte, und selten war ein junger Kopf, der nicht schwindelig wurde. Der Herr Baron Carl war in seiner Ruhe nicht erschüttert worden. Der hielt am Alten fest, und sein Adel war sein Stolz. Er war auch widerlich hochmüthig, und die Dienerschaft sagte: er geberde sich wie ein Fürst und behandle sie wie Hunde. Er schaltete einstweilen vollkommen als Gutsherr und Selbstherr.

„Endlich kam Ludwig an. Da war's anders. Der hatte die neue Luft eingeathmet, und in seinem Kopfe steckten die Franzosenstreiche. Er war ein Republikaner. Himmel und Erde! Da kam wieder Feuer und Wasser zusammen, und es gischte und zischte!

Da gab's Späne! Es war Zeit, daß die Zwei von einander kamen!

„Der Ludwig sagte: Bruder, über dem Grab unserer guten Eltern laß uns nicht streiten, am wenigsten um das Mein und Dein. Du hast das Gut gern, nimm's! Ich werde dem Amtmann im Städtchen, der ein grundehrlicher, unabhängiger Mann ist, Vollmacht geben, meine Stelle zu vertreten. Mit dem setzest Du Dich aus einander. Mein Vermögen legt er bei einem näher zu bezeichnenden Bankier in Frankfurt an. Leb' wohl!

„Der Abschied war kalt, und Ludwig reiste ab.

„Carl kehrte nach Wien zurück, heirathete eine reiche adelige Erbin und war seelenvergnügt; als aber die Küßwochen vorbei waren, sah er mit Betrübniß ein, daß er keinen Engel, sondern ein stolzes, herrschsüchtiges, herzloses Weib geheirathet hatte. Ich sag' Euch, er hatte eine Hölle auf Erden. Die Frau drangsalirte ihn, daß er schier zu Grunde ging. Sie gebar ihm einen Sohn. Daß er ihn Ludwig nannte, mag Euch zeigen, daß er innerlich ein Anderer geworden, daß er des Bruders in Liebe gedachte. Ja, das Unglück im Hause ist das größte in der Welt, denn es erwacht alle Morgen und schläft kaum am Abend ein; es verbittert jeden Bissen, verpestet jede Freude und macht innerlich und äußerlich alt vor der Zeit; aber es ist oft ein Läuterungsfeuer. Das ist es auch dem Barone geworden. Daß ihm der Drache von Weib, die unter der Hülle ihrer Schönheit künstlich ihre miserable, schlechte Natur zu verbergen wußte, bei Zeiten starb, war für ihn und sein Kind kein Unglück. Er zog sich von Allem zurück und wohnte am Maine mit seinem Kind in der Stille. Damals bin ich oft dahin gekommen, und die Dienerschaft sagte: Er ist ein anderer Mensch geworden, ein ganz anderer. Man meint nicht, daß es der Mann wäre, der sonst so stolz und hart war. Wäre jetzt sein Bruder da, es wäre gewiß besser zwischen ihnen.

„Aber wo war der? Kein Mensch wußt's, nicht einmal der

Bankier in Frankfurt, denn der hatte ihm nichts mehr zu senden. Es war in vier Jahren Alles nach Paris gewandert, und seitdem war keine Kunde mehr von ihm gekommen. Carl forschte, aber vergebens. Was ich hernachmals erfuhr, will ich Euch erzählen, doch zuerst noch sagen, daß der Baron Alles versuchte, seinen Bruder zu finden. Gern hätte er ihm Geld gesendet, um die Noth, in der er leben mußte, zu lindern und ganz aufzuheben. Er war ja reich genug. Freilich konnte er sich denken, daß Ludwig keine Gabe von ihm annehmen würde. Dafür war er zu stolz. Er würde lieber gehungert haben; allein es hätte doch vielleicht Wege gegeben, ihm etwas zufließen zu lassen, ohne daß er gewußt, woher. Allein das war nichts, weil man nichts von ihm wußte, und in Paris, das hatte der Baron doch herausgebracht, wohl ein Walsdorf gewesen war, der aber eingekerkert worden. Nun wißt Ihr, daß, wer einmal in einem Kerker damals in Paris war, nur noch einen Weg übrig hatte, nämlich den zum Tode. Da schien's denn, als sei Ludwig auch dort mit den Vielen, wie man damals hörte, geköpft worden. Das stimmte den Baron sehr traurig, und nur sein Kind war sein einziges Gut, das ihm Freude machte. So vergingen Jahre um Jahre. Des Barons Sohn wuchs heran, und er wurde des umgekommenen Bruders innerliches und äußerliches Ebenbild.

„Ludwig ist damals wirklich nach Paris gegangen, weil er, wie gesagt, von dem Geiste der Franzosen angesteckt war. Da, wo der Quell war, mußte ja ein Paradies sein, wo Freiheit und Gleichheit wohnte, dachte er; aber als er dorthin kam, sah's anders aus. Die Ferne betrügt. Wenn man einen Menschen von fern nur sieht, nicht genauer kennen lernt, meint man Wunders, was es für ein Vogel sei; aber im Schlafwamms und Hauskamisol sehen die Leute ganz anders aus. Ebenso ging's dem Ludwig, der den Baron längst abgestreift und sich nur so leichthin Walsdorf nannte. Er sagte selbst später, und ich hab's oft aus seinem

Munde gehört: Wo er die Freiheit gesucht, habe er die roheste, wildeste Unterdrückung gefunden; wo er Gleichheit erwartet, da habe er blutiges Zertreten, Unterjochung, Hinmorden, kurz alle Greuel gefunden, die das Blut gerinnen machen in den Adern Dessen, der nur davon hört. Da ist's ihm gegangen, wie Dr. Martin Luther sagt: Je näher Rom, je weiter vom Papste! Da sind ihm denn die Schuppen von den Augen gefallen, und er ist nüchtern geworden; aber er war nicht der Mensch, der die Kunst gelernt, das Maul zu halten, die überhaupt leichter zu lehren, als zu üben. So lange er mit dem Strome schwamm, handelte er nach seinem Grundsatze: Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft! Die zwei letzten waren für ihn am schlimmsten in ihren Folgen, denn die Brüder verthaten sein Geld. Er war, wie ich Euch schon sagte, kein Haushalter, und so ging's wie Spreu im Winde fort, bis er Nichts mehr hatte. Als ihm die Augen aufgingen, lärmte er tüchtig. Da faßten sie ihn, und in Numero Sicher stopfte man sein gefährliches Maul.

„Von alle dem Freiheits- und Gleichheitsgelichter in Paris war doch keiner ein treuer Freund. Hätte er nicht einen Deutschen dort gefunden, der sich in Treue an ihn anschloß, er hätte keine Seele gehabt, die ihn liebte.

„Mit diesem Deutschen, einem Musikus aus Bamberg, der in einem Theater in Paris geigte, wurde Ludwig durch dessen schönes Geigenspiel bekannt. Er hat das oft selber in meiner Gegenwart erzählt und hat die Treue dieses ehrlichen Menschen mit großer Dankbarkeit gerühmt. Ludwig wohnte bei ihm, als schon seine ganze Baarschaft verschleudert war, und er wußte es zu machen, daß Ludwig auch als Geiger sein Brod verdienen konnte; allein der Arm seiner blutigen Feinde erreichte ihn doch.

„Der ehrliche Merk, so hieß der Deutsche, gab sich alle Mühe, Ludwig zu retten, aber es blieb umsonst. Alle Tage ging er zu

den Hinrichtungen, um zu sehen, ob Ludwig darunter sei, allein er sah ihn nicht.

„Endlich wurde der Blutmensch gestürzt, den Ludwig mit dem Namen Robespierre benannte; die Riegel der Gefängnisse schoben sich zurück, und das Wort: Freiheit! klang in den Ohren Ludwigs, der seinen Tod erwartete.

„In seinem Dachkämmerchen saß an diesem Tage der trauernde Merk, und in seiner Hand ruhte Ludwigs Geige. Da hat er gar traurige Töne gespielt, die wohl dem Andenken des Freundes galten.

„Da öffnete sich die Thüre, und es trat ein Mensch herein, gehüllt in halbfaule Lumpen: Der Bart hing ihm bis auf die Brust, und aus dem bleichen, abgemagerten Gesichte blickten die schwarzen Augen so unheimlich heraus, daß der Merk vor Schrecken schier seine Geige zur Erde fallen ließ.

„Kennst Du mich nicht mehr? fragte Ludwig, denn er war es. Ich bin ein von den Todten Auferstandener.

„Da hat der Musikus Merk aufgeschrieen vor Freude, denn er erkannte ihn erst, als er redete. Er fiel ihm um den Hals und weinte vor Lust.

„Mit der Welt hab' ich abgerechnet, sagte darauf Ludwig. Ich bin geheilt von all' meiner Thorheit. Ich habe gebüßt, und Gott ruft mich wieder zum Leben. Nun ist aber das Vergangene für mich begraben. Du hast meine Geige gerettet. Die soll mich nähren.

„Es muß ihm wunderlich in seinem Gefängniß ergangen sein. Niemals hat er darüber geredet; aber ich meinte es erkannt zu haben, wenn er so dann und wann darauf hintippte. Darauf hat er seinen Namen Walsdorf abgelegt und nannte sich Schneider. In Paris blieb er nur noch so lange, bis er sich so viel erworben hatte, daß er heimreisen konnte. Als dies geschehen war, schied er von dem treuen Merk, der in Frankreich blieb,

und wanderte nach Deutschland zurück. Dort wollte er sein Brod durch seine Kunst verdienen, aber nie mehr mit seinem Bruder in irgend eine Verbindung treten. Als Walsdorf war er gestorben, und als Schneider wollte er fortan leben. Mit wie Wenigem man leben könne, hatte er auch im Gefängnisse gelernt, und alle die hochfahrenden Pläne waren zu nichte geworden, die er wohl früher gehegt.

„Er war mit dem Reste seines Geldes bis Mainz gekommen, wo er in der Augustinergasse in ein geringes Wirthshaus ging, um da zu übernachten. Schon am Tage vorher hatte er ein Unwohlsein deutlich gefühlt; allein er glaubte, seine starke Natur werde es überwinden. Darin hatte er sich verrechnet. Die Krankheit brach in der Nacht mit aller Heftigkeit aus, und als die Wirthsleute Morgens nach ihm sahen, redete er irre und lag in brennender Hitze.

„Der liebe Gott hatte ihn zu guten Menschen geführt. Sie riefen einen Arzt, und dieser, auch ein Menschenfreund, nahm sich seiner mit Liebe an. Da er zu schwach war, um in das Hospital gebracht zu werden, hielten ihn die Wirthsleute. Nach langem Leiden kam er endlich wieder zur Genesung. Der Arzt fand Gefallen an dem Manne, der mehr wußte, als man hinter ihm suchte. Er saß manche Stunde bei ihm. Da fand er ihn denn eines Morgens mit seiner Violine beschäftigt. Mit Verwunderung horchte der Doctor vor der Thüre. Solche Töne, solches Spiel, hatte er bei Ludwig nicht gesucht. Endlich riß er die Thüre auf und rief: Ihr seid ein Meister! Wo habt Ihr die herrliche Violine her? Die ist viel Geld werth!

„Ach, sagte Ludwig darauf zu ihm: Sie ist das Letzte, was ich aus meinem Schiffbruche gerettet habe. Sie ist der Anker für meine Zukunft. Nun eröffnete er dem Doctor den Plan, daß er in Mainz Unterricht in dem Geigenspiele geben wolle. Der Doctor bestärkte ihn darin und bot willigli[illegible] die Hand dazu,

indem er ihm in vielen Familien seiner Bekanntschaft den Unterricht der Söhne erwirkte. So ist es denn gekommen, daß er bald mehr Nachfrage erhielt, als er Tagesstunden zu verwenden hatte.

„Niemand, erzählte mir Ludwig, sei froher darüber gewesen, als seine braven Wirthsleute, die ihn recht lieb gewannen, wie auch er sie. Der Doctor zwar habe ihm zugeredet, ein besseres Zimmer zu miethen, um auch den Vornehmen näher zu kommen; allein er habe kräftig widerstanden und zum Doctor gesagt: Wer mich im Unglücke nicht verlassen hat, wie sollte ich den im Glücke verlassen? — Und so sei er geblieben. Dies Wirthshaus war der Zusammenfluß der Handwerksburschen, Krämer und Musikanten. Absonderlich kehrten dort unsere Elser ein, und seit Jahren auch der Orgelstieffen, der ein lieber Freund der Wirthsleute geworden war.

„Mit einer wahren Mutterliebe aber hing die Wirthin an der lieben Mechthilde. Ihr war eine Tochter dieses Alters gestorben, und da meinte sie, die Mechthilde sei ihr Kind, zumal sie ihr gliche; sie habe gerade so treue blaue Augen gehabt, meinte sie, gerade so blonde Haare, sei so sittig und fein gewesen, wie die Mechthilde. Oft soll sie sie mit Thränen in den Augen betrachtet haben.

„Auch gegen Ludwig hatte sie schon oft von dem schönen Mechthildchen geredet, und dem Mädchen solche Lobeserhebungen gemacht, daß Ludwig ganz begierig war, das holdselige Kind, das eine so seltene Ausnahme von allen Harfenmädchen machte, einmal zu sehen und ihr Spiel und ihren Gesang zu hören, den die Wirthin zu den Engeln erhob.

„Manchmal, wenn auch selten, kam Ludwig Abends in die Wirthsstube herunter, um sich an dem Durcheinander zu ergötzen, das da sich zeigte, wo die vielerlei Menschen zusammenkamen. Eines Abends, es war schon in der Jahreszeit, wo der Winter mit der herbstlichen Zeit um die Herrschaft ringt und Regen und Schnee sich mischen, gepeitscht vom rauhen, oft schneidend scharfen Winde, saß Ludwig in seinem Stübchen und spielte an neuer

Musik, die ihm der Doctor, sein guter Freund, gebracht. Es klopfte mehrmals, ehe er es hörte, und auf seinen Ruf steckte die Wirthin ihren Kopf durch die Thüre und sagte: Ihr hört und seht wieder nichts, Herr Schneider, und doch wollt' ich Euch sagen, daß das herzige Mechthildchen da sei. Sie hat mich diesmal recht lange auf sich warten lassen.

„Mich auch, sagte Ludwig spöttisch lachend, und legte seine Geige weg.

„Ihr habt mich schon recht geärgert, rief sie ärgerlich, daß Ihr nimmer glauben wollt, daß dies Mädchen eine Ausnahme von allen Harfenmädchen macht! Ihr wollt auch Alles mit Einer Elle messen! Nun kommt mit. Ihr könnt durch die Küche in das Zimmer schlüpfen und Euch, ohne daß sie Euch sieht, in meines Mannes Sorgen- oder Mittagsschlafstuhl neben dem Kachelofen setzen. Da könnt Ihr einmal aufpassen.

„Lächelnd folgte er ihr und saß bald in dem Stuhle. Dorthin reichte kaum das Licht von den Tischen, die in langer Reihe an den Fenstern hinliefen. Von hier aus konnte man in aller Ruhe dasjenige beobachten, was in der Stube sich zutrug, ohne daß man hätte gesehen werden können.

„An den Tischen saßen Mainzer Bürger: Schneider, Schuster und dergleichen, die ihren Feierabendstrunk hielten; dann verschiedene Gesellschaften von Handwerksburschen, die bereits so viel Branntwein getrunken, daß sie ihrer selbst nicht mehr recht mächtig waren. Mehr zur Seite und näher dem Ofen, der eine starke Wärme aushauchte, erblickte Ludwig einen Greis in gewöhnlicher Kleidung. Eine Ledertasche hing um seine Schultern. Er schien sehr müde und abgemattet. Eine Krücke lehnte neben ihm und einen hölzernen Stelzfuß streckte er weit in die Stube hinaus. Man sah dem Mann auf der Stelle den alten Soldaten an, und Ludwig war nicht in Zweifel, daß dies der Orgelsteffen von Els sei, obgleich er dazumal keine Orgel mehr trug, sondern nur zu

seines lieben Kindes Schutz mitzog. Absichtlich, das konnte er sehen, saß das Mädchen tief im Schatten. Ihre Harfe lehnte in Sicherheit in der dunklen Ecke des Zimmers, nicht weit von Ludwigs Sitz.

„Er hätte sie wohl gern sehen mögen, weil die Wirthin ihre Schönheit über die Maßen gerühmt; allein sie drückte sich gegen den Vater und mied das Licht. Plötzlich aber stand einer der Gäste auf, um heimzugehen, und da fiel das ganze Licht auf das schöne Kind.

„Ordentlich betroffen, sagte Ludwig leise in sich hinein: Meiner Treu', die Wirthin hat nicht gelogen! Etwas Schöneres gibt's nicht! Kaum aber war der Gedanke gedacht, so befand sie sich wieder im Schatten, den sie absichtlich suchte. Es war klar, das Mädchen fürchtete die rohen Gesellen. Sie rückten nun Beide dem Ofen näher, denn es fror den Alten gar sehr.

„Vater, sagte sie, ohne daß sie noch Ludwigs Nähe bemerkt, laßt uns auf unsere Stube gehen. Mir wird's bange hier bei den rohen trunkenen Gesellen. Sie sagte das mit ihrer wohlklingenden Stimme so bänglich und ängstlich, daß ein rechtes Mitleid das Herz Ludwigs bewegte.

„Ach, mich friert so, entgegnete der Alte, und droben ist es noch nicht warm genug. Das eiskalte Wetter macht mir halt viel zu schaffen. Du weißt's ja! Laß Dir nicht bange sein, ich bin ja bei Dir.

„Sie war wieder stille; aber Ludwig konnte es ganz deutlich vernehmen, wie sie angstvoll seufzte.

„Nach einer Weile, während welcher die Handwerksburschen immer lauter und unbändiger wurden, hob sie wieder an:

„Mir bangt vor den Menschen!

„Der Stelzfuß sagte: Das ist ja pure Kinderei. Du weißt, daß ich mich vor solchem Volke nicht fürchte. Ueberdies ist ja auch der Wirth zu Hause. Da ist Hülfe bei der Hand.

„Nein, sagte das Mädchen, er ist, wie die Wirthin sagt, verreist.

„Wenn Dir's denn gar zu unheimlich wird, so geh' zur Wirthin in die Küche.

„Ehe aber das Mädchen diesen guten Rath ausführen konnte, hatten die Gesellen ihre Karten weggeworfen, und Einer von ihnen taumelte gegen die Stelle, wo Mechthilde saß. Sie bückte sich tief, daß er sie nicht sehe.

„Allein es war zu spät.

„Warum bückst Du Dich denn so tief, mein Täubchen? rief er, sie umfassend. Laß mich 'mal Dein Gesichtchen sehen.

„Mechthilde stieß einen unterdrückten Angstschrei aus.

„Blitzschnell hatte der Alte den Burschen bei der Brust gefaßt und ihn gegen den Tisch mit einer Kraft geworfen, die man ihm nicht hätte mehr zutrauen mögen.

„Ei, Du vermaledeite alte Nachteule! schrie der Mensch und stürmte mit geballten Fäusten auf ihn an. Der Orgelsteffen stand schon kampfbereit mit seiner hochgeschwungenen Krücke da.

„Laß das Mädchen in Ruhe! donnerte er ihm zu, oder meine Krücke streckt Dich zur Erde.

„Was fällt Dir ein, alter Invalide? höhnte der Bursche, sich langsam nähernd, um ihm die Krücke zu unterlaufen. Meinst Du, ich ließe mir das gefallen, ohne Deinen Kahlkopf gehämmert zu haben? Und das Mädchen soll ich in Ruhe lassen? Sieh 'mal an! Ein Harfenmädchen und so spröde? Das paßt wie eine Faust auf ein Auge!

„Ludwig hatte die Bewegungen des noch nicht völlig trunkenen Burschen beobachtet. Es war offenbar seine Absicht, mit seinem Schwatzen den Alten irre zu machen, und dann seinen Arm zu unterlaufen. Die Anderen rückten eben auch herzu, an der Geschichte Theil zu nehmen.

„In dem Augenblick aber, wo der Kerl seinen Plan ausführen wollte, sprang Ludwig hinter dem Ofen hervor, und seine kräftige Faust traf den Burschen so auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte.

„Donnerwetter! riefen die beiden Anderen und stürzten sich auf Ludwig; allein sie hatten es mit einem Manne zu thun, dessen riesiger Kraft sie nicht gewachsen waren. Ehe sie sich's versahen, lag der Eine in dieser, der Andere in jener Ecke.

„Schurken! donnerte er ihnen zu. Auf der Stelle verlaßt die Stube, oder ich lasse Euch von der Polizei arretiren.

„Kleinlaut standen die Drei auf, faßten ihre Felleisen und schoben sich zur Thüre hinaus.

„Die übrigen Gäste belobten Herrn Schneider's Art und Weise aus vollem Herzen, und der alte Orgelsteffen reichte ihm dankend die Hand.

„Gott vergelt's, Herr! sagte er. Ihr ward uns ein Retter in der Noth. Ich alter Kerl hätt's doch mit den Drei nicht aufnehmen können.

„Die Ruhe war hergestellt. Die Bürger setzten sich wieder zu ihren Gläsern und nahmen ihr Gespräch wieder auf, während die schöne Mechthilde Worte eines tief gefühlten Danks aussprach.

„Die Wirthin kam nun auch herein und machte Ludwig mit seinen Schützlingen bekannt. Kurzum, nach wenigen Minuten waren sie im Gespräch, und der Ludwig konnte sich gar nicht satt sehen an dem bildschönen Mädchen, nicht satt hören an ihrem sinnigen Gespräche, obwohl sie dazu erst durch die pappelige Wirthin gebracht wurde, die sich ebenso geberdete, als ob der Orgelsteffen und Mechthildchen bereits alte Bekannte des Herrn Schneider wären.

„Als nun die Gäste fort waren und das immer abscheulicher werdende Wetter keine mehr kommen ließ, setzten sie sich recht gemüthlich zu einander, aßen zusammen das Abendbrod, und als das Essen vorüber war, schlug die Wirthin vor, daß sie sich Alle zusammen nahe an den Ofen setzten, um noch ein Weilchen zu verplaudern. Das wurde mit Freuden aufgenommen.

„Da hat denn Ludwig der Mechthilde sein Bedauern kundgethan, daß ihr so Uebles habe begegnen müssen. Sie hat ihn

mit den großen schönen und treuherzigen Augen, die sich mit Wasser füllten, angeschaut und gesagt, solche Bitterkeiten seien mit ihrem Gewerbe leider oft verbunden; sie hoffe aber dessen bald überhoben zu sein, da der Vater das Herumwandern aufgeben wolle. Darauf hat der Orgelsteffen gesagt: Er sei nun fest entschlossen, daß dies ihr letzter Gang gewesen sein solle.

„Das Mädchen schlug die Hände zusammen, und es war leicht zu hören, daß das: Gottlob! was sie ausstieß, aus tiefem Herzensgrunde komme.

„Wie sich das so im Gespräche macht, so kamen sie auf die Musik, und die Wirthin hat Mechthilde gebeten, sie solle etwas singen und spielen, und der Herr Schneider werde es dann auch thun; sie werde ja dann ohnehin ihre liebe Stimme nicht mehr zu hören kriegen.

„Mechthilde war kein zimperlich Dingelchen, das sich lange ziert und bitten läßt; sie holte ihre Harfe und spielte und sang. Da hat der Ludwig sich sagen müssen: er habe nie und nirgends eine solche Stimme gehört. Ordentlich hat er den Athem gehalten und gehorcht.

„Die Wirthin schaute ihn an, als wolle sie sagen: Gelt, so was hast Du noch nicht gehört, und ich hab' doch Recht! Was aber dem Ludwig besonders gefiel, das war, daß das Mädchen nur schöne, ernste Lieder sang und keine Leierstücklein und Schelmenlieder, wie man sie sonst hört. Er hat's auch nicht zurückhalten können, sie von Herzen zu loben, und solches Lob hat dem Mechthildchen die Wangen höher gefärbt, zumal nun Ludwig seine Geige holen mußte und auch spielte wie ein ausgeheckter Meister. Da ist denn die Bahn gebrochen gewesen. Er hat sie mit seiner Geige begleitet, und sie vergaßen ganz die Zeit und die Mitternacht, die gekommen war. Der alte Orgelsteffen, der sanft eingelullt war, mußte sie an's Schlafengehen erinnern.

„Der Abend war von großen Folgen, denn der Ludwig konnte gar nicht einschlafen, weil er immer das schöne züchtige Mädchen vor sich

sah und ihre Stimme hörte. Als ihn die Wirthin Morgens zu Gesichte bekam, rief sie und schlug ein Schnippchen dazu: Wer hat Recht?

„Sie, Sie, ganz und vollkommen! hat ihr der Ludwig geantwortet.

„Gelt, sie ist ein leibhaftiger Engel? fragte sie wieder, und der Ludwig antwortete: Bei meiner Seele, ja! Und die Wirthin lächelte schalkig und sagte: Ich werde das Mädchen schwer vermissen!

„Da fragte Ludwig: Ist sie schon fort? — und der Frage konnte man's anmerken, wie sie gemeint war.

„Nein, sagte die Wirthin; aber wenn Ihr sie heute noch sehen und hören wollt, so —

„Schickt den Hausknecht zu meinen Schülern! rief Ludwig, und laßt sagen, heute gäbe ich keinen Unterricht. Die Wirthin lachte in sich hinein und ging, es zu besorgen.

„Das Wetter war noch immer so rauhlich, daß an ein Fortgehen nicht zu denken war; daher verlebten sie den Tag noch einmal mit einander, und die Wirthin, die sich auf die Augen und Herzen verstand, meinte in ihrem stillen Sinne, zu einer jungen lieben Frau Schneider sei's eben nicht allzu weit. Sie hatte darin auch nicht falsch gerechnet.

„Das Mädchen lag dem Ludwig im Sinne. Niemals hatte eine so auf sein Herz gewirkt, wie das Kind von Els in seiner einfachen, natürlichen Art.

„Als endlich die Scheidestunde kam und das Mädchen mit heißen Thränen von der Wirthin Abschied nahm, sagte sie leise in ihr Ohr: Du siehst ihn wieder; er hat Dich lieb, Du kannst mir's glauben. Da ist sie still an ihre Brust gefallen und hat ihr Gesicht an ihrer Schulter verborgen, und die Frau wußte genug. War auch kein Wunder; denn wenn auch der Ludwig kein Jungbursch mehr war, so hätte ihm denn doch sein Feind zugestehen müssen, daß man nicht leicht einen schöneren, stattlicheren und feineren Mann

sehen mochte, als ihn. Die Wirthin war ihrer Sache gewiß und nahm Abschied auf Wiedersehen. Als der Ludwig ihnen Adieu sagte, flüsterte er dem Mädchen zu: Darf ich einmal nach Els kommen? Sie ist da so roth geworden wie eine Essigrose und hat doch gesagt: sie werde ihn mit Freuden wiedersehen. Auch der ehrliche Orgelsteffen hat ihn ersucht, wenn sich der Weg beträfe, so möge er ihn doch ja besuchen.

„Seit das Mädchen fort war, gefiel's dem Ludwig auch gar nicht mehr in Mainz. Er ist immer in sich gekehrt umhergegangen, und die Wirthin sah es ihm an, daß er über etwas simulire, was er eben noch nicht sagen wolle. Wo es ging, fing sie von dem Mechthildchen zu reden an, und da ist ihm das Herz allemal aufgegangen wie eine Blume, wenn die Sonne darauf scheint. Als ihr Mann heimkam von der Reise und sie ihm die Geschichte erzählte, lachte der und sagte: Zweierlei steht fest: Jedem schlägt einmal das Stündlein, dem früh, jenem spät, und ihr Weiber könnt das Kuppeln nicht lassen!

„Närrchen, sagte darauf die Wirthin, wenn man selbst einen lieben Mann hat, möchte man's einem lieben Mädchen auch so wünschen. Unglückliche Weiber machen nicht gern Freiereien. Der Wirth schlug sie lächelnd auf den Mund und sagte: Dir fehlt's an Gründen niemals! Wollen sehen!

„Wirst's auch sehen, sagte sie. Bis zum Osterfeste haben wir eine schöne Frau Schneider im Haus, und Du magst wohl aufpassen, daß Du ihr nicht zu tief in die Augen siehst!

„Da hatte sie sich aber doch verrechnet, wie ich Euch, lieber Herr, gleich erzählen werde.

„Als die Sonne im Rheinthale den Winterschnee weggeleckt hatte und die Schneeglöckchen und Vorwitzchen, weiß und blau, herausguckten, kam eines Morgens Herr Schneider zu der Wirthin. Er war in Reisekleidern, und seine Violine hing an einem Traggurt im sauberen leichten Kästchen an seiner Seite.

„Wohin? fragte sie.

„Rathen Sie? sagte Ludwig und wurde etwas verlegen.

„Ha! ha! ich weiß es schon, kicherte sie. Nach Els!

„Sie haben's errathen! versicherte er.

„Hab's lange gewußt, daß es so käme, versetzte sie, denn ich habe gar gute Augen, und unsereins weiß, wenn es viertelt, wieviel Uhr es ist. Umsonst geht Ihr nicht! Hab' dem Mechthildchen auf den Puls gefühlt. Da steht's wie bei Euch. Geht in Gottes und aller Heiligen Namen und Schutz! Ihr kommt als Bräutigam wieder!

„Vielleicht gar nicht mehr, sagte Ludwig.

„Das sollte mir leid sein, versetzte die Wirthin, denn wir sind so an Euch gewöhnt, daß Ihr uns überall fehlen würdet.

„Er drückte ihre Hand und die ihres lächelnden Mannes und ging, nachdem sie ihm viele tausend Grüße mitgegeben.

„Nun muß ich Euch aber sagen," fuhr der Spießmann fort, „wie es hier in Els stand. Ich kam damals täglich in des Orgelsteffens Haus und bin von Allem Augenzeuge gewesen. Als der Orgelsteffen und das Mechthildchen zurückkamen, sprach er es fest aus, das sei der letzte Gang in's Land gewesen. Die üble Jahreszeit hatte ihm auch arg mitgespielt, und sein Beinstumpf schmerzte ihn über die Maßen, und das wollte nicht wenden und nicht weichen. Hatt's auch nicht mehr nöthig, denn er hatte vollauf zu leben und sein Schäfchen in's Trockne getrieben. Für sein Kind war gesorgt, wenn er auch sterben sollte. Nur das quälte ihn, daß Mechthilde nicht versorgt sei. Der Herr Schneider lag ihm in der Seele. Mir hat er oft hinterm Ofen, wenn wir allein waren, gesagt: Ja, Kaspar, wenn der meines Kindes Mann wäre, stürbe ich gern, denn es ist ein feiner, braver Mensch und geigte Dir, nein, so was stellst Du Dir nicht vor! Auch dem Schulmeister erzählte er, und diesem wässerte ordentlich der Mund nach der Extravioline, denn er verstand sich auf den Artikel wie ein Metzger auf die fetten Ochsen.

„Mit dem Mechthildchen war's auch nicht mehr wie sonst. So heiter und fröhlich sie sonst gewesen, so still und traurig war sie jetzt. Manchmal saß sie da, als schliefe und träume sie mit offenen Augen, und wenn man sie anredete, fuhr sie zusammen wie bei heftigem Erschrecken. Ich konnte das Wesen gar nicht begreifen. Ja ich fand sie selbst manchmal dasitzen, daß sie lächelte gar holdselig und lieb, und es stand ihr doch Wasser in den Augen. Unsereiner verstand das nicht so. Bei uns ist die Lieb' meist fröhlich, und die sich lieb haben, kriegen sich auch. Darum dachte ich nicht, daß das Liebe sei. War's aber doch. Sie sang und spielte am liebsten traurige Lieder. Sie wurde auch ordentlich bleich in ihrem Leid, und ich war recht besorgt um das liebe Kind.

„Endlich im Frühjahr, ich war damals schon Spießmann, kam Einer von Dietz hier, der hatte ein seltsam Kästlein anhängen, ein schöner Mann, der auch städtisch und recht fein gekleidet war. Fragt mich: Spießmann, wo wohnt der Orgelsteffen? Will's Ihm zeigen! sagte ich, und ging mit ihm.

„Wo kommt Ihr denn her? frag' ich so mir nichts, dir nichts; hätt' aber doch gern gewußt, wer's sei und was er im Schilde führe.

„Von Mainz! sagte er kurz.

„Da geht mir ein Licht auf! — So seid Ihr gewiß der Herr Schneider aus der Augustinergasse, der so schön geigen kann? ruf' ich aus.

„Er blickt mich verwundert an. Woher wißt Ihr denn von dem? fragt er.

„Ei, sag' ich, mein guter Freund, der Orgelsteffen, hat mir gar viel Rühmens und Preisens von Euch dahergemacht. Wenn Ihr der seid, so kommt Ihr recht willkommen.

„Sind sie noch gesund? fragt er weiter.

„So so, la la, sag' ich. Der Alte krekst an seinem Beinstumpfe

seit Herbst, und das herzliebe Mechthildchen ist auch so absonderlich, es lacht und greint in einem Athem, wie das Wetter im April.

„Da hat er gelächelt und hat stillgeschwiegen, und ist fürbaß geschritten. Als wir uns dem Hause näherten, höre ich plötzlich einen Schrei der Freude und sehe Mechthildchen herauseilen. Als sie vor ihm stand, war sie plötzlich ganz verblüfft, erröthete und erbleichte, und schlug die Augen nieder, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Da hab' ich Kehrt gemacht, weil ich dachte: du gehörst hierher nicht! Allein das weiß ich, daß große Freude im Hause war, daß der Orgelsteffen vor Freude den ganzen Tag lachte und Mechthilde hüpfte und sprang. Wie der Blitz war auch der Schulmeister da, und nun ging's an's Musikmachen. Da hättet Ihr aber einmal unseren braven Schulmeister sehen sollen. Der zappelte an Leib und Seele vor Lust, als der Meister seine Schülerin lobte und auch sein Spiel mit vollen Ehren anerkannte.

„Das Ding muß sich schnell gemacht haben, denn Ludwig blieb in Els, und schon nach acht Tagen verkündigte der Pfarrer das Paar von der Kanzel, und die Hochzeit folgte in der Ordnung nach. Daß sie sehr glücklich waren, brauchte Niemand zu sagen; man sah's mit eigenen Augen.

„Auch darauf kam die Rede, daß sie nach Mainz ziehen wollten; aber der Orgelsteffen sagte: Ach, bleibet hier, daß ich doch einst neben meinem guten Weibe ruhen kann. Schon seit ihrem Tode kriegt jährlich der Todtengräber ein Trinkgeld von mir, daß er das Plätzchen neben ihr frei läßt für mich. Bin ich todt, dann steht Euch die Welt offen, wenn es Euch hier, wo ich so glücklich war, nicht mehr gefällt.

„Da war denn nun weiter keine Rede mehr vom Weggehen, und es kostete Ludwig keine Ueberwindung. Sie hatten zu leben, und eine Reise, die er mit Mechthilde im Sommer machte, brachte erstaunlich viel Geld ein.

„Doch, lieber Herr, sagte der Spießmann traurig, es soll auf Erden kein Glück vollkommen sein.

„Mechthilde gebar im zweiten Jahre ihrem Gatten eine Tochter und — starb.

„Von dem Leid im Dorfe könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen. Mechthilde war Allen lieb gewesen, denn sie war Allen ein Engel gewesen in Leidenstagen. Von dem Leide Ludwigs, ihres Vaters, des Schulmeisters — nein, davon kann ich nicht reden. Seht, es sind nun viele Jahre hin, und doch kann ich alter Mann der Thräne nicht wehren." Der Spießmann trocknete sich die Augen. — „Nur das Kind, das ihnen blieb, das ihr Ebenbild war, hielt sie oben. Doch nagte der Wurm so lange an des Orgelspielers Seele, bis er die feinsten Fäden zernagt, — er starb.

„Jetzt, hätte man denken sollen, würde Ludwig von dannen ziehen; aber gerade umgekehrt! Er sagte: Hier ist mir jeder Raum geheiligt. Hier bleib' ich. Und er blieb.

„Der alte Schulmeister, den seines Lieblings Tod selbst bis zum Tode betrübte, war Ludwigs stete Gesellschaft.

„Sie trauerten mit einander, sie sprachen mit einander von ihr, und darin fanden sie ihren gemeinsamen Trost. Man sah sie mit einander ausgehen, und sobald die Schule aus war, kam der alte Mann in Ludwigs Haus und blieb bis zum späten Abend. Ludwig war nur mehr der halbe Mann. Erst als sein Kind heranwuchs, wurde er dem Leben wieder zugewendet. Man sah ihn wieder einmal lächeln. Von nun an lebte er ganz seiner kleinen Mechthilde, denn so hatte er sie in der Taufe nennen lassen. Und es war, als wolle der liebe Gott ihn recht trösten, das Kind wurde alle Tage ihr Ebenbild mehr.

„Frühzeitig entwickelte das Kind reiche Gaben und besonders eine große Anlage und Liebe für die Musik. Der Schulmeister sagte: Pflegt diese Gottesgabe, es ist eine so seltene und schöne!

„Das that Ludwig. Zwar brach ihm schier das Herz dabei,

aber am Ende lindert denn doch die Zeit jedes Weh, und der Mensch findet sich darein. So fand sich auch Ludwig in sein Loos und lebte für sein Kind.

„Ich denke," fuhr der Spießmann fort, „ich kann über eine Reihe von Jahren hinweggehen, in denen die junge Mechthilde zur Jungfrau heranreifte; aber das muß ich Euch sagen, sie war noch schöner als ihre Mutter, und ihr Gesang, das sagte der Schulmeister, der's verstand, und der in das Mädchen wie in einen Spiegel sah, ihr Gesang war noch seelenvoller und kunstgerechter, weil Ludwig selbst ihr den Unterricht gegeben und ihre Ausbildung geleitet.

„Eines Tages sagte der Schulmeister: Hört 'mal, Herr Schneider, es wäre eine Sünde, wolltet Ihr den Schatz, den Euch Gott gab, der Welt verstecken und vorenthalten. In eine Stadt, auf ein Theater wollt Ihr Euer Kind nicht bringen, darin habt Ihr Recht; aber bedenkt einmal: wir sind Alle Menschen. Habt Ihr Vermögen genug, daß Mechthilde leben kann, wenn Ihr sterben solltet? Ich habe zwar in Euren Beutel nicht geguckt und will's auch nicht; aber es will doch ein Vater sein Kind sicher stellen, wenn er's kann. Darum rath' ich, macht Kunstreisen und gebt Concerte. Ihr seid ein Meister und Mechthilde ist eine Meisterin auf der Harfe und im Gesang. Es wird Gold in Euren Schooß regnen, und Ihr könnt einmal ruhig Euer Haupt auf die Hobelspäne des Sarges legen, wenn Ihr wißt: mein Kind steht sicher in der Welt vor Sorgen und Mangel. Das sagt Euch Euer bester Freund, und der bin ich, das weiß Gott!

„Dies Wort des wackeren Mannes schlug durch. Schon im nächsten Frühling reisten sie weg, und bald sagte der Schulmeister: Da haben wir's, wie ich es sagte; die Zeitungen sind voll Ruhmes des Künstlerpaares Schneider, Vater und Tochter. Während unsere Elser Schnurranten überall auf Jahrmärkten und Kirchweihen umhergeigten, unsere Orgelmänner durch's Land wanderten, gaben

die Zwei ihre Concerte nur in den großen Städten, und das Geld floß ihnen zu, und der Ruhm knüpfte sich an ihren Namen.

„So geschah es denn auch einmal, daß Vater und Kind im Sommer in die schöne Stadt Heidelberg kamen. Bin auch da gewesen, und Euch, lieber Herr! wird sie wohl auch bekannt sein. Der glänzende Ruf ihrer Kunst war ihnen vorausgegangen, und von allen Seiten forderte man sie auf, ein Concert im Schloßgarten zu geben.

„Ludwig ging darauf ein, und ganz Heidelberg war von dem Gedanken erfreut. Am Tage des Concertes strömte Alles, was Leben und Beine hatte, hinauf in die alten Mauern des Schlosses, wo alle Räume so lieblich benutzt sind zum schönsten Garten.

„Ludwig und Mechthilde hatten ihr Plätzchen in dem Gebüsche der großen Terrasse gewählt. Die Menschenmenge wogte umher.

„Plötzlich ertönte das Spiel. Der Vater geigte, und zart begleitete die Harfe; dann nahm die Harfe den Vorrang, und die Geige begleitete.

„Nun sang Mechthilde, und ihr Vater begleitete den Gesang.

„Herr," sagte der Spießmann, „ich hab's hundertmal gehört, aber ich sag' Euch, man ist im Himmel gewesen. So müssen die Engel im Himmel singen! Hatten nun die Leute vorher schon wie rasend geklatscht und Bravo gerufen, — jetzt, als sie geendet, nahm der Jubel und Sturm des Beifalls kein Ende.

„Nicht weit von der Stelle, wo Ludwig und Mechthilde saßen, stand ein Trupp Studenten.

„Einer rief: Die Künstler haben hier kein Eintrittsgeld erheben können, ich denke, wir erheben's für sie.

„So ist's recht, rief ein Anderer, und bald gingen die Beiden umher und sammelten, bis ihre Mützen schier überflossen.

„Wir wollen einmal ausleeren, sagte der Erste und trat in das Gebüsch. Er stand vor Ludwig und Mechthilde; aber er stand da, als ob ihn der Donner gerührt, der Blitz getroffen hätte. Er

war keines Wortes mächtig, aber sein Blick flog von dem Mädchen auf den Vater, von dem Vater auf Mechthilde. Was aber das Auffallendste war, auch Ludwig war so betroffen vom Anblicke des Studenten, und Mechthilde sah lachend von ihm auf den Vater und vom Vater auf ihn.

„Endlich bat in verworrenen Ausdrücken der Jüngling, ihm doch das Geld abzunehmen. Das geschah auch und ebenso seinem Genossen. Sie eilten hinweg und sammelten weiter und brachten auch das. Jetzt war der Jüngling schon muthiger, trat aber doch bescheiden zurück, als Mechthilde ihre Harfe stimmte.

„Noch einmal sang sie zur größten Freude der Zuhörer, dann eilten sie hinweg, so schnell sie konnten und so unbemerkt als möglich.

„Welche Aehnlichkeit mit Dir, sagte Mechthilde zu ihrem Vater, als sie im Gasthofe waren.

„Es ist ein seltsamer Zufall, versetzte Ludwig kurz, ging aber hinaus und bestellte einen Wagen, und schon nach einer halben Stunde rollten sie zum Thore hinaus gen Mannheim.

„Der Vater war ungemein still heute und Mechthilde auch, denn vor ihrer Seele stand das Bild des schönen jungen Mannes.

„In Mannheim gaben sie ein Concert im Theater. Kaum traten sie auf, als Ludwigs und Mechthilde's Auge dem glänzenden Auge des schönen Studenten begegneten, der gerade vor ihnen saß.

„Mechthilde erröthete bei seinem Anblick, und Ludwig faltete seine Stirn. Wieder ernteten sie den reichsten Beifall, allein wieder eilte der Vater nach dem Concerte von Mannheim weg, geradezu nach Els.

„Er wollte sein Kind der Liebe entziehen. Lieber Gott," sagte der Spießmann, „das ist ein eitel Bemühen. Im Liede heißt's nur zu wahr:

Ueber Berge und Seen,
Ueber Flüss' ohne Steg,
Findet heiße Liebe
Von selber den Weg!

„So viel ist gewiß, das Mädchen hatte in die feurigen schwarzen Augen des jungen Studenten viel zu tief hineingeschaut, als daß sie sie hätte vergessen können. Die Liebe saß im Herzen. Treib' sie da Einer heraus. Das bringt niemals Einer fertig, und wenn er der Mächtigste wäre.

„Was aber die Aehnlichkeit betraf, die Mechthilde zwischen ihrem Vater und dem Studenten gefunden, die auch den Vater betroffen gemacht, so hatte es damit seine volle Richtigkeit, und lag der Schlüssel zu diesem Räthsel darin, daß der Student seines Bruders Sohn war. Das lag eben so: Der junge Walsdorf studirte in Heidelberg. Schon als Kind hatte er viel Aehnlichkeit mit seinem Oheim Ludwig, und die prägte sich mit den Jahren immer deutlicher aus.

„Im Saale daheim hing ein Bild seines Oheims Ludwig. Daran war er mit aller Macht erinnert worden, als der berühmte Geiger Schneider vor ihm stand; allein mehr als diese Aehnlichkeit ergriff sein Herz die wunderbare Schönheit der Sängerin.

„Ganz trunken kam er zu Hause an. Schnell erkundigte er sich, wo sie wohnten; als er aber in den Gasthof trat, sich nach ihnen zu erkundigen, waren sie weg. Er eilte ihnen nach Mannheim nach. Dort hatte er das Glück, sie noch einmal zu sehen, zu hören — aber dann war's alle. Jedermann hoffte auf ein zweites Concert, allein ebenso sehr wurde alle Welt durch die schnelle Abreise der Künstler betroffen. Der junge Walsdorf trug indessen das Bild Mechthildchens im Herzen heim. Er war ein geschickter Maler und hatte es in dieser Kunst sehr weit gebracht. Kaum heimgekehrt nach Heidelberg, schloß er sich ein, ließ keinen Menschen zu sich und malte Mechthildchens Bild, wie er es geschaut. Als er damit fertig war, zeigte er es dem Freunde, der mit ihm das Geld gesammelt. Der rief voll Erstaunen: Das ist ja die schöne Harfnerin mit Leib und Seele!

„Der besonnene Freund, der Walsdorf's Wesen kannte, sagte

zu ihm: Am Ende verliebst Du Dich in das Bild einer wandernden Harfnerin? Weißt Du nicht, daß diese wandernden Künstlerinnen in der Regel nicht viel werth sind? Laß die Possen!

„Walsdorf rief: Sieh 'mal dies Gesicht und Auge! Erinnere Dich des Mädchens, und dann rede, ob Du das von der auch sagen möchtest. Laß mir meinen Glauben, daß sie arm und makellos ist. Du nimmst mir ihn doch nicht, so wenig Du im Stande bist, sie meiner Liebe zu rauben.

„Und die ist in alle Welt! rief der Freund lachend. Wo willst Du sie finden?

„Das weiß ich nicht! rief Walsdorf.

„Darum ist's eben eine Tollheit! sagte der Freund.

„Mit dem Räsonniren wurd's eben nicht anders. Der junge Mensch behielt sein Bild auf der Leinwand und im Herzen, und er forschte nach Mechthilden und hörte, sie sei aus Els.

„Im Herbste kehrte er heim.

„Droben am Maine, wo die Spiegelscheiben des Landhauses des Herrn Barons von Walsdorf in's Mainthal schimmerten, war's in der letzten Zeit gar öd' und still gewesen, denn der alternde Mann wanderte allein in den weiten schönen Räumen umher und trug sein Leid für sich. Zwar galt dies Leid nicht seiner Frau, denn die verdiente es nicht, sondern seinem Bruder, den die Revolution in Paris verschlungen hatte. Je älter er wurde, desto tiefer fühlte er, daß er diesen Bruder anders hätte behandeln sollen. Er sah halt jetzt Alles mit anderen Augen an, und das lag oft schwer auf seinem Herzen. Stundenlang stand er vor dem Bilde des Bruders, und es war ihm, als müsse er ihn im Bild um Vergebung bitten und sich mit ihm aussöhnen.

„Endlich kam der Sohn, und der Vater fühlte, welch' ein Glück es sei, einen tüchtigen, wackeren Sohn zu haben.

„Einmal kommt der Alte in den Saal, wo die Bilder hängen, und Ludwig steht vor des Oheims Bild in tiefem Sinnen. Vater,

sagt er da zu dem Alten, ich muß Dir eine Geschichte erzählen, die mich oft vor dies Bild meines Oheims führt. Bist Du gewiß, daß er todt ist?

„Der Alte sah seinen Sohn an und sagte innerlich bewegt: Wie kommst Du zu der Frage? Leider ist es eine mir bittere Gewißheit. Genauer, als ich nach ihm in Paris geforscht habe, ist's nicht möglich. Obgleich keine volle Gewißheit zu erlangen ist, so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß er dort umgekommen ist.

„Hör' 'mal, sagte der Sohn, könnte er nicht noch leben?

„Mein Gott! ruft der Vater aus, wie redest Du? Glaubst Du es denn?

„Noch eins, Vater, fährt der Sohn fort, glaubst Du, daß er, wenn er arm geworden, zu Dir gekommen wäre?

„Nein, Kind, nein, sagt der Vater; dazu war sein Stolz, seine Selbstständigkeit zu unbeugsam gewesen!

„Sagtest Du mir nicht, er sei ein seltener Geiger gewesen?

„Gewiß, Kind, versetzte der Vater. Nur wenige Künstler kamen ihm gleich. Aber was soll Dein Fragen?

„Nur noch eine, ruft der Jüngling; sagtest Du nicht, er habe eine Cremoneser Geige von dem alten Meister Amati, die einen Klang von wunderbarer Reinheit habe?

„Auch das ist so, wie ich es Dir oft erzählt. Ihr Ton ist wahrhaft himmlisch, und unter seinem Bogen ist sie doppelt herrlich. Nun aber rede, warum fragst Du so?

„Der Sohn setzt sich nun zum Vater und erzählt ihm das, was er in Heidelberg erlebt. Er verhehlt ihm nicht, wie das Bild des Mädchens in seiner Seele lebe; ja er ist ganz offen und zeigt dem Vater sein Bild von Mechthilde.

„Der Vater betrachtet's mit Wohlgefallen und zugleich mit dem Blick eines Mannes, der ein Urtheil hat über die Art und Weise des Malens. Dann sagt er: Es ist seltsam, aber Aehnlichkeiten sind so häufig in der Welt. Obgleich der Klang der

Geige und das Spiel des Mannes ausgezeichnet sein mag, so ist's am Ende doch nur, was tausendmal sich in der Welt wiederholt, ein Zufall.

„Ich glaube nicht, daß es einen Zufall gibt, sagt darauf der Sohn. Der Geistliche, der mich confirmirte, lehrte mich an eine Leitung Gottes glauben.

„Zugegeben, sagt der Vater, aber wie soll Dein Oheim ein Schnurrant werden?

„Schnurrant? ruft der Sohn aus. Wenn der Geiger ein Schnurrant ist, so gibt's keinen Meister mehr! Wär' es nicht möglich?

„Ich sage nein, mein Kind, darum, weil ich seine Spur bis in das Gefängniß, und das galt damals so viel als bis auf das Blutgerüst, verfolgt habe. Da geht die Spur aus, sagte der Vater und seufzte tief. — Hast Du denn nicht erforscht, woher Dein Geiger war? fragte er darauf.

„Gewiß, erwiederte der Sohn. Er ist aus einem nassau'schen Dorfe, wo viele Orgelmänner zu Hause sind, aus Elz bei Dietz.

„Siehst Du, rief der Vater aus, ich habe doch Recht. Nein, Ludwig, so tief konnte sich die edle Natur Deines Oheims nicht erniedrigen. Das glaube mir. Du kanntest ihn nicht. Er war ein seltener hochherziger Mensch.

„Vater, entgegnete der Sohn, der Mann hatte etwas Edles in seinem Wesen. Denke nicht an herumziehendes Gesindel.

„Die schöne Tochter bestach Dein Auge, versetzte der Vater. Schlag' Dir die Geschichte aus dem Kopf, und vor Allem laß das Bild des Mädchens aus Deinem Herzen. Bedenke, ein Harfenmädchen und Du.

„Damit ließ ihn der Vater allein, und der Sohn hat noch lange die beiden Bilder betrachtet. Was aber der Vater warnend gesagt, kam zu spät. Das Bild stak im Herzen. Indessen waren des Sohnes Worte denn doch nicht so ganz leer geblieben. Der

alte Baron sann viel nach. Er schrieb an einen bekannten Mann in Dietz, um sich nach dem Musikus Schneider zu erkundigen, und der Brief berichtete, daß Schneider von aller Welt gesondert lebe, ein Ehrenmann sei und seine Tochter eines fleckenlosen Rufes genieße. Ob Schneider jemals in Frankreich gewesen, ob er eine höhere Einsicht habe, als andere Leute seines Gewerbes, das wisse er nicht, schrieb der Mann, weil er ihn seines Wissens nie gesehen; doch spreche der Arzt, der seine Frau behandelt, mit hoher Achtung von ihm und meine, es stecke mehr hinter ihm, als er Wort haben wolle; ferner, schrieb er, habe der Mann früher in Mainz als Musiklehrer gelebt.

„Das warf denn doch Feuer in's Stroh bei dem Baron. Seinem Sohne sagte er nichts; aber er reiste mitten im Winter nach Mainz und blieb acht Tage dort. Der Sohn war unwohl; das sicherte den Vater vor einem Gange, den der Sohn nach Els hätte machen können.

„In Mainz fand er bald den Arzt heraus, der Ludwig dort behandelt und später mit ihm in Verbindung gestanden. Er fand die Wirthsleute, wo Ludwig gewohnt.

„Der Arzt rühmte Ludwigs Bildung, seine musikalischen Talente. Er sagte ihm, daß er eine treffliche Amati-Geige habe, und daß er ihm gesagt, es sei diese Geige das Letzte, was er gerettet. Auch wußte der Arzt, daß er in Paris und dort im Gefängnisse gewesen, aber fast durch ein Wunder dem Tod entgangen sei. Im Wirthshaus erfuhr er nur Gutes von ihm. Die Wirthin pries seiner nachmaligen Gattin Schönheit, Kunst und Sittsamkeit, und erzählte ihm haarklein, wie es mit der Heirath gegangen sei.

„Mit jedem Augenblicke machten diese Umstände den Baron wankender in seinen dem Sohne geäußerten Zweifeln. Seine Unruhe wuchs. Für's Erste wollte er zu seinem Sohne zurückkehren und, sobald das Wetter es erlaube, nach Els gehen, sich Gewißheit zu verschaffen.

„Der Januar und Februar selbigen Jahres," fuhr der Spießmann zu erzählen fort, „waren erschrecklich hart; doch mit dem März kam der Frühling mit aller Macht und Schönheit.

„Gerade um diese Zeit erhielt der junge Walsdorf einen Brief von dem treuen Freunde, der damals mit ihm das Geld bei dem Concert auf dem Heidelberger Schlosse gesammelt. Er war in Frankfurt und hielt sich etwa acht Tage dort auf. Ludwig eilte dorthin, und schon an demselben Morgen bestieg der alte Baron ein Pferd und ritt nach Els.

„Was ich Euch bisher von dem alten Baron und seinem Sohn erzählt, hab' ich aus guter Quelle," sagte der Spießmann; „was aber nun folgt, kann ich Euch, lieber Herr, wieder als das erzählen, was ich erlebt habe.

„Es war ein gar schöner Frühlingstag, an dem die Sonne mild und freundlich schien, als ich auf dem Bauholz unter der Linde saß und mich sonnte. Am Morgen hatte ich Ludwig oder Herrn Schneider, wenn Ihr wollt, auf dem Wege nach Dietz begleitet, wohin ihn ein Geschäft führte. Ich konnte durch die hellen Fenster Mechthildchen sehen, wie sie dasaß und las, denn der Vater hatte erstaunlich viele schöne Bücher gekauft. Jeden Abend lasen sie vor, und Mechthildchen las selber sehr gern.

„Da kam ein Herr vom Wirthshause her, der mir ein Forstbeamter zu sein schien. Ich kannte ihn nicht. Er grüßte mich höflich und fragte, wo Herr Schneider wohne. Ich zeigte ihm das Haus. Er sah jetzt das Mädchen und blieb, wie wenn sein Fuß angefesselt wäre, stehen und sah auf sie.

„Ist das vielleicht seine Tochter? fragte er endlich, und als ich die Frage bejaht, ging er langsam auf das Haus zu.

„Mechthildchen war so sehr in ihr Buch vertieft, daß sie nicht wahrnahm, daß der Fremde in das Haus trat. Erst als er anklopfte, legte sie das Buch weg und ging dem Fremden entgegen, den sie anmuthig grüßte. Ich konnte deutlich sehen und hören, was vor-

ging, denn ich stand ganz nahe am Fenster. Der Fremde, als er das wohlgetroffene Bild des Herrn Schneider an der Wand hängen sah, wurde kreidebleich und mußte sich an einem Stuhle halten. Er konnte kein Wort hervorbringen, und das Mädchen stand in großer Verlegenheit vor ihm.

„Ist Ihnen unwohl? fragte sie endlich mit Sorge und sehr liebreich. Bitte, lassen Sie sich im Sessel des Vaters nieder, sagte sie, ihn bei der Hand zu dem Sessel leitend, in den er mehr sank, als er sich setzte. Sie sagte noch einige Worte der Entschuldigung und eilte dann hinaus, kam aber augenblicklich mit einer Flasche Wein und einem Glase zurück. Sie nöthigte ihn, einige Tropfen zu trinken, und das wirkte, denn Ludwig hatte immer guten Wein im Hause.

„Endlich war er wieder so weit bei Kräften, daß er ihr sagen konnte, er habe ihren Vater sprechen wollen und sei von dem Ritte, den er gemacht, so sehr angegriffen.

„Sie sagte ihm, der Vater werde bald zurückkehren. Er möge es sich bis dahin bei ihr gefallen lassen.

„Das nahm er gern an, aber ihre Frage, ob sie ihn mit Speisen erquicken könne, verneinte er. Darauf hat er sich allmälig gesammelt und mit dem lieben Kind in ein vertrauliches Gespräch eingelassen. Da ist ihr denn das liebe Schnattermäulchen, das gar so herzig plaudern konnte, recht aufgegangen, und ich dachte, wenn auch der Vater noch lange ausbleibt, Langeweile haben die Zwei nicht. Ich konnt's an dem Tone des Herrn hören, wie er Wohlgefallen an ihr fand. Endlich sagte er, da die Harfe in der Ecke stand: Sind Sie musikalisch? Die Harfe ist ein in unseren Tagen selten gewordenes, aber stets mein Lieblingsinstrument. Dürft' ich Sie bitten, etwas zu spielen und vielleicht auch zu singen?

„Sehr gern, sagte Mechthildchen und eilte zu ihrer Harfe. Erst spielte sie, daß einem das Herz im Leibe lachte; dann sang

sie eins ihrer schönsten Lieder. Herr, ich hab' sie oft singen gehört, aber so mein Lebtag nicht! Das Wasser ist mir in die Augen gekommen, während ich auf der Bank vor dem Hause saß, und das Herz in mir hat gepocht, als wollt's heraus. Wie mochte es wohl dem Herrn drinnen gewesen sein? Das konnt' ich aber auch hören, daß er, als sie geendet, ausrief: Herrlich, herrlich! und zu ihr trat und sie in tiefer Bewegung auf die Stirn küßte.

„Das Mädchen war ordentlich bleich geworden, so hatte das auf sie gewirkt. Da rief sie plötzlich: Der Vater! Ich blickte auf und sah Herrn Schneider festen Schrittes daher kommen.

„Mechthilde eilte ihm entgegen.

„Vater, sagte sie, es ist ein Herr da, der Dich erwartet.

„Wer ist es denn? fragte er gleichgültig.

„Ich kenne ihn nicht, sagte sie, aber es ist seltsam, der Mann ist so bewegt, so innerlich erschüttert. Dann und wann hat er Thränen in den Augen — ich weiß gar nicht, was ich davon halten soll. Jedenfalls muß er Dir sehr nahe stehen, denn er schlägt keinen Blick von Deinem Bilde.

„Gott im Himmel, rief Ludwig aus, wenn's mein treuer Freund aus Paris wäre, mein treuer Merk! Er war mit zwei Sprüngen im Zimmer — aber — wie eingewurzelt stand er und starrte den Bruder an, den er sogleich erkannte. Das dauerte aber nur etwa eine Minute, dann riefen Beide zugleich: Bruder! mein Bruder! und sanken sich weinend in die Arme.

„Mechthilde stand neben den Männern, und es jagte eine Thräne die andere, als sie sah, wie sich die Männer stumm umarmten, und wie nun auch aus ihren Augen Thränen perlten. Daß ihr Vater noch einen Bruder habe, das wußte sie nicht. Nie hatte er davon geredet.

„Endlich ließen sie sich los und sahen einander in die Augen, als wollten sie sich auch recht vergewissern, ob sie's seien.

„So nahe dem Grabe, finde ich Dich endlich, den ich mit Schmerzen gesucht und unter den Todten in Paris glauben mußte! sagte Carl.

„So ist's auch, Bruder, sagte Ludwig darauf; ich war todt, aber ich lebte wieder auf, als ich dieses Haus betrat. Meine Vergangenheit, Alles, Alles hab' ich damals in's Grab gelegt, um neu aufzuleben, und ich habe gelebt an der Seite eines Engels, der mich nur zu schnell verließ.

„So sei's, sagte Carl; laß die Vergangenheit für uns Beide todt sein, ich habe auch eine begraben; aber laß uns nun neu leben, ungetrennt, in Liebe, bis man uns in's Grab legt, und unsere guten Eltern werden sich droben im Licht ihrer Kinder freuen, die, wenn auch spät, erkannten, daß das Leben ohne Liebe eine Hölle, und daß Alles, was die Herzen trennt, Thorheit ist. Willst Du so, Bruder?

„Ja, so wahr mir Gott helfe! rief Ludwig, dem die Worte des Bruders in ihrem ganzen Sinne zu Herzen gingen. Und wieder lagen sie lange und still weinend einander an der Brust.

„In ihren Herzen war ausgetilgt die alte Abneigung. Dieser Augenblick hatte jede Kluft ausgefüllt.

„Jetzt erst sah Ludwig seine Mechthilde dastehen.

„Kind, sagte er, ihre Hand ergreifend, nie hab' ich Dir gesagt, daß ich noch einen Bruder habe. Ach, uns hatte die Tollheit und Thorheit der Jugend entzweit, und als mich das Elend nackt und bloß auf den Strand warf, da übermannte mich ein arger Hochmuth, der dem Bruder nichts verdanken wollte. Er ist besser, als ich. Er hat mich gesucht, bis er mich fand. Sieh' hier Deinen Oheim.

„Mechthilde beugte sich auf seine Hand, sie zu küssen; aber Carl umarmte sie. Ich habe Dir schon meinen Segenskuß auf die Stirn gedrückt, Du meines Bruders theures Kind; aber Du ahntest nicht, wer es that. Nimm jetzt den zweiten! Er küßte sie auf die

Stirn und sagte tief ergriffen: Segne Dich Gott! Da kniete das Mädchen nieder, und die beiden Männer legten betend und segnend ihre Hände auf des Kindes Haupt.

„Herr, da hat's mir das Herz gepackt," rief der Spießmann aus und wischte sich die Augen, „daß ich laut habe weinen müssen. Bei meiner Seele, so etwas hab' ich nie erlebt; werd's aber auch nie vergessen! Jetzt ging's denn an ein Erzählen, und ich denke mir, sie haben sich das mitgetheilt, was sie, süß und bitter, durchzumachen hatten.

„Der Baron blieb vier volle Tage, und als er schied, sagte er: Bruder, das waren die glücklichsten Tage meines Lebens! Ich denke, sie sollen bald wiederkehren. Begleite mich noch ein Paar Stunden! das sagte er mit Nachdruck.

„Als sie allein waren, das erzählte mir Ludwig später, da fing der Baron von seinem Sohn an und erzählte haarklein Alles, wie es sich gemacht, bis zu dem Bilde, dessen erstaunliche Aehnlichkeit er nun selbst gefunden hatte.

„Deine Mechthilde lebt unaussprechlich in seiner Seele, sagte er. Bruder, wenn unserer Kinder Glück das unsere unerschütterlich gründete? Bruder, sprich!

„Kannst Du über Mechthildens Herkunft wegsehen? fragte zögernd Ludwig, denn die Frage wollte eben nicht recht heraus aus der Brust.

„Carl sagte, hast Du vergessen, was ich Dir aus des Herzens Grunde kommend gesagt? Ich habe die Thorheit in's Grab gelegt. Ach, sie hat mich um mein Lebensglück betrogen; sollt' ich sie noch festhalten?

„Wenn das ist, sagte Ludwig, so laß mich Dir sagen, daß Mechthilde ihn liebt; daß eben ihr tiefes, trübes Sinnen und ihre heimlichen Thränen, die mich so unglücklich gemacht, darin ihren Grund haben, daß sie keine Hoffnung mehr hatte, ihn je wiederzusehen.

„Da wurden sie denn schnell eins, und beim Scheiden war die Verbindung ihrer Kinder beschlossen; allein sie gelobten sich Schweigen für's Erste.

„Wenige Tage nach des Barons Carl Heimkehr kam auch sein Sohn von Frankfurt zurück. Er ahnte nicht des Vaters Reise, und den Dienern war Schweigen befohlen.

„Höre, sagte der Baron eines Tages zu seinem Sohn, ich werde nachgerade alt und habe nur noch einen Wunsch. Ein Amt brauchst Du nicht anzunehmen, und wirst es auch nicht wollen, da Du ohne Bürde leben kannst und in der Verwaltung der Güter eine hinlängliche Beschäftigung findest. Dich glücklich verheirathet zu sehen, wäre mein innigster Wunsch.

„Der Sohn sah ihn fest und ernst an.

„Vater, wenn Du mir nicht gestattest, das Mädchen meiner Wahl und Liebe heimzuführen, so geb' ich den Wunsch auf.

„Und wer ist das, mein Sohn? fragte der Alte.

„Du hast ihr Bild gesehen, erwiederte der Sohn.

„Mein Gott! rief der Vater aus, willst Du unser Wappen mit Schimpf beladen?

„Soll ich mein Lebensglück einem Adelstolz opfern, so möchte ich es lieber machen wie mein Oheim Ludwig und den ganzen Plunder hinter mich werfen!

„Ludwig! rief der Vater, das sagst Du mir?

„Du hast mich gelehrt, Heucheln und Lügen sei beides entehrend, sagte der Sohn. Ich habe Dir mein Herz eröffnet.

„Nimmermehr! rief der Vater.

„So mag man mich als den Letzten des Stammes in's Grab legen! sagte der Sohn und ging hinaus in den Garten.

„Der Vater fand ihn in tiefem, traurigem Sinnen.

„Ludwig, sagte er, begreifst Du nicht, daß Du einem thörichten Traumbilde nachhängst? Wirst Du das Mädchen wiederfinden?

„Sie lebt still in Els, ich weiß es, sagte Ludwig.

„Weißt Du aber auch, daß Du Dich nicht täuschest? Wer sagte Dir, daß sie nicht vom Schlage der gewöhnlichen Harfenmädchen ist?

„Vater! rief Ludwig, und er war wie mit Blut übergossen, sage Alles, Alles, was Du willst, aber wirf keinen Verdacht auf dies Mädchen! Hättest Du ihr in das reine Antlitz geschaut, in das Auge — Du würdest roth werden, ehe Du das Wort über die Lippen ließest. Nein, sage mir das Härteste; mißhandle mich, ich will's still dulden, aber entweihe nicht mit niedrigem Verdachte dieses Mädchen.

„Schwärmerei und Vorurtheil! sagte der Baron und ließ ihn allein.

„Am anderen Tage hob er wieder an: Woher weißt Du denn, daß sie in der Stille in Els lebt?

„Ich weiß es, Vater, sagte er, frage mich nicht weiter. Wozu mich martern? Gibst Du Deine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr nicht, so laß auch kein Wort mehr über sie zwischen uns laut werden.

„Es ist seltsam, sagte der Vater. Du sprichst, als wüßtest Du, daß das Mädchen Dich liebe, als ob sie frei und ungebunden sei?

„Daß sie mich liebt, ja, Vater, das weiß ich! rief der Sohn. Ihr Blick, ihr ganzes Gehaben hat mir das gesagt.

„Es ist eine kühne Behauptung, entgegnete der Alte.

„Du sollst Gewißheit haben, rief Ludwig. Gib mir Deine Einwilligung, und Alles soll klar werden.

„Ich selbst will sie kennen lernen, sagte der Baron. Laß mir Zeit dazu.

„Da fiel ihm stürmisch der Sohn um den Hals, und fast wäre dem Alten das Herz auf die Zunge gerathen, aber er hielt sich ritterlich.

„Versprich mir, sagte der Alte, daß Du keinen Schritt der Annäherung thun willst, und ich will selbst prüfen.

„Das gelobte der glückliche Jüngling; aber er fragte mit bebender Stimme: Vater, wirst Du bald hinreisen?

„Ich erwarte einen alten Freund mit seiner einzigen Tochter in diesen Tagen. Wenn sie fort sind, verspreche ich Dir hinzureisen. Dabei lassen wir es!

„Die Worte: „mit seiner einzigen Tochter" fielen dem jungen Walsdorf schwer auf's Herz. Das ist ein Versuch, sagte er zu sich, mich abzulenken. Die Absicht lag zu klar am Tag, als daß er sie nicht hätte erkennen sollen. Und gerade das wirkte so unangenehm auf ihn, daß er auf einen Plan sann, in diesen Tagen zu verreisen. Er fand einen Vorwand und reiste ab.

„Der Vater durchschaute ihn, und seine Entfernung war ihm eben Wasser auf seine Mühle.

„Kaum war Ludwig auf acht Tage verreist, als der Baron den Wagen bestieg und nach Els fuhr.

„Dort hatte der Bruder das Mädchenherz auch auf die Probe gestellt, und auch er war lebhaft überzeugt, daß Mechthilde seinen Neffen liebe und jeder anderen Verbindung fest entsagen werde.

„Das war eine Freude, als Bruder Carl wiederkam! Die Alten tuschelten heimlich gar viel mit einander; aber Mechthilde hatte gar keinen Gedanken daran, daß dieses geheime Tuscheln ihr und ihrem Glücke gelten könne.

„Schon am anderen Morgen sagte der Vater zu Mechthilde: Kind, mein Bruder muß in diesen Tagen wieder heimkehren; wie wär's, wenn wir ihn begleiteten? Du sollst ja doch wohl auch wünschen, den schönen Ort zu sehen, wo Dein Vater seine Kindheit theilweise verlebte? Ich denke, wir setzen den alten Spießmann in's Haus und fahren auf ein paar Tage mit ihm!

„Die Freude leuchtete aus Mechthildens Auge, als der Vater so sprach. Sie ordnete so schnell als möglich Alles, packte das Nothwendigste ein und war schon früh reisefertig. Und Deine Harfe wolltest Du hier lassen, meine Tochter? fragte der Oheim.

Soll ich der Freude entbehren, Dich singen zu hören? Du weißt, wie glücklich Du mich machst! Sieh', Dein Vater packt auch seine Geige ein.

„Blitzschnell war auch die Harfe im Wagen, und sie fuhren ab.

„Mechthilde war ganz außer sich, als sie das schöne Landhaus sah und die reizenden Umgebungen, die reiche Aussicht, den schönen Garten.

„Ihr könnt mir's glauben, lieber Herr," sagte der Spießmann, „ich bin auch in meinen jungen Jahren weit in der Welt herumgekommen und hab' manchen Wohnsitz reicher Herren und Adeliger gesehen, aber dem Wohnsitze des Herrn von Walsdorf möcht' ich von allem dem doch nichts vergleichen. Es ist ein Paradies. Man sieht da weit hinauf und ebenso weit hinab in das schöne Mainthal, das überall von grünen Bergen umgeben ist. Ueberall sieht man am Ufer die reichen schönen Dörfer, Flecken und Städte. Vortreffliche Weinberge und gesegnetes Ackerland ziehen sich am Ufer und an den Bergen hin. Unsere Gegend ist armselig dagegen, ob's gleich der liebe Gott bei der Austheilung seines Segens auch nicht vergessen hat.

„Ich konnt' mir's recht gut denken, daß es dem Mechthildchen dort wohl gefiel, denn ich war eher dort als das liebe Kind, da mich der Herr Schneider oder der Herr Walsdorf, wie er ja doch eigentlich hieß, als Bote hingesendet. Ich hatte ihr viel davon erzählen müssen, aber sie hat's doch, wie sie mir später sagte, noch viel schöner gefunden. Und gar die kostbare Einrichtung des Schlosses! Da hat sie sich die Augen weit gesehen. Was sie besonders anzog, waren die Bilder der Familie.

„Eins aber hatte der Oheim weggethan, nämlich das ihrige, das auch in dem Saale hing. Dazu hatte er gute Gründe. Am längsten und nachdenklichsten verweilte sie bei dem Bilde ihres Vaters, denn das war eben fast in dem Alter gemalt, in dem Mechthilde ihren Vetter in Heidelberg gesehen. Die Alten thaten,

als merkten sie nicht, wie sie immer wieder vor dem Bilde stand und es betrachtete.

„Ach, Oheim, sagte sie einmal, Du könntest mir wohl das Bild des Vaters schenken! Es wäre mir ein liebes Gut!

„So? sagte darauf ihr Oheim; gefällt es Dir so gut?

„Da wurde sie hochroth und meinte, indem sie ihre Schamröthe zu verbergen suchte, es sei ja ihres lieben Vaters Bild.

„Ach, sagte er, da ist mir doch kürzlich etwas recht Seltsames begegnet. Ich ging in Frankfurt über die Mainbrücke. Da kommt mir plötzlich ein junger Mensch entgegen, ein Student, wie es schien, der glich doch diesem Bilde, wie ein Tropfen dem anderen. Ich hätte fast laut aufschreien mögen.

„Sie fuhr mit großer Theilnahme herum und horchte auf jedes seiner Worte mit angehaltenem Athem.

„Und Du weißt gar nicht, wer's war? fragte sie, aber ihre Stimme zitterte leise bei der Frage.

„Bei dem Gedränge war er mir den Augenblick aus den Augen.

„Sie seufzte.

„Nun, Mechthilde, das Bild sollst Du haben, sagte er, und wie eine Ueberglückliche hing sie an seinem Halse mit heißen Dankesworten.

„Ihr Vater lächelte dazu, obwohl es selten an ihn kam, daß er hier lächelte. Es war ihm immer wehmüthig zu Sinne.

„Eines Abends saßen sie zusammen in einer Laube, die schon mit jungem Grün geschmückt war. Der Abend war so lau und heiter, daß der Oheim bat, sie möge spielen und singen und ihr Vater sie begleiten.

„Kaum hatte der Gesang und das Spiel begonnen, als ein Diener hastig gelaufen kam und dem Baron etwas zuflüsterte.

„Er sprang auf.

„Lieber Bruder, ich bitte Dich, sagte er, spiele fort. Es ist eben Jemand angekommen, ich werde gleich wieder hier sein.

„Er eilte weg.

„Sein Sohn war eben zurückgekehrt. Als er ihn herzlich begrüßt, fragte Ludwig: Ist der Besuch noch da?

„Der Vater bejahte. Wir erwarteten Dich mit Sehnsucht und da kommst Du zu rechter Stunde. Unsere lieben Gäste sind musikalisch und erfreuen mich eben durch ihr Spiel und Gesang. Komm' sogleich mit. Du wirst etwas Schönes hören.

„Der Sohn suchte, wie wir in Els sagen," bemerkte der Spießmann, „für einen Kreuzer Ausrede und meinte, er könne doch so nicht zu den Gästen gehen, wie er eben vom Pferde gestiegen sei; aber der Vater zog ihn mit Gewalt fort. Er mußte folgen.

„Als sie in den Garten traten, sang Mechthilde gerade das Lied, welches sie auf dem Schlosse zu Heidelberg gesungen, und ihr Vater begleitete herrlich.

„Plötzlich blieb Ludwig stehen. Er horchte. Großer Gott, rief er dann aus: was ist das? — Vater, das sind sie! Das ist die Sängerin vom Heidelberger Schloß und ihr Vater! So kann Niemand außer ihr singen, so Niemand außer ihm geigen.

„Hast Du zu viel Wein getrunken, Ludwig? fragte lachend der Vater.

„Nein, nein! rief er. Sie sind's, Vater! Sie sind's! Und mit diesen Worten eilte er auf die Laube zu.

„Es war noch hell genug, die Züge Derer zu unterscheiden, die in der Laube saßen, als er sich ihr näherte.

„Ja wahrlich, wahrlich! rief er aus und begrüßte die Beiden.

„Mechthilde war vor freudigem Schrecken keines Wortes mächtig.

„Jetzt trat der Baron herzu. Ludwig, sagte er, sieh' hier Deinen wiedergefundenen Oheim Ludwig und hier die liebe Mechthilde, seine Tochter.

„Da flog der junge Mann an des Oheims Brust und mit stürmischer Freude zu Mechthilde, deren Hand er küßte.

„Nun? fragte Mechthildens Vater, hast Du dem Vetter nicht einmal einen Kuß zu bieten? Am Ende freust Du Dich nicht einmal seiner?

„Da war's aus. Ohne Weiteres küßte der Vetter den blühenden Mund, und sie war nicht einmal böse darüber, so sehr sie auch erglühte.

„Die Zwei hatten aber nun nur Augen für einander, und Ludwig ließ Mechthildens Hand gar nicht mehr los, als ob er fürchtete, sie wieder zu verlieren.

„Aber, Vater, bat er endlich, wie hast Du sie gefunden? Wie habt Ihr Brüder Euch wieder erkannt? Erzähle doch, ich bitte!

„Da hat ihm dann der Alte Alles erzählt, was er bis jetzt wissen durfte, und der Abend flog hin mit reizender Schnelle. Endlich mahnten die Alten, und man ging in's Haus.

„Am anderen Morgen führte der Oheim Mechthilde in den Saal, wo die Bilder hingen und wohin er auch das ihrige wieder gehängt hatte.

„Als sie es sah und erkannte, schrie sie laut auf.

„Wie kommt dies Bild hierher? rief sie. Gestern hing es nicht hier.

„Du hast's nur nicht gesehen! sagte er.

„Aber wie kommst Du dazu, Oheim? fragte sie.

„Denke Dir, erzählte er, da ist vorigen Sommer mein Sohn in Heidelberg gewesen und hat da eine Sängerin gehört und gesehen, deren Bild ihm im Herzen stecken blieb. Da hat er's denn, da er gut malt, nachdem er in Mannheim das liebe Mädchen wiedergesehen, aus dem Gedächtnisse gemalt. Da Du es nun selber sehr ähnlich findest, so ist es ein Beweis, daß er das Bild doch recht lebhaft in seinem Herzen trug. Meinst Du nicht auch?

„Während sie in hoher Röthe dastand und die Augen niederschlug, faßte der Oheim ihre Hand und sagte: Ich glaube fast, wenn Du hättest malen können, Du hättest das seine auch so treu gemalt. Nicht wahr?

„Jetzt traten der jüngere und ältere Ludwig ein, und Mechthilde flog an des Vaters Brust.

„Was gibt's denn hier? fragte der erstaunt.

„Sein Bruder erzählte Alles.

„Ja, ja, rief der Jüngling, dies Bild trag' ich im Herzen und werd's mein Lebenlang darin tragen.

„Dann wär's am Ende besser, meinte lachend sein Vater, wir legten die Hände der Beiden zusammen, denn Deiner Mechthilde geht's gerade so.

„Ist's wahr, Kind? fragte der Bruder. Der Jüngling aber hatte schon ihre Hand erfaßt, und die glücklichen Väter segneten den Bund ihrer Kinder.

„Ich bin zu Ende mit meiner Geschichte," sagte der Spießmann. „Ihr könnt Euch denken, daß die Hochzeit nicht lange auf sich warten ließ.

„Als das hier in Els bekannt wurde, sagte der alte brave Schulmeister: Das hab' ich immer geahnt, daß hinter dem Herrn Schneider etwas Anderes steckte, und die Bauern meinten, es sei doch curios, daß sie daran nicht früher gedacht hätten.

„Dem Herrn Ludwig und seiner schönen Mechthilde that's ganz erstaunlich leid, von Els wegzugehen; aber es war nun einmal nicht anders, und so fügten sie sich drein. Der Herr Baron Carl aber hat dem Schulmeister ein Jahrgeld ausgesetzt. Mir hat er ein Häuschen gekauft, und der Wirthsfrau hier, die im Hause des Herrn Schneider diente, als seine Frau starb, und das Mechthildchen auf den Armen trug, schenkte Herr Baron Ludwig das Haus, worin er so lange gewohnt.

„Alle Jahre kommen sie her, und das ist ein Fest für unser

Dorf. Die zwei Herren sind nun schon alte Knasterbärte, die keinen Puder brauchten, wenn die weißen Haare Mode wären, wie Anno 1780 und da herum, aber sie sind frisch und gesund. Mechthilde aber ist, wenn auch Mutter von sieben Kinderchen, dennoch eine bildschöne Frau, und ihrer Mutter so ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Glücklichere Ehegatten gibt's nicht. Ich komme alle Jahre zu ihnen an den Main, und allemal, wenn ich die Liebe und Eintracht der beiden Brüder sehe, die einst so feindselig waren, denke ich an den Spruch der Schrift: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; denn daselbst verheißet der Herr Segen immer und ewiglich!"

Damit schloß der Spießmann. Ich dankte ihm und drückte ein Trinkgeld in seine Hand. Der Abend nahte schnell; ich mußte mich eilen, Dietz vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Der Spießmann aber rief mir nach: „Wenn Ihr einmal in die Gegend am Maine kommt, wo der Herr Ludwig von Walsdorf wohnt, so versäumt's ja nicht, zu ihm zu gehen. Laßt Euch dann die schöne Frau Mechthilde das schöne Lied vom Heidelberger Schlosse singen. Vergeßt aber ja nicht, sie Alle vom alten Spießmanne von Elz freundlich zu grüßen und ihnen zu sagen: er käme bald einmal wieder, die alten Freunde zu besuchen!"

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

# Gedichte

von

# Friedrich Rückert.

Auswahl des Verfassers.

Miniatur-Ausgabe. (11. Auflage.) Eleg. geb. mit Goldschnitt. Mit 2 Stahlstichen. Rthlr. 2. 18 Sgr. fl. 4. 30 kr.

8°-Ausgabe. (12. Auflage.) Brochirt. Mit Portrait. Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

---

# Liebesfrühling

von

## Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschn. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

---

## Neueste Volks- und Jugendschrift

vom Spinnstubenschreiber.

# Silberblicke,

Züge aus dem Leben ausgezeichneter Menschen,

gesammelt und der Jugend wie dem Volke dargeboten von

**W. O. von Horn.**

**Erster und zweiter Band.**

Geheftet à Rthlr 1. 5 Sgr. fl. 2. — Eleg. carton. à Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr. Jeder Band mit 6 prachtvollen Illustrationen.

Eine Sammlung von Biographien ausgezeichneter Menschen aus den verschiedensten Lebensverhältnissen, darinnen sich Alt und Jung zur Nacheiferung spiegeln und Geist und Gemüth daran erheben kann. Eine köstliche Weihnachtsgabe, die — so hoffen wir — von den zahlreichen Freunden der Spinnstube und ihres allbeliebten Verfassers mit Freuden willkommen geheißen wird.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

# Die Anna-Lise.

## Ein Schauspiel in fünf Akten

von

**Hermann Hersch.**

Miniatur-Ausgabe. Geheftet. Preis: 16 Sgr. fl. — 56 kr.
„ „ Eleg. geb. „ 26 „ „ 1. 30 „

Der Verfasser war in der Wahl dieses dramatischen Stoffes aus der Jugendgeschichte des „alten Dessauer" außerordentlich glücklich. Das Stück ist bereits über beinahe sämmtliche deutsche Bühnen gegangen und hat überall enthusiastischen Beifall errungen.

---

# Maria von Burgund.

## Ein Schauspiel in fünf Akten

von

**Hermann Hersch.**

Min.-Ausg. Geh. 16 Sgr. fl. — 56 kr.
„ Eleg. geb. 26 „ „ 1. 30 „

Ein gleich glücklicher Stoff, dessen Held der jugendliche Maximilian ist, später deutscher Kaiser und von Anastasius Grün als „letzter deutscher Ritter" verherrlicht.

---

# Sophonisbe.

## Trauerspiel in fünf Akten

von

**Hermann Hersch.**

Miniatur-Ausgabe. Geheftet. Preis: 15 Sgr. fl. — 54 kr.
„ „ Eleg. geb. „ 24 „ „ 1. 24 „

Auch dieses Trauerspiel hatte sich lebhaften Beifalls zu erfreuen und ist vorzüglich als Lektüre ganz besonders zu empfehlen.

---

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

# Die Naturkunde

in ihrer Beziehung

zu den gewöhnlichsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens, des Haushalts und der Feldwirthschaft,

leichtfaßlich dargestellt von

**Dr. Ludwig Glaser.**

Mit zahlreichen Illustrationen. gr. 8°. Geh. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Das Buch ist vollständig geeignet, um rationelle Haus- und Feldwirthe, sowie naturkundige Hausfrauen heranzubilden. Nirgends todte Wissenschaft, sondern praktische Lebensweisheit, es ist eine angewandte Naturkunde, die von der Wohnstube ausgeht, in Küche, Keller und Stall schaut, und die sich um Feld und Garten, um Wiese und Wald bekümmert. Allüberall wird die anschauende Erkenntniß lebendig gefördert, allüberall werden die fortschreitenden Erfindungen der Physik und Chemie praktisch angewandt und für das Leben ausgekundet.

Es kann dieses Werk ein wahrer Schatz für jeden Haushalt genannt werden!

---

# Die heilige Weihnachtszeit,

## nach Bedeutung,

## Geschichte, Sitten und Symbolen

dargestellt von

**Dr. Joh. Marbach.**

8°. 8 Bogen. Brosch. 12½ Sgr. 45 kr.

Der Inhalt zerfällt in drei Abschnitte: Die Sehnsucht im Heidenthum, die Erfüllung im Christenthum, Kampf der Weihnachtszeit mit den heidnischen Elementen und Ueberwindung derselben. — Die Geschichte der Weihnachtszeit gibt uns ein Miniaturbild von der Entwickelung des Christenthums auf Erden, worin dessen Radien und Schwingungen, sammt den menschlichen Schwankungen und Irrthümern, sich abspiegeln. In diesem großartigen Zusammenhang ist diese heilige Zeit hier aufgefaßt und dargestellt.

---

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

# Neuestes Frankfurter Kochbuch,

enthaltend zwei und vierzig Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als Sechzehn Hundert Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privat-Küchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, Erklärung der in der Küche allgemein gebräuchlichen Ausdrücke, das Dressiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speisezetteln und einem Anhange:

## Vorschriften über das Tranchiren.

Herausgegeben von

**W. Schünemann,**

Inhaber des Hotels, großer Hirschgraben Nr. 19.

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.

In Sarsenet gebunden Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. rh.
brosch. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr.

Der gegenwärtigen fünften Auflage, die um mehr als hundert Recepte vermehrt und wobei wiederum das Einmachen der Früchte, Gemüse und Fleischarten — auch jenes in hermetisch verschlossenen Büchsen — gründlich erörtert wurde, ist eine Einleitung beigegeben, wodurch man in den Stand gesetzt wird, das Kochen ohne alle weitere Anleitung selbstständig von Grund aus zu erlernen.